BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Leprince de Beaumont, Jeanne-Marie, 1711-1780

Der Frau Maria le Prince de Beaumont lehrreiches Magazin für Arme, Handwerksleute, Dienstboten und das Landvolk Aus dem französischen übersetzt und zum katholischen Gebrauche eingerichtet
Bd.: Erster Theil.

Augsburg 1776

Asc. 393-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10260001-4
VD18 80273319

Der Frau
Maria le Prince de Beaumont,
lehrreiches
Magazin
für
Arme, Handwerksleute, Dienstbothen und das Landvolk.

Aus dem französischen übersetzt,
und
zum katholischen Gebrauche
eingerichtet.

Erster Theil.

Augsburg.
Im Verlage bey Joseph Wolff, 1776.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorbericht
des
katholischen Herausgebers.

Das gegenwärtige Magazin für Arme, Handwerksleute ꝛc. ist zwar schon ins Deutsche übersetzt gewesen, und zwar durch den H. Joh. Joach. Schwabe in Leipzig, welcher auch die vorhergehenden Schriften dieser Verfasserinn, wenigst die Magazine übersetzet, und hin und wieder zum deutschen Gebrauche, wie er selbst versichert, eingerichtet hatte: man möchte also denken, gegenwärtige Auflage wäre nicht nöthig, oder gar für einen Nachdruck anzusehen. Allein um zu zeigen, daß man irrete, wenn man auf dieser Meynung verharren wollte, ist mehr nicht nöthig, als zu erinnern, daß Herr Schwabe seine Uebersetzung schlechterdings für protestantische Leser eingerichtet, und alles das weggelassen habe, was immer auf die katholische Lehre abzielte. Aus dieser Ursache blieben alle jene Unterredunnen insgesammt weg, welche über die fünf Gebothe der Kirche, und über die sieben heilige Sacramen-

te im französischen Original vorkamen, dessen nicht zu gedenken, was durch das ganze Werklein von Anhörung der heiligen Messe u. a. dgl. vorgetragen wird.

Wie wohl nun also die Ausgabe des Herrn Schwabe für Leute von seiner Religion sich schicken mag, so ist sie doch für katholische Leser ganz und gar unbrauchbar, welche das Wesentliche der katholischen Lehre eben so wenig entbehren können, als überflüssig es demselben schien, in seiner Ausgabe beyzubehalten, daß es gut wäre, alle Tage Messe zu hören, oder die Ehe für ein heiliges Sacrament zu halten.

Alle diese Sachen also, welche dem Katholicken ganz unentberlich sind, und bey der Leipziger Ausgabe weggeblieben, sind bey dieser, wenigstens Auszugsweise, nach dem französischen Original, wieder hinzugekommen, wodurch sie auch merklich stärker angewachsen ist, welches man nicht so viel an der Zahl der Bogen, als dem reichern Inhalt nach beurtheilen muß; und eben darum wird man nicht behaupten können, daß diese Ausgabe unnöthig, oder gar für einen Nachdruck zuhalten sey; und ungeachtet nicht geläugnet wird, daß man sich die Schwabische Uebersetzung zu Nutzen gemacht, so wird man doch auch finden, daß solche fast auf allen Blättern Veränderungen nöthig hatte, und daß also die gegenwärtige Ausgabe für eine ganz neue Umarbeitung anzusehen sey.

Einlei-

Einleitung.

Mutter Johanne, Mademoiselle Gut.

Mutter Johanne.

Ich bitte sie um Verzeihung Mademoiselle wegen der Beschwerlichkeit, die ich ihnen verursache, daß ich mir die Freyheit nehme, sie zu besuchen. Unser kleines Hannchen aber hat mir gesaget, sie hätten sich so viele Mühe gegeben, es lesen, schreiben und rechnen zu lehren, daß ich mich nicht habe enthalten können, herzukommen, und ihnen dafür zu danken, da ich erfahren habe, Sie wären auf einige Zeit hieher gekommen.

Madem. Gut.

Sie machet mir viel Vergnügen, meine liebe Johanne. Ihre Kleine ist ein recht gutes Kind, womit man da, wo sie sich befindet, sehr zufrieden ist. Sie hat eine große Begierde, ihre Pflichten gegen Gott und ihre Herrschaft zu lernen. Sie hat mich sehr gebethen, ich möchte sie und die ganze Familie von ihr grüßen.

Mutter Johanne.

Sie hat sich da recht viel Freyheit genommen. Es ist wahr, das Kind ist ein gutes Herz. Was das Lernen ihrer Pflichten anbetrifft, so hat sie solches sehr nöthig. Wir armen Leute, wir mögen immerhin Gott gern dienen wollen, so wissen wir doch nicht, wie wir es recht anfangen sollen. Wenn man in den Büchern lesen könnte, wie die Leute, die in den Städten wohnen, so könnte man seine Schuldigkeit lernen, und seine Kinder unterrichten, wie es sich gehörete. Aber ich kenne nur Weiß und Schwarz darinnen, und bin sehr unwissend; also habe ich ihr auch nicht viel sagen können. Indessen habe ich es ihr doch sehr eingebunden, sie solle sich klug aufführen, und keinem Menschen etwas zu Leide thun. Ueber dieses hat ihr armer Vater, Gott habe ihn selig! so wohl als ich, ihr stets empfohlen, sie solle sich keine Schande zuziehen. Wir sind stets, Gott sey Dank! für ehrliche Leute gehalten worden.

Madem. Gut.

Gott von ganzem Herzen dienen, seinem Nächsten nichts Böses thun, das ist das Hauptwerk, das ist das Mittel, den Himmel zu gewinnen, meine liebe Johanne.

Mutter Johanne

Sie reichen Leute, sie können wohl Gott dienen: aber wir armen elenden Leute, die wir verbunden sind, zu arbeiten, damit wir unser Brod verdienen, wir haben kaum die Zeit, daß wir des Morgens und Abends ein Vater unser

und Ave Maria bethen, und des Sonntages in die Kirche gehen können.

Madem. Gut.

Sie irret sich sehr, Mutter Johanne, wenn sie glaubet, es sey den Reichen leichter, als den Armen, Gott zu dienen. Höre sie, Mutter Johanne, ich soll sechs Monate hier auf dem Lande zubringen. Wenn sie alle Sonntage Ihre guten Freundinen, nachdem sie aus der Kirche gekommen, zusammenkommen lassen will, so wollen wir miteinander von den Mitteln reden, Gott zu dienen; und sie wird sehen, daß der Weg zum Himmel den Armen viel leichter ist, als den Reichen. Lebe sie wohl, meine liebe Mutter, ich werde sie den nächsten Sonntag erwarten. Bleibe sie da nicht aus.

Namen
der sich unterredenden Personen.

Mademoiselle Gut.
Johanne, eine Hausmutter und Wittwe.
Marie, des Herrn Amtmannes Magd.
Niklas, ein reicher Pachter.
Aenne, welche des Pachters Niklas Vieh hütet.
Peter, Niklasens Knecht, ein Trunkenbold, Flucher und grober Mensch.
Karl, Niklasens Sohn, der das Leineweberhandwerk lernet.
Frau Pernotinn, des Würzkrämers Frau in dem Flecken.
Thomas, ein Tagelöhner, ein großer Trunkenbold.
Gottfried, der Diener eines Edelmannnes, welcher einige Tage auf dem Lande zubringt.
Paul, ein Leineweber, der Garn stielt.
Andres, der Müller des Dorfes, ein Mehldieb.
Eine blinde Frau, welche Almosen bettelt, Liese genannt.
Anne, eine andere Frau, welche beym Spinnen Almosen bettelt.
Mieke, der Mutter Johanne Tochter, welche in einer benachbarten Stadt nehen lernet.
Therese, eine Leinewandhändlerinn in eben der Stadt.
Esther, die mit Gottfrieden einerley Herrn dienet.
Viele andere Bauren und Bäurinnen.

Magazin
für
Arme, Handwerksleute, Dienstbothen und das Landvolk.
Erster Theil.

Der erste Sonntag.

Madem. Gut.

Ey mein Gott! Mutter Johanne, sie hat mir auch Mannspersonen zugeführet. Ich dachte nur ihre guten Freundinnen bey ihr zu sehen.

Niklas.

Die Mutter Johanne hat uns gesaget, sie wollten die Weibspersonen den Weg zum Himmel lehren. Wir möchten aber auch gern hineinkommen, ob wir gleich Mannspersonen sind. Man muß uns also ebenfalls den Weg dahin zeigen.

Man saget, er sey sehr schwer und sehr schmal, Mademoiselle.

Madem. Gut.

Ohne Zweifel: der Weg zum Himmel ist für die Großen und Reichen sehr schmal: für euch aber, meine guten Leute, ist er ganz leicht.

Niklas.

Das kann nicht seyn, Mademoiselle. Sie reichen Leute, sie haben alle wohl Zeit, zu bethen, und in alle Predigten zu gehen. Sie können auch den Armen viel geben. Wir aber, wir können von dem allen nichts thun. Man hat seine Arbeit; man muß darauf denken, wie man seine Steuren und Gaben bezahlen, und hernach seinen Pacht abtragen will. Man steht in Furcht vor den Schlossen; man fürchtet den Regen zu einer Zeit, und wünschet ihn zu einer andern. Alle diese Dinge und noch tausend andere nehmen einem dergestalt den Kopf ein, daß man keine Zeit hat, an das Bethen zu denken.

Marie.

Er hat doch noch mehr Zeit, als ich, die ich alle Tage zehn Personen zu speisen und zu befriedigen habe, ohne diejenigen zu rechnen, die noch von ungefähr dazukommen. Ich bin von fünf Uhr des Morgens bis um eilf Uhr des Abends auf. Alles, was ich thun kann, ist, daß ich den Sonntag in die Messe laufe; und ich würde nicht Zeit gehabt haben hieher zu kommen, wenn die Frau Amtmanninn nicht die Güte gehabt hätte, eine andere Person anzunehmen, welche mir die Zeit über helfen soll, die Mademoiselle in dem Flecken

seyn

seyn wird, damit ich eben so könne unterrichtet werden, wie die andern.

Madem. Gut.

Ihr glaubet also, meine lieben Leute, man müsse den ganzen Tag in der Kirche seyn, wenn man ein guter Christ seyn wolle? Gar nicht. Ihr könnet fromm und heilig werden, wenn ihr das thut, was ihr alle Tage thut; ihr dürfet nur alles, was ihr thut, wegen Gottes thun, und es recht thun; es kömmt bloß darauf an, daß ihr aus Liebe zu ihm eure Arbeiten und Beschwerden ertraget, und sie ihm aufopfert.

Marie.

Lehren sie uns denn, Mademoiselle, wenn Sie so gütig seyn wollen, wie wir unser Thun und Lassen anstellen müssen, damit es Gott angenehm werde. Mich dünket, ich möchte ihn gern von ganzem Herzen lieben, und ihm gefallen; man saget, er sey so gütig.

Die Blinde.

Das läßt sich wohl abnehmen; man darf nur mich ansehen, wenn man etwas davon wissen will. Es ist den Reichen sehr leicht, Gott zu lieben, weil er ihnen so viel Gutes thut; wie könnten wir elenden Leute aber, die er nur zum Leiden in die Welt gesetzet hat, ihn wohl lieben? Sieht man nicht, daß er sich wenig um uns bekümmert, und es uns an Brode, an Kleidern und an andern Nothdürftigkeiten mangeln läßt?

Madem. Gut.

Was saget sie da, meine Freundinn? Die Armen sind die Lieblinge des lieben Gottes; und

sie saget, er bekümmere sich nicht um sie. Bitte sie ihn um Verzeihung wegen desjenigen, was sie gesaget hat; denn sie beleidiget ihn gewiß sehr. Weis sie nicht, daß Jesus Christus, welcher der Herr alles Goldes und Silbers ist, welches sich in der ganzen Welt befindet, hat arm seyn wollen, wie sie? daß er Marien, seiner heiligen Mutter, keinen Reichthum hat geben wollen ob es gleich nur an ihm lag, sie zu einer Königinn zu machen. Ist ihr unbekannt, daß sein Pflegevater Joseph ein armer Zimmermann war, welcher den ganzen Tag arbeiten mußte? Weis sie nicht, daß diejenigen, die er zu erst zu seiner Krippe gerufen, ihn anzubethen, arme Landleute waren wie sie, Hirten, die das Vieh hüteten; daß er zu seinen Freunden und Gefährten arme Fischer erwählete, welche fortfuhren, ihren Lebensunterhalt durch Arbeiten zu gewinnen; daß er sie mit Gerstenbrode ernährete, und vielmals Hunger leiden ließ, er, der so viele Wunder that und fünftausend Mann mit fünf Broden und einigen wenigen Fischen sättigte?

Der Tagelöhner.

Nach ihrer Rechnung, Mademoiselle, sollte ich wohl noch Gott danken, daß ich eine Frau und drey Kinder mit vier Groschen des Tages zu ernähren habe, die ich verdiene, wenn ich wie ein Pferd arbeite; daß ich nur einen schlechten, ganz zerrissenen Rock habe; daß ich nur eitel Brod esse, das ganze Jahr entweder die Sonnenhitze ausstehe, oder bis auf die Knochen durchnässet werde; und am Ende dieses alles habe ich die Hoffnung, betteln

teln zu gehen, wenn ich alt werde, oder höchstens in einem Spittel zu sterben, wofern ich nicht vor der Zeit den Hals oder Arm und Bein breche.

Madem. Gut.

Wenn ich ihm sagete, der König, welcher alles weis, was er leidet, sey Willens, ihm in zehn Jahren gute Einkünfte zu geben, damit er bequem leben könne; jedoch unter der Bedingung, daß er seine Arbeit verrichte, so wie es sich gehöret, und sie aus Liebe zu ihm thue: würde ihn das wohl wegen aller der Mühseligkeit trösten, die er diese zehn Jahre über haben könnte? Würde er mit gutem Herzen arbeiten, in der Hoffnung auf diese guten Einkünfte?

Der Tagelöhner.

Ich würde sagen, sie hielten sich nur über mich auf: der König kennete mich nicht, und ich würde auf einem Misthaufen sterben, wenn ich sonst nichts hätte, als was er mir gäbe. Allein, ich wünsche mir nicht im geringsten solche Einkünfte; ich würde schon zufrieden seyn, wenn ich nur so viel verdienen könnte, daß ich meine Frau und Kinder ernährete.

Madem. Gut.

Gott wird ihm zuerst die Mittel geben, seine Familie zu ernähren, wenn solches zur Ehre Gottes und zu seiner Seligkeit gereichen kann. Er wird es aber bey einer so schwachen Belohnung nicht bewenden lassen. Wenn er ihn liebet; wenn er für ihn arbeitet, so wird er ihm den Himmel geben, worinnen er vollkommen glückselig seyn

wird; woselbst ihm nichts fehlen wird, weil er selbst sein Schatz seyn wird.

Der Tagelöhner.

Ich kann nicht für Gott arbeiten, welcher meine Arbeit nicht brauchet. Was ist ihm daran gelegen, sagen sie mir es doch, ob ich Mertel zutrage, oder ob ich die Arme übereinander schlage, und dastehe? Er wird dadurch weder schlimmer noch besser werden. Daß ich so arbeite, geschieht nur, damit ich mich und diejenigen ernähre, die mir angehören.

Madem. Gut.

Ich weis es, mein lieber Freund, Gott brauchet seine Arbeit nicht. Er ist aber so gütig, daß, wenn er aus Liebe zu ihm und aus Gehorsame gegen seine Gebothe arbeitet, wenn er es ihm den Tag über oftmals saget, es eben so viel seyn wird, als wenn ihm seine Arbeit einiger Maßen nützlich seyn könnte; und er wird ihm hunderttausendmal mehr dafür belohnen, als der zweyte Herr, für den er den Tag arbeitet. Er saget, er arbeite tageweise. Er saget, er arbeite, damit er seine Frau und Kinder ernähre. Hat die ihm aber nicht Gott gegeben? Gehören sie nicht vielmehr Gott, als ihm zu? Wenn er sie als ein Geschenk ansieht, welches ihm Gott gegeben hat; und wenn er sie aus Liebe zu ihm ernähret: so muß ihm diese Absicht gewiß wohlgefallen, und wird nicht unbelohnt bleiben.

Der Tagelöhner.

Sie sagen uns oft, Mademoiselle, man müsse aus Liebe zu Gott arbeiten. Wie kann ich ihn aber lieben? Ich kenne ihn ja nicht?

Madem Gut.

Wenn ich ihn bäthe, er möchte mich ein wenig lieben; er möchte mir einen kleinen Dienst leisten: würde er mir das wohl abschlagen, mein lieber Freund?

Der Tagelöhner.

Ich, ich sollte mich weigern, das zu thun, was sie mir beföhlen? Ich sollte sie nicht lieben? Ich wollte lieber ein ganzes Jahr nicht in das Wirthshaus gehen. Gehen sie, Mademoiselle, ich habe ein gutes Herz; und wenn man mir einen Dienst erweist, so bin ich nicht undankbar. Diesen Fehler wird man mir nicht vorwerfen. Sie sind gegen meine arme Frau in ihren letzten Wochen so gütig gewesen; befehlen sie nur, sie sollen es sehen.

Madem. Gut.

Ich will ihn nicht betriegen, mein lieber Freund. Ich bin es nicht gewesen, die seiner armen Frau etwas gegeben hat; es ist eine mildthäthige Person gewesen, welche sie kennet, und lieb hat; die hat mir das Geld gegeben, daß ich es ihm zustellen sollte. Diese Person nun hat von ihm einige kleine Dienste vonnöthen; und sie hat mich gefragt, ob er sie nicht ein wenig lieben wollte.

Der Tagelöhner

Das kann man ja nicht errathen. Ich bin ihnen sehr verbunden, daß sie es mir gesaget haben. Was das anbetrifft, daß ich diese so gütige Person lieben, und ihr dienen soll, so darf sie nur reden; ich kenne sie ja nicht: aber ich kenne ihr Geld und das Zeug, das sie meinem Kleinen gegeben hat.

Madem. Gut.

Man kann also diejenigen lieben, die uns Gutes thun, wenn man man sie gleich nicht kennet. Nun, mein lieber Freund, es ist Gott, der seine Frau kennet, und sie liebet, der mir das Geld gegeben, und befohlen hat, ich solle ihr beystehen; und ihm ist er allen Dank dafür schuldig. Er sieht wohl, daß er sich ohne eine entsetzliche Undankbarkeit nicht weigern könnte, wenigstens eben so gegen ihn zu seyn, als er gegen mich ist. Ich sage wenigstens, mein Freund; denn wenn er ein gutes Herz hat, wie er saget, so muß er gegen Gott noch dankbarer seyn, als er gegen mich seyn würde, wenn ich auch mein ganzes Leben zugebracht hätte, ihm Dienste zu leisten, und ihn mit Gütern zu überhäufen. Dennoch würde das alles nichts seyn in Vergleichung mit dem, was Gott für ihn gethan hat. Hat er ihm nicht das Leben gegeben? Erhält er ihn nicht gesund; mit einem Worte, überhäufet er ihn nicht mit Gütern, und will er nicht noch mehr an ihm thun? Ist es nicht Gott, der ihm den Himmel geben will, wenn er so glücklich ist, und dahin kommen wird, wie ich wünsche? Giebt er ihm nicht im Ue-

berflusse alle die Mittel, daß er dahin kommen könne?

Der Tagelöhner.

Er giebt sie mir also recht heimlich, Mademoiselle; denn ich habe sie noch niemals wahrgenommen. Ey, welches sind denn diese Mittel? sagen sie es mir doch.

Madem. Gut.

Diese Mittel, mein Freund, sind die Armuth, die Nothwendigkeit zu arbeiten, die Mühseligkeiten, die Beschwerlichkeiten des Lebens. Er kann, wenn er will, keinen Schritt thun, nicht das Geringste vornehmen, was ihn nicht auf dem Wege zum Himmel weiter bringt.

Der Tagelöhner.

Wie können sie die Nothwendigkeit zu arbeiten unter die Wohlthaten Gottes setzen? Ich versichere sie, Mademoiselle, ich sehe die Nothwendigkeit als ein großes Unglück an; ich wollte mich viel lieber lustig machen, so wie die Reichen.

Madem. Gut.

Höret mich recht an, meine lieben Leute. Nachdem Adam Gott ungehorsam gewesen war, so verdammete er ihn und seine Kinder, sie sollten im Schweiße ihres Angesichtes ihr Brod essen. Diese Buße legete Gott den Reichen so wohl auf, als den Armen. Jedermann ist verbunden, zu arbeiten, entweder mit der Hand, oder mit dem Kopfe, bey Strafe dem Schöpfer ungehorsam zu seyn, und ihm zu misfallen. Die Reichen haben die Gelegenheit, dieses Geboth Gottes zu vergessen, weil sie nicht brauchen, für ihren Lebensunterhalt

zu

zu arbeiten. Die Armuth aber verhindert euch, es zu vergessen, daß ihr im Schweiße eures Angesichtes euer Brod essen sollet; und es ist ein großer Vortheil, wenn man keine Gelegenheit hat, Gott ungehorsam zu seyn.

Ein fauler Bauer.

Weil die Arbeit die Buße des Menschen ist, so gestehen sie nur, daß sie etwas sehr unangenehmes ist. Denn sie wissen wohl, wenn man eine Strafe aufleget, so ist es keine Sache, die ein Vergnügen machet, welche man befiehlt.

Madem. Gut.

Unter den Menschen nicht, mein Sohn. Wenn sie strafen, so haben sie gemeiniglich nicht Lust, ein Vergnügen zu machen. Unser Gott aber ist so gütig, daß er ein großes Vergnügen mit der Arbeit verknüpfet, ob er sie uns gleich als eine Buße aufgeleget hat.

Der Faule.

Das könnten sie sieben Jahre lang alle Tage predigen, ich würde doch nicht ein Wort davon glauben. Sehen sie, Mademoiselle, ich bin recht arm, wie sie aus meinem ganz zerrissenen Kleide wohl sehen können. Ich lebe von Brode und Wasser; und es ist gewiß, wenn ich ein wenig mehr arbeiten wollte, so würde ich es bequemer haben. Ich hasse aber die Arbeit dergestalt, sie kömmt mir so sauer an, daß, wenn ich alles zusammenrechne, und alles abgezogen habe, ich doch lieber ganz nackend gehen, und schmale Bissen essen, als arbeiten will. Wenn

die Arbeit ein Vergnügen machete, so würde ich so viel arbeiten, als man wollte.

Madem. Gut.

Er kann nicht sagen, daß die Arbeit kein Vergnügen machet; denn er hat es niemals erfahren. Versuche er es einmal, und arbeite er ein einziges Jahr lang, so wie es sich gehöret, und er wird mir nach Verlaufe desselben sagen, es sey ihm viel kürzer vorgekommen, als die andern. Die Arbeit entfernet die Krankheiten, sie tödtet die lange Weile, den Ekel. Sie verschaffet einen guten Appetit, einen guten Schlaf; sie machet lustig, zufrieden, und die größte Buße, die man einem Menschen auflegen könnte, der gewohnt wäre, zu arbeiten, wäre die, daß er acht Tage müßiggehen, und die Hände in den Schooß legen sollte. Den müßigen reichen Leuten werden Zeit und Weile wie einem Hunde lang, meine lieben Leute. Es ist also ein großer Vortheil, wenn man in einem Stande geboren ist, der uns die Gewohnheit zu arbeiten wird lernen lassen. Wenn es aber in diesem Leben ein Glück ist, so ist es ein noch viel größeres Glück für das andere Leben. Eure Mühseligkeiten, eure Armuth, (denn ungeachtet eurer Arbeit werdet ihr noch immer sehr arm bleiben;) diese Mühseligkeiten, sage ich, bringen euch auf den Weg zum Himmel. Ich bin eifersüchtig über euch; denn es ist gewiß, die Reichen werden mehr Mühe haben, selig zu werden, als ihr. Christus hat es gesaget.

Die Blinde.

Das kann ich nicht glauben, Mademoiselle; ich begehe alle Tage tausend Sünden aus Ungeduld; ich brumme, ich murre wider die Reichen, die mir ein Almosen versagen; ich beklage mich über Gott, der mir lauter Böses und Mühseligkeit giebt. Ist das der Weg zum Himmel?

Madem. Gut.

Nein, gewiß nicht, meine liebe Freundinn. Sage sie mir aber, wenn sie nun recht gebrummet, recht gemurret hat, bekömmt sie dadurch Brod?

Die Blinde.

Nein, gewiß nicht, Mademoiselle: aber es tröstet mich; das verhindert noch nicht, daß ich nicht höchst unglücklich sey, so wie diejenigen, die ihr Brod betteln müssen, wie ich. Mich dünket, wenn ich reich wäre, ich wollte Gott so sehr lieben, als er verlangete.

Madem. Gut.

Das dünket sie nur, meine liebe Frau: ich will ihr aber beweisen, daß sie sich irret. Ach! meine lieben Leute, ich würde mein ganzes Lebenlang mit euch reden, und euch doch nichts Gutes thun können, wenn Gott nicht meine Worte segnete. Wir wollen ihn also bitten, daß er uns seinen heiligen Geist sende, damit der zu unserm Herzen rede, unterdessen, daß ich zu euren Ohren rede. Fallet auf die Knie, und saget das stille, was ganz laut sagen werde.

Mein Gott, erweise uns die Gnade, und lehre uns recht, was wir thun müssen, wenn wir dir

die-

dienen und gefallen wollen. Gieb uns deinen heiligen Geist, damit wir die Unterweisungen recht begreifen, die wir erhalten werden, und schenke uns zu gleicher Zeit die Gnade, dasjenige zu thun, was du uns zu erkennen geben wirst; denn ohne dich vermögen wir nichts von dem allen.

Das erste, was man thun muß, wenn man auf den Weg zum Himmel kommen, und das ewige Leben erhalten will, ist, daß wir uns in den Stand der Gnade Gottes setzen. Was heißt aber der Stand der Gnade Gottes? Verstehet ihr das, was das sagen will, Aenne? Fürchtet euch nicht, mir zu antworten mein Kind; ich bin eure gute Freundinn; das könnet ihr mir sicher glauben; seyd also nicht furchtsam bey mir. Wenn ihr es nicht wisset, so will ich es euch lehren. Ich wußte es vorher auch nicht, ehe man es mich gelehret hat.

Aenne.

O verzeihen sie mir, Mademoiselle! ich weis, sie sind sehr gelehrt: denn sie lesen den ganzen Tag. Was mich anbetrifft, so habe ich einen so harten Kopf, daß ich meinen Katechismen nicht habe lernen können; ich kann nichts merken. Daher bin ich auch noch nicht das erstemal zur Communion gegangen, ob ich gleich sechzehn Jahre alt bin.

Mutter Johanne.

Hören sie, Mademoiselle, ich muß ihnen sagen, was ich auf dem Herzen habe. Es ist, daß wir einen Pfarrer haben, der über alles krickelt, und dem alles nicht recht ist. Bald will er das,

bald will er jenes; man wird niemals mit ihm fertig: und wenn die Heiligen aus dem Paradiese wieder auf die Welt kämen, so glaube ich, sie würden noch viele Mühe haben, ihn zu befriedigen. Der vorige nahm es nicht so gar genau; er that drey oder vier Fragen an einen, und wenn man ihm antwortete, wie es sichs gehörete, so war alles gesaget. Man hat mich nicht mehr gefraget, als ich das erstemal zum Abendmahle gieng.

Niklas.

Ich wollte es ihm verzeihen, daß er die jungen Leute fragete, so lange als er wollte, aber nicht, daß er seine Nase in alles stecket, wo er nichts zu thun hat. Man sollte sagen, er hätte einen Kobold in seinen Diensten, der ihm von allem Nachricht giebt, was wir thun. Warum betrinket ihr euch? Warum habet ihr doch eure Frau geschlagen? Bessert euch von der Gewohnheit zu schwören, zu zanken. Was geht das ihn an? Wird er dafür in die Hölle kommen, wie die andern?

Madem. Gut.

Ganz gewiß, mein Freund; wenn er das nicht thut, was auf ihn ankömmt, euch zu guten Christen zu machen. Ihm sind eure Seelen aufgebunden; er wird dafür Rechenschaft geben müssen.

Mutter Johanne.

Immerhin: aber warum will er, daß unsere Kinder vielmehr davon wissen sollen, als wir. Man sollte sagen, er wollte mit allen seinen Fragen Doctoren aus ihnen machen. Da hat er nun schon zwo Fasten herdurch sie zwo Stunden des Tages aufgehalten, ihnen den Katechismus

zu

zu erklären, als wenn man sonst nichts anders zu thun hätte, als das man ihn anhörete. Wozu dienet das? Unter der Zeit bleibt die Arbeit liegen; und er kümmert sich viel darum; er hat seinen Tisch stets fertig.

Madem. Gut.

Ach arme Mutter Johanne, kann sie so reden? Sie fraget, wozu es diene, daß man so gut unterrichtet werde. Es dienet dazu, daß man in den Himmel komme. Man kömmt nicht hinein, wenn man durch seine Schuld das nicht weis, was man wissen sollte. Sie saget, unterdessen, daß man in der Katechismuslehre sey, bleibe die Arbeit liegen: Ihre vornehmste Arbeit aber ist, in den Himmel zu kommen, selig zu werden, nicht in die Hölle zu kommen. Das Leben ist sehr kurz, meine arme Johanne; sie hat bis jetzo viel Widerwärtigkeit darinnen gehabt. Nun wohl; alles das ist vorbey. Wenn sie nur ein Wohlleben geführet hätte, wenn sie sich recht lustig gemachet hätte, so würde es auch vorbey seyn, und ihr nichts davon übrig bleiben; das wird in ihrem ganzen Leben so gehen bis an ihr Ende. Die Mühseligkeiten und Vergnügen, die man das längste Leben hindurch wird gehabt haben, werden einem wie ein Traum vorkommen. Es wird alsdann zu Nichts dienen, daß man reich und glücklich gewesen ist: es wird aber zu Viel dienen, wenn man von seiner Religion unterrichtet gewesen, wenn man den lieben Gott geliebet, wenn man ihm gedienet hat. Ueber dieses so ist es eine Einbildung, wenn man glaubet, der Gottesdienst

halte, die Arbeit auf; er befördert sie vielmehr, weil der Herr sie segnet. Versuche sie es nur, und sie wird sehen, daß ich die Wahrheit sage.

Mutter Johanne.

Was das anbetrifft, daß man Gott lieben soll, so ist es nicht sehr schwer. Mich dünket, ich liebe ihn von ganzem Herzen, ob ich gleich nicht viel bethe.

Madem. Gut.

Wenn man den lieben Gott recht liebet, Mutter Johanne, so ist man sorgfältig bedacht, seine Gebothe zu halten; man fürchtet sich, ihn zu beleidigen; denn sie weis so gut, als ich, wenn man eine Person recht liebet, so meidet man alles, was ihr misfallen kann.

Mutter Johanne.

Und worinnen sollte ich denn den lieben Gott beleidigen? Hören sie, Mademoiselle; ich gehe alle Jahr zur österlichen Beichte; und ich habe immer einerley zu sagen: das sind aber eben keine große Sünden. Ich thue niemanden Unrecht, und ich habe nichts von dem Gute eines andern, was mir in die Augen stechen könnte. O wahrhaftig, ich fürchte nicht, daß man der Mutter Johanne und den ihrigen in diesem Punkte etwas vorwerfen könne. Man geht in die Kirche; man verrichtet sein Gebeth, bald gut, bald schlecht; denn man hat seine Sachen und seinen Verdruß in seinem Kopfe; einer armen Wittwe vornehmlich fehlet es daran nicht. Man wird ungeduldig; man erzürnet sich über dieß, über jenes; und alsdann zanket man; man schilt, man giebt

einem Kinde eine Ohrfeige, einer Magd einen Stoß mit dem Fuße: ehe man aber die Hand umdrehet, so sieht man nichts mehr davon. Man wird nichts Böses wider seinen Nächsten erdichten: aber man redet davon; und ich glaube nicht, daß das so gar bös sey, wenn man nichts weiter als die Wahrheit saget. Indessen klaget man sich doch im Beichtstuhle darüber an; man muß doch etwas vorbringen. Man murrt über dieß oder jenes, so einen verdrießt. Man lügt zuweilen: aber das geschieht nur, dieses zu entschuldigen, jenes zu besänftigen, sein armes Leben hinzubringen; denn die Leute wollen die Waare um nichts haben. Nun auf ihr gutes Gewissen, glauben sie wohl, daß mich Gott um dieser Kleinigkeiten willen in die Hölle schicken wolle? denn andere Sünden thue ich nicht. Sie wissen itzt, was mein Beichtvater weis.

Madem. Gut.

Das ist schon genug, Mutter Johanne, und weil sie mich bittet, ich sollte nach meinem Gewissen reden, so sehe ich nicht, wenn sie jetzt sterben sollte, wie Gott ihr den Himmel schenken könnte; denn sie hat ihm bis hieher so schlecht gedienet, daß es nicht schlechter seyn kann.

Mutter Johanne.

Gehen sie, gehen sie, Mademoiselle; Gott ist gütig, und sieht nicht so genau darauf, als sie es uns gern bereden wollten. Ich glaube, Gott verzeihe es mir, sie verstehen sich mit unserm Pfarrer. Hat er mir nicht verwichene Ostern die Lossprechung bis Pfingsten versagt? Was mich

aber tröstet, ist dieß, daß es wohl der Hälfte aus den Pfarrkindern eben so gegangen ist, der Pfarrer und der Vicarius sind beyde gar zu gewissenhaft.

Madem. Gut.

Sie machet mir einen großen Begriff von ihren Seelsorgern, Mutter Johanne. Ach! es kömmt nur auf ein Wort an. Will sie selig werden oder verloren gehen? Man kann nicht in den Himmel kommen, wenn man so lebet, wie sie lebet; das bin ich versichert.

Mutter Johanne.

In Wahrheit Mademoiselle, es fehlet ihnen an christlicher Liebe. Warum haben sie eine so schlechte Meynung von mir? Bin ich eine Diebinn?

Madem. Gut.

Gott behüte mich, daß ich solches denke, Mutter Johanne. Ich halte sie für eine sehr ehrliche Frau. Daß man gut und ehrbar ist, daß man seinem Nächsten kein Unrecht thut, das ist wohl etwas, aber es ist nicht genug. Ich wiederhole es, sie ist auf einem schlimmen Wege.

Der Pachter.

Ey; auf was für einem Wege sind wir denn? Mutter Johanne ist, was die Ehre anbetrifft, die Perl in dem Kirchspiele. Ich sage das nicht deswegen, weil sie meine Gevatterinn ist, sondern weil es wahr ist. Was muß man denn thun, nach ihrer Meynung, wenn man in den Himmel kommen will?

Madem. Gut.

Man muß das glauben, was Jesus Christus ge-

gesaget hat, das thun, was er befohlen hat; das heißt, das Böse hassen, und das Gute thun. Gleichwohl ist es noch nicht genug, daß man nur das Gute thut, wenn man es nicht bey der Ausübung deswegen thut, damit man Gott gefalle, dabey aber nicht suchet, daß man von den Menschen gelobt werde.

Der Pachter.

Sie verlangen gar zu viel dabey, Mademoiselle. Was ist doch daran gelegen, aus was für einem Bewegungsgrunde man das Gute thue, wenn es nur geschieht?

Madem. Gut.

Daran ist viel gelegen, Niklas. Ist es nicht wahr, mein Freund, er würde meinem Bedienten nicht bezahlen wollen, wenn er zu ihm käme, und seinen Lohn von ihm foderte? Er würde ganz recht zu ihm sagen: Mein Freund warum wollet ihr, daß ich euch bezahlen soll? Gehet zu denen Leuten, denen ihr gedienet habet, für die ihr gearbeitet habet. Sie müssen euch bezahlen, und nicht ich. Ich bin nur meinen Dienstbothen den Lohn schuldig. — Nun, diejenigen, welche gute Werke thun, die Hochachtung der Menschen zu gewinnen, werden von Gott eben die Antwort erhalten, die er meinem Diener geben würde. Er wird zu ihnen sagen: Ihr habet mir nicht gedienet; warum soll ich euch bezahlen? Das würde nicht billig seyn.

Der Pachter.

Man muß auch außer dem noch Zeit haben, wenn man Gott dienen will; und man muß reich

seyn, wenn man gute Werke thun will. Man hat es ihnen schon gesaget, Mademoiselle, wir haben nicht Zeit, so oft in die Kirche zu gehen, als sie. Was die guten Werke anbetrifft, so würde man solche thun, wenn man Geld übrig hätte. Wenn man aber wenig hat, so kann man wenig geben. Wenn ich so viel gäbe, als der Herr Amtmann, so müßte ich meine Kinder in das Spittel schicken, und meine Herren um das Ihrige bringen.

Madem. Gut.

Wir verstehen einander nicht, mein lieber Freund, und ich sehe, was ihn betriegt. Er versteht unter Gott dienen, oft in die Kirche gehen; unter gute Werke thun versteht er, den Armen viel geben. Das ist alles das nicht, was ich sagen will. Man kann viel bethen, ohne öfter als einmal des Tages in die Kirche zu gehen, und ohne daß man aufhöret, seine Arbeit zu thun. Hat eine Arbeit Eil, so ist es genug, an Sonn- und Festtagen der Messe beyzuwohnen. Man kann sehr mildthätig seyn, ohne den Armen Geld zu geben, welches man entweder nicht hat, oder welches man zur Unterhaltung seiner Kinder anwenden muß, welche die ersten Armen sind. Man muß ohne Zweifel alle Son- und Festtage in die Kirche gehen; und wenn die Arbeit es erlaubet, so ist es auch sehr löblich, daß man in der Woche hineingeht. Dieses letzte aber ist nicht durchaus nothwendig.

Der Pachter.

Was das alle Sonn- und Festtage in die Kirche

che gehen anbetrifft, so unterlasse ich solches niemals; und ich lasse alle meine Leute hineingehen. Was brauchet es mehr?

Madem. Gut.

Man muß sich auch unterrichen, meine lieben Leute, man muß sich durch eine aufrichtige Beichte in den Stand der Gnade Gottes setzen, und allen Fleiß anwenden, durch Vermeidung des Bösen und Ausübung der Tugenden eures Standes sich darinn zu erhalten; da man alles, was man täglich zu verrichten hat, wohl und gut, und aus Liebe Gottes verrichtet. Ich habe gesaget, das erste, was man thun müßte, wäre, daß man sich unterrichtete. Man muß also seinen Katechismus wohl verstehen. Damit wollen wir anfangen, meine lieben Leute. Aenne, könnet ihr mir wohl sagen, warum euch Gott auf die Welt gesetzet hat?

Aenne.

Daß ich ihn erkennen lernen, ihn lieben, ihm dienen, und dadurch das ewige Leben erlangen soll.

Madem. Gut.

Man kann nicht besser antworten. Gott hat euch also nicht auf die Welt gesetzet, daß ihr essen, trinken, schöne Kleider haben, tanzen, euch lustig machen sollet. Auch nicht deswegen, daß ihr reich seyn, und bequemlich leben, euch verheurathen sollet. Der liebe Gott erlaubet euch zwar, daß ihr Speis und Trank genießet, daß ihr nach der Arbeit euch ehrbar ergötzet, daß ihr euere Kräfte verwendet, des Lebens Unterhalt zu gewinnen; allein ihr müsset alles das als Mittel

ansehen, ihn erkennen zu lernen, ihn zu lieben, und ihm zu dienen; denn nur das ist unumgänglich nothwendig.

Der Pachter.

Wie kann man Gott erkennen, lieben und ihm dienen, wenn man ißt, trinkt, und alle die Geschäffte in der Wirthschaft oder bey einem Gewerbe thut?

Madem. Gut.

Sehr leicht, mein lieber Freund. Es finden sich wenig unter euch, die nicht das Fieber oder sonst eine Krankheit gehabt haben. Zu der Zeit schmeckete euch alles, was ihr aßet, bitter, und es ekelte euch davor. Wie wäre es, wenn das immer so fort daurete, und wenn ihr euer übriges Leben hindurch die Speisen eben so schlecht finden solltet, als damals? Ihr mußtet gleichwohl damals essen oder sterben. Die Güte Gottes hat euch dieser Strafe überhoben. Ihr habet nöthig, euren Leib zu ernähren. Dieser gütige Vater hat mit dieser so nothwendigen Verrichtung ein Vergnügen verknüpfet. Wir können also nicht einen einzigen Bissen essen, ohne uns dabey zu erinnern, daß Gott die unendliche Güte ist. Kann man aber seiner Wohlthaten wohl genießen, ohne ihn zu lieben, und ihm dafür zu danken? Ihr sehet also, daß man Gott erkennen und lieben kann, wenn man ißt und trinkt. Was für Vergnügen hat man nicht zu schlafen, wenn man brav gearbeitet hat! Das ist auch noch eine Gelegenheit, die Güte Gottes zu bewundern, daß er uns diesen Trost gegeben hat; und kann man sich

wohl

wohl dieser Wohlthat erinnern, ohne ihn von ganzem Herzen zu lieben?

Peter.

Wahrhaftig, man denket an das alles nicht. Man ißt, weil einen hungert; man schläft, weil man müde ist; man trinkt, weil einen dürstet.

Der Pachter.

Warum sagest du nicht auch, man trinkt, weil man sich gern besäuft? Wenn du nur des Durstes wegen tränkest, so würde mein Bier länger währen.

Peter.

Ich war sehr jung, als ich zu euch kam, und ich hatte noch nichts anders, als Wasser, getrunken. Wie ich sah, daß ihr das Bier gern mochtet, so dachte ich, das müßte wohl etwas Gutes seyn. Ich sah, daß ihr über Macht tranket, und daß euch solches sehr lustig machete. Ich wollte auch meiner Seits gern lustig seyn; muß ein guter Knecht sich nicht bemühen, seinem Herrn nachzuahmen?

Madem. Gut.

Es ist nicht ein Wort darauf zu antworten, Nachbar Niklas. Werde er mäßig, und Peter wird ihm gern nachahmen wollen. Ja, meine lieben Leute, das ist ein sehr leichtes Mittel, euch mit der Güte Gottes zu beschäfftigen, und euch zu ermuntern, daß ihr ihn liebet, und ihm danket. Lasset uns also den Entschluß fassen, uns niemals zu Tische zu setzen, ohne daß wir unser Herz zu demjenigen erheben, der uns dieses Vergnügen giebt. Lasset uns nicht den unsaubern

Thieren nachahmen, die sich unter einer Eiche beißen, einander eine Eichel zu entziehen, und ihre Augen niemals gegen den Baum aufheben, um zu sehen, wer ihnen ihre Nahrung schicket. Der gütige Gott erlaubet euch auch noch, auf eine anständige Art den Sonntag nach dem Gottesdienste auszuruhen; warum wollet ihr ihm nicht wegen dieser Güte danken? Er erlaubet euch, euren Lebensunterhalt durch die Arbeit zu gewinnen; er befiehlt es euch sogar. Die Arbeit ist auch noch ein vortreffliches Mittel, Gott zu erkennen, und zu lieben.

Ein Bauer.

Das kann ich doch nicht begreifen. Ich habe mein ganzes Lebenlang gearbeitet, und ich verstehe meinen Katechismen deswegen nicht besser.

Madem. Gut.

Das ist eure Schuld, mein Freund. Es ist nichts fähiger, uns gute Christen seyn zu lehren, als die Feldarbeit. Ihr bringet einen stinkenden, unflätigen Misthaufen zusammen, welcher die schmutzigste Sache von der ganzen Welt ist. Nun wohl! Der Allmächtige zieht aus diesem Kothe den größten Reichthum; er bringt die Aernden hervor. Sollten wir nicht seine Herrlichkeit bewundern, welche aus einer Sache, die so verächtlich zu seyn scheint, Reichthum zu ziehen weis? Was hindert euch, zu denken, wenn ihr solchen auf das Land leget: Ach meine Seele gleicht diesem Lande, welches dürr und trocken wird, wenn man es nicht dünget. Was bringe ich darauf, daß ich es Frucht tragen lasse? Mist, Koth.

Meine besten Werke sind nur Mist in den allerheiligsten Augen Gottes, weil ich sie durch meine bösen Gesinnungen verderbe. Der Allmächtige aber kann sich dieses Mistes bedienen, meine Seele würdige Früchte der Buße tragen zu lassen. Erweise mir diese Gnade, mein Gott! Ich bitte dich im Namen Jesu Christi darum.

Der Bauer.

O das ist sehr leicht; und ich verspreche es ihnen, ich will es thun. Sagen sie mir, Mademoiselle, muß man auf die Knie fallen, wenn man so bethen will?

Madem. Gut.

Nein, mein Freund, man saget das alles unterdessen, daß man seinen Mist ausbreitet. Saget mir aber, mein lieber Mann, ist es wohl genug, wenn man eine gute Aernde haben will, daß man das Feld gut ackere, daß man Mist darauf bringe, daß man das Unkraut ausräute, daß man seinen Saamen darauf säe?

Der Bauer.

Wollte Gott, Mademoiselle, daß es nichts weiter brauchete: die Faulen würden da nur keine gute Aernden haben, und das bin ich nicht. Es brauchet auch noch eine gehörige Zeit, das Korn keimen zu lassen, eine andere, daß es schossen, eine andere, daß es reifen, und noch eine andere, daß es trocknen kann. Zum Glücke hat man alle diese Zeiten beynahe so, wie man sie wünschet. Wenn sie sich aber von ungefähr verrücken, so ist alles verloren. Man befüchtet auch noch den Hagel, und ich weis nicht was für Zu-

fälle

fälle mehr; kurz, man kann sich keine Rechnung eher auf das Getraide machen, als wenn es in der Scheune ist.

Madem. Gut.

Und glaubet ihr wohl, mein Freund, daß man diese verschiedenen Zeiten, welche fähig sind, die Güter der Erde hervorkommen zu lassen, von ungefähr hat? Wie würde es seyn, wenn der Frühling nicht zwischen dem Winter und Sommer wäre, und man auf einmal von der Kälte des Winters zu der brennenden Hitze des Sommers käme? Ist es nicht wahr, euer Getraide würde im Grase auf der Erde vertrocknen, und niemals so weit kommen, daß es eine Aehre machete? Geschieht es von ungefähr, daß alle Winter eine Decke von Schnee fällt, damit sie verhindere, daß euer Getraide nicht durch die Strenge des Frostes umkomme? Wer läßt den Herbstregen fallen, damit der Saamen keimen könne, den ihr der Erde anvertrauet? Ach! meine lieben Leute, die Ackersleute und diejenigen, die auf dem Lande leben, wo sie die Wunder, welche Gott täglich thut, uns zu ernähren, vor ihren Augen haben, sollten beständig beschäfftiget seyn, seine Güte zu preisen, seine Macht zu bewundern, und ihn wegen seiner Wohlthaten zu lieben.

Mutter Johanne.

Man beschäfftiget sich mehr, eine schlechte Aernde zu befürchten, und sich zu beunruhigen, als Gott wegen seiner Wunder zu danken; man denket nicht einmal daran.

Madem. Gut.

Es ist gewiß, das Glück aller Menschen, auch dasjenige so gar, was am besten versichert zu seyn scheint, ist in den Händen Gottes, welcher sie dessen berauben kann, wenn es ihm beliebet. Indessen würde man doch gern sagen, es gäbe gewisse Stände, in welchen es weniger der Gefahr ausgesetzet wäre. Ein Mensch, welcher gute Einkünfte hat, schläft viel ruhiger, als ein Ackersmann. Ihr andern seyd unter der unmittelbaren Hand Gottes; ihr solltet also alle Augenblicke eure Zuflucht zu ihm nehmen. Wenn ihr euer Getraide säet, so solltet ihr zu ihm sagen: Herr, es ist nur verloren, wenn du nicht die Güte hast, dafür zu sorgen. Zu gleicher Zeit muß man denken: Mein Herz ist ein sehr schlechtes Land; Gott streuet so oft, als ich sein heiliges Wort höre, guten Saamen hinein: er bringet aber keine Frucht. Man wird hinzusetzen müssen: Herr, deine Gnade ist die Sonne meiner Seele; sie wird nichts hervorbringen, wenn du sie nicht mit deinen göttlichen Stralen erwärmest. Ertheile mir solche doch, mein Gott, um des Verdienstes Jesu Christi willen!

Ein junges Mägdchen.

Vergangenen März brauchete man mich, das Getraide zu jäten: was muß man bey dieser Arbeit denken?

Madem. Gut.

Eure Seele sey wie das Feld, daß ihr jätet. Man hat nur guten Saamen hineingestreuet; des-

dessen ungeachtet geht doch viel Unkraut darinnen auf. Wenn es noch klein ist, so hat es keine starke Wurzel, und es ist leicht, solches auszureißen: was würde aber geschehen, wenn man es größer werden ließe?

Das junge Mägdchen.

Ich müßte es stehen lassen, Mademoiselle; denn meine Hand würde nicht stark genug seyn, es auszuräuten. Ich müßte ein Grabscheit haben, die Erde wegzuheben.

Madem. Gut.

Das wird auch mit euren Fehlern geschehen, wenn ihr es verabsäumet, sie zu verbessern. Jetzo, da ihr noch wenig gelebet habet, haben sie nicht Zeit gehabt, starke Wurzeln zu treiben, und es ist euch leicht, sie auszureißen. Wenn ihr ihnen aber Zeit lasset, zu wachsen, so werdet ihr nicht stark genug mehr seyn, sie auszuräuten. Man wird das Eisen dazu brauchen müssen, das ist, man wird viel zu arbeiten haben, daß man sie verbessere. So wie ihr also dieses Unkraut ausreißet, werdet ihr sagen müssen: Mein Gott, erweis mir die Gnade, mich von meinen Fehlern zu bessern; und darauf werdet ihr einen guten Entschluß fassen müssen, keinen einzigen Tag hingehen zu lassen, daß ihr euch nicht von einigen bessert.

Aenne.

In Wahrheit, das ist gar nicht schwer zu thun. Heißt das den lieben Gott lieben und ihn erkennen?

Ma-

Madem. Gut.

Ohne Zweifel, mein liebes Kind. Man erkennet, daß er allmächtig ist, weil er der Erde befiehlt, Frucht zu tragen, und sie ihm gehorchet; daß er sehr weise ist, weil er zu rechter Zeit den Winter und Sommer, Regen, Schnee und gutes Wetter giebt. Es ist auch unmöglich, wenn man auf alle diese Dinge Acht hat, daß man nicht sehen sollte, er sey sehr gut, weil er alle diese Wunder für uns thut.

Der Pachter.

Und wenn ein guter Hagel kömmt, der die Aehren zerknicket; wenn große Winde kommen, die das Getraide niederlegen, Regen, welche verhindern, es in die Scheunen zu bringen, und es auf der Erde auswachsen lassen, so das alles verloren geht: muß man da auch noch denken, Gott sey gütig?

Madem. Gut.

Sage er mir, mein Freund; wenn er einen seiner Nachbarn sähe, der seinen Sohn bis auf das Blut stäupete, weil er ihn ertappet hätte, daß er in seinem Obstgarten, oder Getraidfelde seine Früchte verderbete, oder ihm aus seinem Hause sein Geld nähme; würde er wohl denken, daß sey ein böser Vater, der seinen Sohn nicht lieb hätte?

Der Pachter.

Ich würde Gegentheils vielmehr glauben, er züchtigte seinen Sohn eben deswegen, weil er ihn liebete, damit er verhinderte, daß er nicht aufgehangen würde, wenn er groß wäre.

Madem. Gut.

Gott ist dieser Vater, und er ist sein Kind. Wenn er ihm nicht mit Guten gehorchen, und der Stimme seines Pfarrers, und den guten Eingebungen, die er ihm giebt, Gehör verleihen will: so ergreift er die Ruthe, nicht damit er verhindere, daß er nicht gehangen werde, sondern damit er ihn bewahre, daß er nicht in die Hölle komme. Diese Ruthen sind der Hagel, der Mehlthau, und alle die Zufälle, die seinem Felde begegnen. Er muß sich alsdann denen Züchtigungen unterwerfen, die ihm Gott zuschicket; er muß erkennen, daß solcher gerecht ist, weil er das Böse strafet; daß er heilig ist, weil er ihn so zu sagen nöthigen will, seine Fehler zu bereuen, und sich zu bessern; daß er sehr gütig ist, weil er ihn in diesem Leben strafet, damit er ihm in dem andern Barmherzigkeit erweise. Ach, Karl, könnet ihr mir wohl sagen, was der liebe Gott ist?

Karl.

Man hat es mich wohl gelehret, als ich das erstemal zum heiligen Abendmahle gieng. Aber das sind schon drey Jahre, und ich habe in der Zeit alles wider vergessen.

Der Tagelöhner.

Ich habe nicht mehr Gedächtniß, als Karl: aber sie haben uns den Augenblick gesaget, er sey allmächtig, weil er die Güter der Erde hervorbrächte; er sey weise und gelehrt, weil er die nothwendige Zeit, sie hervorkommen zu lassen, zu geben weis; er sey gerecht, weil er unsere Sünden dadurch strafe, daß er uns böses Wetter giebt;

und er sey gütig, weil er die Güter der Erde hervorkommen läßt, uns zu ernähren. Ich für mein Theil wußte schon, daß er sehr gütig wäre, weil er ihnen ins Herz gegeben hatte, uns beyzustehen.

Madem. Gut.

Das ist eine der besten Arten, den lieben Gott erkennen zu lernen, mein Freund. Das heißt, ihn als unendlich gut ansehen, weil wir von seiner Hand alle Güter des Leibes und auch der Seele haben, die weit kostbarer sind, und kurz, weil er uns auf die Welt gesetzet hat, uns die ewigen Güter zu geben. Ach! meine lieben Leute, wenn man oft daran dächte, könnte man da wohl durch die Beleidigung eines so gütigen Gottes eine Sünde begehen? Könnte man ihn da wohl nicht lieben? Wenn uns ein Großer ein Geschenk machet; wenn er uns einen kleinen Dienst erweist; so fühlen wir unser Herz voller Erkenntlichkeit; wir sagen es aller Welt; wir wünschen, daß ihm alles Gute deswegen wiederfahre; mit einem Worte, wir lieben ihn. Sollten wir nur gegen Gott, der uns mit Gütern überhäufet hat, undankbar seyn? Sollten wir nur gegen ihn ein boshaftes, ein verderbtes Herz haben? Man muß auch noch wissen, meinen lieben Leute daß Gott ein bloßer Geist ist, daß er keinen Leib hat.

Aenne.

Das ist etwas, was ich nicht begreifen kann, Mademoiselle. Mich dünket, das, was keinen Leib hat, ist gar nichts.

Madem. Gut.

Ihr habet Gedanken, Aenne; diese Gedanken haben weder einen Leib, noch Arme, noch Beine; indessen sind sie doch etwas. Nun sind eure Gedanken dem lieben Gott etwas ähnlich, ausgenommen, daß er unendlich größer ist. Er ist überall, so daß er in diesem Augenblicke mitten unter uns ist, und zu gleicher Zeit auch an allen andern Orten der Welt ist. Er sieht uns; er höret uns; er zählet alle unsere guten und bösen Thaten, damit er uns dafür belohne, wenn wir Gutes thun, und damit er uns strafe, wenn wir Böses thun; denn er wird einem jeden nach seinen Werken bezahlen. Er sieht nicht allein alle unser Thun und Lassen, sondern auch noch alle unsere Gedanken und Begierden.

Der Leinweber.

Warum hat denn aber Gott die Grille, daß er alles, was wir thun, so zählet? Was thut es ihm, ob man gut oder böse ist?

Madem. Gut.

Merke er es wohl, mein Freund, wenn man von Gott redet, so muß es stets mit großer Ehrerbiethung geschehen. Er hat keine Grille, keinen Eigensinn; er thut alles mit Weisheit und Vernunft. Gesetzt, ich hätte ihm ein Stück Leinwand zu machen gegeben; würde es ihm wohl lieb seyn, wenn sein Lehrling ihm das Garn stähle.

Der Leinweber.

Nein, in Wahrheit, Mademoiselle; denn ich müßte anders Garn kaufen, ihr Stück Leinwand zu machen; daß würde mir gar nicht anstehen.

Madem.

Madem. Gut.

Gesetzt, ich wäre sein Richter, und er käme zu mir, und klagete darüber, das ihn sein Lehrling bestohlen hätte; würde er mich wohl für einen rechtschaffenen Mann halten, wenn ich mich weigerte, den Jungen zu bestrafen, und ihn das Garn wiedergeben zu lassen? Würde er nicht Gegentheiles vielmehr denken, ich liebete die Ungerechtigkeit?

Der Leinweber.

Das würde ich denken, weil es wahr wäre. Mein Gott, was würden wir machen, wenn sich die Richter weigerten, die Diebe und Bösen zu bestrafen? Sie würden uns in unsern Häusern umbringen. Ach! wahrhaftig, das würde was schönes seyn. Es bleiben ihrer noch genug übrig, wenn man gleich einige aufhängt.

Madem. Gut.

Warum hat aber der Richter die Grille, und läßt die Diebe aufhängen? Was thut das ihm, wenn sie ihn selbst nicht bestehlen?

Der Leinweber.

Was für eine Frage! Wenn es ihm nichts thut, so thut es andern etwas. Er würde eben so böse seyn, als die Diebe, wenn er sich weigerte, sie zu strafen. Deswegen bezahlen die Könige die Obrigkeiten, und unsere Landherren bestellen die Gerichtshalter und Amtleute. Wenn sie die Diebe duldeten, so wäre es eben so gut in einem Walde leben.

Madem. Gut.

Frage er also mich nicht mehr, warum Gott

alles, was wir thun, anmerket. Er ist der Richter aller Menschen; er ist gerecht, und hasset die bösen Thaten. Weil er die Menschen liebet, welche seine Geschöpfe und seine Kinder sind, so muß er, zur Sicherheit der Welt, die seine Familie ist, auf die Bösen Acht haben. Es bleiben noch genug Diebe, Bösewichter, Verleumder, zornige, harte, unbarmherzige Leute übrig, ob er ihnen gleich gedrohet hat, er würde sie in der Hölle sehr scharf strafen. Es würden ihrer noch viel mehr seyn, wenn er nicht gedrohet hätte, er wollte alle diese bösen Thaten strafen; und wenn die Bösen einen Platz zu finden wüßten, wo sie das Böse ausüben konnten, ohne daß er es wüßte, so würden sie es wahrhaftig noch ärger machen: so wie es mehr Diebe geben würde, wenn keine Richter und Galgen da wären.

Der Leinweber.

Ich habe nichts dawider zu sagen, daß Gott diejenigen verdammet, die nur bedacht sind, die andern zu plagen: es verdrießt mich aber, daß er Sünden strafet, die niemanden etwas Böses thun. Zum Beyspiele, man lügt, damit man Frieden habe; was ist dabey Böses?

Madem. Gut.

Gott ist die höchste Wahrheit, welcher das Lügen, es sey welches es wolle, nicht dulden kann; er muß es also strafen: und darauf, wenn wir unser Gewissen untersuchen, wie es sich gehöret, so werden wir finden, daß es wenig Lügen giebt, die nicht jemanden unrecht thun. Ueber dieses, wenn man auch setzet, es könne unschuldige Lügen

geben

geben, welches doch nicht ist, so würden dergleichen Lügen doch stets ein großes Uebel seyn; weil sie einen die Gewohnheit zu lügen würden annehmen lassen. Nun ist das eine schändliche Gewohnheit. Ich mache keinen Unterschied unter einem Lügner und einem Diebe. Man sollte diejenigen, welche diese böse Gewohnheit an sich haben, aus der Gesellschaft fortjagen; denn es ist ihnen unmöglich zu trauen. Wenn ich für mein Theil einen Bedienten, einen Kaufmann, einen Handwerksmann als einen offenbaren Lügner erkannt habe, so jage ich ihn so gleich fort, ich wollte nicht für einen Pfennig Zwirn bey ihm kaufen, und ich wollte lieber, daß meine Arbeit ungemacht *liegen bliebe*, als daß ich sie ihm zu machen *gäbe*; für einen so unredlichen Man halte ich ihn, der fähig ist, alle Arten Böses zu thun. — Wollte mir Peter wohl sagen, ob Gott einen Anfang gehabt hat, und ob er ein Ende haben wird?

Peter.

Ich bin nicht dabey gewesen, Mademoiselle. Unser Pfarrer aber saget, Gott habe keinen Anfang gehabt, und er werde auch kein Ende haben. Man muß es wohl glauben.

Madem. Gut.

Und warum glaubet ihr, daß ihr verbunden seyd, eurem Pfarrer zu glauben, wenn er euch von der Religion etwas saget?

Peter.

Sie fragen mich mehr, als ich weis, Mademoiselle; es ist so die Gewohnheit; er wird dafür

bezahlet, daß er uns unterrichte; und ich halte ihn für geschickter, als die andern.

Madem Gut.

Gebet auf das wohl Achtung, was ich itzt sagen will, meine guten Leute! Ihr müsset dem Herrn Pfarrer glauben, wenn er euch die Evangelien ausleget, und wenn er euch eure Pflichten lehret, weil er da im Namen Gottes zu euch redet, und anders nichts saget, als das, was ihm Gott befohlen hat, euch wissend zu machen. Nicht er ist es, den ihr höret, wenn er euch unterweiset, sondern Gott selbst, dessen Stelle er vertritt.

Der Pachter.

Es ist nichts wider den Pfarrer zu sagen, den wir itzt haben; er ist ein braver Mann. Vor ihm aber hatten wir einen Säufer, einen wilden groben Mann, der uns nicht anders begegnete, als wenn wir seine Knechte gewesen wären. Ich glaube alles das leicht, was uns der jetzige saget. Was den verstorbenen aber anbetrifft, so log er so gut, als ein anderer. Alles, was er sagete, gieng auch zu dem einen Ohre hinein, und zu dem andern wieder heraus. Ich glaube nicht, Mademoiselle, daß man einem solchen Manne glauben dürfe; und ich würde ihm nicht haben glauben können, wenn ich auch gleich gern gewollt hätte.

Madem. Gut.

Als unser Heiland lebete, Nachbar Niklas, so waren die Priester sehr böse, weil sie ihn aus Eifersucht tödteten. Sie waren geizig, Diebe, Heuchler; indessen wollte Jesus doch, daß man dem-

demjenigen glaubete, was sie sageten: zu gleicher Zeit aber warnete er die Juden, das nicht zu thun, was sie thäten. Dem Bischofe kömmt es zu, daß er untersucht, ob euch euer Pfarrer recht belehre; und wenn er euch Dinge vortrüge, die dem Evangelio zuwider wären, würde man ihn bald absetzen. Er betrieget euch nicht, wenn er euch saget, Gott habe keinen Anfang gehabt, und werde niemals ein Ende haben.

Karl.

Ich erinnere mich noch etwas, daß man mir gesaget hat, es wäre nur ein Gott, und darauf hat man mir auch gesaget, es wären ihrer drey; was muß man glauben?

Madem. Gut.

Man hat euch gesaget, es wäre nur ein Gott, aber in diesem einzigen Gott wären drey Personen, nämlich der Vater, der Sohn und der heilige Geist. Der Vater ist Gott, der Sohn ist Gott, und der heilige Geist ist Gott; und diese drey Personen machen doch nicht drey Götter, sondern einen einzigen Gott aus. Der Vater ist nicht größer, nicht weiser, nicht ewiger, als der Sohn; der heilige Geist ist eben so groß, eben so mächtig, eben so gütig, eben so ewig, als der Vater und Sohn. Diese drey Personen sind untereinander gleich. Dieß nennet man das Geheimniß der heiligen Dreyfaltigkeit.

Der Pachter.

Ich will das alles wohl glauben, weil man es saget. Aber bey meiner Treue, ich begreife nicht ein

ein Wort davon. Man muß es den Geistlichen und Gelehrten überlassen.

Madem. Gut.

Man muß das nicht glauben, weil man es saget, sondern weil es uns Gott gesaget hat. Er befiehlt uns, solches zu glauben, und nicht zu begreifen. Die Geistlichen und die Gelehrten können es so wenig begreifen, als die Ungelehrten. Unser Geist ist sehr klein, und Gott ist viel zu groß, als daß er da hineingehen könne. Das heißt ein Geheimniß; das ist, eine Sache, die man auf das Wort Gottes glauben muß, ohne daß man sie begreifen kann. Es giebt noch viele andere Geheimnisse. Zum Beyspiele, Gott hatte den Menschen erschaffen, er sollte stets glückselig seyn: da der erste Mensch aber lieber dem Teufel, als seinem Schöpfer, gehorchen wollte, so wurde er sehr elend, und seine Kinder auch. Wenn wir auf die Welt kommen, so sind wir Feinde Gottes, Knechte des Teufels, und wir würden verloren gegangen seyn, wenn sich Gott nicht unser erbarmet hätte.

Frau Pernotinn.

Es ist aber nicht unsere Schuld, wenn der erste Mensch ungehorsam gewesen ist; warum müssen wir deswegen leiden?

Madem. Gut.

Ich habe es ihnen gesaget, meine liebe Frau; es ist ein Geheimniß, welches wir nicht begreifen können. Wir haben aber einen großen Trost. Wenn der erste Mensch, welcher Adam hieß, uns zu Feinden Gottes gemacht hat, noch ehe wir ge-

boren waren: so haben wir auch die Verzeihung von Gott, durch das Verdienst des zweyten Adams, Jesu Christi, erhalten. Dieß ist die zweyte Person in der heiligen Dreyfaltigkeit, welche ein Mensch geworden, und einen Leib und eine Seele angenommen hat, wie unsere. Er hat gelitten, damit er die Vergebung der ersten Sünde, und aller derjenigen, die wir begangen haben, von Gott erhielte. Sie sagen dieß alle Tage in dem apostolischen Glaubensbekenntnisse her. Wie heißt doch der erste Artikel desselben?

Frau Pernotinn.

Ich glaube an Gott den Vater, allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde.

Madem. Gut.

Wir wollen einen Augenblick bey diesem ersten Theile des apostolischen Glaubensbekenntnisses stehen bleiben; denn man muß es nicht als auf der Post, und ohne Aufmerksamkeit hersagen. Sehet, was man denken muß, wenn man es hersaget: Diese Sonne, die so schön ist, die uns so lange Tage bringt, die uns erleuchtet, uns erwärmet, die unser Getraide, unser Obst, unsern Wein reifen läßt, die hat Gott gemacht, damit er uns alle diese Güter verschaffe. Er ist auch der Schöpfer der Erde und aller Geschöpfe. Er giebt uns das Fleisch der Thiere zu unserer Nahrung, ihr Fell zu unserer Kleidung. Was für Verbindlichkeit haben wir ihm, und wie billig ist es, daß wir einem Herrn dienen, der so viel Sorge für seine Diener trägt!

Der Pachter.

Wir würden ihm noch mehr Verbindlichkeit haben, wenn es keinen Hagel und keine große Winde gäbe, die unser Getraide verderben, und auch keine Reife im Maymonate, die unsern Weinstöcken schaden. Ich habe es schon gesaget, Mademoiselle: aber ich wiederhole es, weil mir solches am Herzen liegt.

Madem. Gut.

Und ich will ihm das auch wiederholen, was ich ihm schon gesagt habe. Ein Vater, der seine Kinder liebet, und der ein rechtschaffener Vater ist, begnüget sich nicht damit, daß er ihnen nur Brod ins Haus schaffe, sie zu ernähren; er hat auch Ruthen, damit er sie züchtige, wenn sie Thorheiten begehen, und sie durch die Furcht vor dem Stäupen zwinge, gut zu seyn. Diese Winde, diese Schlossen, diese Reife sind die Ruthen, deren sich Gott bedienet, unsere Fehler zu bestrafen, und uns so zu sagen zu zwingen, daß wir uns erinnern, er sey gerecht, wenn wir so unglücklich sind, und es vergessen.

Peter.

O was das anbetrifft, so ist nichts wahrer; denn unser Herr ist niemals so andächtig, als wenn man Regen oder gutes Wetter brauchet.

Frau Pernotinn.

Er ist, wie ich, wenn es donnert. Ich versichere sie, ich bethe alsdann zu Gott, ohne daß ich an etwas anders denke. Erlauben sie mir aber, Mademoiselle, daß ich sie etwas anmerken lasse: es werden nämlich die Felder derjenigen, welche

die

die besten Christen sind, eben so wohl von den Schlossen niedergeschlagen, als der Gottlosen ihre.

Madem. Gut.

Gott suchet oftmals fromme Personen heim, damit er ihnen Gelegenheit gebe, die Geduld und die Unterwerfung in seinen heiligen Willen auszuüben. Außer dem so unterlassen diejenigen, die am frömmsten sind, doch nicht, Sünden zu begehen. Sagen sie nicht alle Tage: wer recht liebet, züchtiget recht? Nun wohl! Gott züchtiget seine Freunde in diesem Leben wegen der Fehler, die ihnen entwischen, und er züchtiget sie nach dem Maaße, wie er sie liebet. Dieß ist eine große Gnade, Frau Pernotinn! und die größte Züchtigung, die er den Bösen zuschicken kann, ist, wenn ihnen alles gelingt. Er eilet, sie wegen des wenigen Guten zu belohnen, welches sie thun, damit er sie in dem andern Leben strafe. Fahren sie doch mit dem Hersagen des christlichen Glaubens fort.

Frau Pernotinn.

Und an Jesum Christum, seinen einigen Sohn, unsern Herrn, der empfangen ist von dem heiligen Geiste, geboren aus Maria der Jungfrau, gelitten unter Pontio Pilato, gekreuziget, gestorben und begraben, abgestiegen zur Hölle, am dritten Tage wieder auferstanden von den Todten, aufgefahren zu den Himmeln, sitzet zur rechten Hand Gottes des allmächtigen Vaters, von dannen er kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Todten.

Madem.

Madem. Gut.

Das ist es, meine lieben Leute, was ihr von Jesu Christo glauben müsset. Er ist die zweyte Person der heiligen Dreyfaltigkeit; er ist seinem Vater vollkommen gleich, ewig, allmächtig, mit einem Worte, unendlich vollkommen, wie er; er ist ein Mensch geworden, damit er uns erlöse; die H. Jungfrau Maria ist seine Mutter; er hat aber keinen Vater unter den Menschen, sondern der heilige Geist hat ihn selbst aus dem Blute der Maria, und in ihrem Leibe gebildet, woselbst er einen solchen Leib und eine solche Seele angenommen hat, wie unsere, so daß er zu gleicher Zeit wahrer Gott und wahrer Mensch ist.

Frau Pernotin.

Ich glaube alles das, weil man es mich in meiner Kindheit gelehret hat: ich begreife aber die Ursache nicht recht, warum Gott Mensch geworden. Eben so wenig begreife ich auch, wie er hat leiden können. Es kömmt mir oft in die Gedanken, er konnte nicht leiden, da er Gott war.

Madem. Gut.

Ich habe es ihnen schon gesaget, Frau Pernotinn, Gott ist ein gerechter und heiliger Richter. Nun frage ich sie, was ist die Pflicht eines guten Richters?

Frau Pernotinn.

Daß er die Verbrecher nach Verhältniß ihrer Vergehungen bestrafe, den einen mehr, den andern weniger.

Madem. Gut.

Sie haben Recht; denn es würde nicht gerecht

seyn,

seyn, wenn man einen Dieb, der acht Groschen gestohlen hätte, wie denjenigen bestrafete, der gemordet hätte. Die Gerechtigkeit wiegt die Missethaten der Schuldigen ab, so viel sie kann, bevor sie wegen ihrer Züchtigung ein Urtheil fället. Die Gerechtigkeit der Menschen aber ist eingeschränket; sie kann sich nicht über das Leben hinaus erstrecken. Gottes Gerechtigkeit ist allmächtig: indessen ist die Sünde ein so großes Uebel, daß die Strafe nicht ihrer Schändlichkeit und ihrer Bosheit gleich kommen kann.

Ein Bauer.

Unter allen denen Dingen, die sie gesaget haben, kann ich das am wenigsten glauben. Ich kann nicht begreifen wie die Sünde so etwas abscheuliches sey, wie sie sagen, und wie unser Herr Pfarrer oft prediget.

Madem. Gut.

Bemühet euch, es durch eine Vergleichung zu begreifen. Ihr findet auf dem Felde ein kleines verlassenes Kind, das vor Elende gleich sterben will; ihr traget es nach Hause; ihr nehmet es für euer Kind an; ihr überhäufet es mit Gütern; ihr bestimmet ihm eure Verlassenschaft; und ihr verlanget nichts weiter zur Belohnung für das, was ihr für dasselbe gethan habet, als daß es euch liebe, und ein rechtschaffener Mann werde: und dieses Kind hasset euch, wenn es groß geworden; es thut euch alles Herzeleid an, was nur auf es ankömmt, und würde euch das Leben nehmen, wenn es in seiner Gewalt stünde, und das bloß deswegen, weil ihr ihm verböthet, es sollte kein

Dieb,

Dieb, kein Trunkenbold, mit einem Worte, kein schändlicher Mensch werden. Könnte man einen solchen Elenden wohl genugsam bestrafen?

Frau Pernotinn.

Nein, gewiß nicht, Mademoiselle. Allein wenn ich den lieben Gott beleidige, so hasse ich ihn deßwegen doch nicht; ich wollte ihm doch nichts zu Leide thun, wenn ich auch könnte.

Madem. Gut.

Durch die Sünde setzen wir Gott in eine Wagschaale, und in die andere eine Kleinigkeit, ein augenblickliches Vergnügen, und wir wollen viel lieber Gott misfallen, ihm ungehorsam seyn, als diesem Vergnügen, diesem Nutzen, dieser Ungerechtigkeit entsagen. Es ist mit der Sünde, wie mit einem Diebe. Dieser letzte würde wünschen, daß es keine Richter, keine Gerechtigkeit gäbe: wenn es auf ihn ankäme, so würde er alle Richter in einem Tage ausrotten. Eben so ärgert sich der Sünder über Gott, der ihm verbiethet, sich zu besaufen, seinem Nächsten Unrecht zu thun, und die andern Sünden zu begehen, wozu er Lust hat. Weil er weis, daß er wider diese Sünden wird gestrafet werden, so möchte er wohl wünschen, daß Gott nicht die Macht hätte, ihn zu strafen; er würde ihm diese Macht benehmen, wenn es auf ihn ankäme. Ist das nicht die höchste Bosheit? Es ist wahr der Sünder kann Gott nicht schaden: er würde es aber thun, wenn er könnte; folglich ist er des Verbrechens schuldig, welches er begehen möchte.

Saget

Saget man nicht alle Tage, man solle den Willen für die That nehmen?

Frau Pernotinn.

Es ist ausgemacht, Mademoiselle; ich will Gott nicht mehr beleidigen. Ach! ich habe die Schändlichkeit der Sünde niemals so eingesehen.

Madem. Gut.

Sie ist so groß, daß die Buße aller Menschen zusammen nicht eine einzige austilgen könnte. Es gehörete die Genugthuung eines Gottes dazu, die Beleidigung eines Gottes wieder gut zu machen. Gesetzt, Liese wäre Petern hundert Thaler schuldig, der sie deswegen in das Gefängniß setzen ließe. Die arme Liese würde ihr Lebenlang darinnen bleiben, weil sie nicht hundert Thaler gewinnen könnte, Petern zu bezahlen. Darauf erbarme ich mich der armen Liese, und nehme aus meinem Beutel die hundert Thaler, ihre Schuld zu bezahlen, und sie aus dem Gefängnisse zu bringen.

Frau Pernotinn.

Ich glaube, ich verstehe diese Vergleichung. Nicht wahr, Jesus Christus hat für uns das bezahlet, was wir der Gerechtigkeit Gottes schuldig waren?

Madem. Gut.

Ganz recht, Frau Pernotinn. Wir sind der Gerechtigkeit Gottes, nicht eben viel Geld, sondern große Genugthuungen für die Sünden, die wir begangen haben, schuldig. Wenn wir auch nur eine einzige Todsünde begangen hätten, so würde alle Buße, die wir in diesem Leben thun

könnten, so würden die Plagen der Hölle selbst nicht zureichen, dasjenige zu bezahlen, was wir der Gerechtigkeit Gottes schuldig wären; es ist, als wenn wir einen Kreuzer anböthen, hundert Thaler zu bezahlen. In diesem unglücklichen Zustande hat Jesus Mitleiden mit uns gehabt; er hat unsere Schuld bezahlen wollen, damit wir nicht in die Hölle kommen dürften. Weil er aber Gott war, so konnte er nicht leiden. Aus Liebe zu uns also ist er Mensch geworden, und hat in dem Leibe, den er angenommen hat, Hunger und Durst, Hitze und Kälte, Beschwerlichkeiten, Streiche und Schläge, Beschimpfungen, ja, den Tod selbst ausgestanden, der ihm nicht so empfindlich war, als die Undankbarkeit der Juden die ihn kreuzigten; denn er hatte ihnen viel Gutes gethan. Nun hat Jesus alle diese Leiden seinem Vater gegeben, diese große Schuld damit zu bezahlen, welche wir selbst unmöglich abtragen konnten, weil wir gar zur arm waren.

Der Pachter.

Auf diesem Fuß sind wir also Gott nichts mehr schuldig, Mademoiselle; weil Jesus für uns gelitten und bezahlet hat. Ist es nicht wahr, wenn sie Petern die hundert Thaler bezahlet hätten, die ihm Liese schuldig war, und wenn sie sich eine gute Quittung darüber hätten geben lassen, so würde er nicht mehr berechtiget seyn, etwas von ihr zu fordern? Was schreyt uns denn der Pfarrer vom Morgen bis auf den Abend vor? Er höret nicht auf, zu wiederholen: Wenn ihr nicht Buße thut, so werdet ihr in die Hölle kom-

men.

men. Ist nicht diese Buße schon ganz gethan, weil Christus sie für uns gethan hat, wie sie sagen?

Frau Pernotinn.

Es muß dabey noch wohl etwas seyn, was ich nicht verstehe. Denn ungeachtet der Buße, die Christus für uns gethan hat, wiederholet er doch sehr oft in dem Evangelio: Wenn ihr nicht Buße thut, so werdet ihr umkommen. Ich habe es sehr oft gelesen, Nachbar Niklas.

Madem. Gut.

Was er saget, Nachbar Niklas, ist ganz vernünftig, und ich wollte dieser Schwierigkeit eben vorbiegen, als ich unterbrochen wurde. Ich muß meine Vergleichung wieder vornehmen. Wir haben gesetzt, Liese sey wegen derjenigen hundert Thaler im Gefängnisse, die sie nicht im Stande ist wiederzugeben. Ich habe euch gesaget, ich wollte ihre Schulden bezahlen: ich wollte ihr aber nicht, da ich ihr dieses Vergnügen machete, die Gelegenheit geben, eine Faullenzerinn zu werden; denn ich würde ihr mehr Böses erweisen, als Gutes thun. Ich weis, daß sie zwanzig Groschen in ihrer Tasche hat, und daß sie spinnen kann. Ich sage also zu ihr: Liese, ich will wohl alles das Geld zulegen, was ihr selbst nicht geben könnet, aber unter der Bedingung, daß ihr auf Eurer Seite alles thun sollet, was in eurer Gewalt steht, euch los zu machen. Gebet mir zu erst das Geld was ihr in eurer Tasche habet, und versprechet mir, ihr wollet mir alle Wochen einen Groschen geben.

Peter.

Sie würden mit ihrem Groschen weit kommen; wozu würde ihnen das dienen? Es würde auf zweyhundert Jahre brauchen, das Geld zusammenzubringen, was sie ihr gegeben hätten.

Madem. Gut.

Ich verstehe es, dieser Groschen würde mir zu nichts nützen; er ist sehr wenig: indessen würde ich damit zufrieden seyn, weil er ein Beweis von der Liese guten Willen seyn würde. Ich würde zu mir selbst sagen: es geschieht wegen ihrer Armuth, daß sie mir so wenig giebt: wenn sie reich wäre, so würde sie mir mehr geben. Das hat Jesus Christus gethan: er hat eine sehr große Summe für uns bezahlet, weil wir sie nicht selbst bezahlen konnten; es ist aber unter der Bedingung geschehen, wir sollten alles das thun, was in unserer Macht stehen würde; er bezahlet nicht für die Trägen, die nichts thun wollen. Euer Pfarrer hat also Ursache, zu euch zu sagen, Ihr müsset Buße thun; das ist der Groschen, den ich von Liesen jede Woche fordere, ohne welchen ich die hundert Thaler nicht bezahlen würde, sie aus dem Gefängnisse zu bringen.

Gottfried.

Gerade so machete es mein Herr vor drey Jahren. Es starb einer von seinen Pachtern, der ihm eine ansehnliche Summe Geldes schuldig war. Wenn er sich diese Summe hätte wollen bezahlen lassen, so würden die Kinder dieses Pachters kein anderes Hülfsmittel gehabt haben, als daß sie herumgegangen wären, und Almosen gebettelt hät-

hätten. Er hatte aber ein viel zu gutes Herz, als daß er das hätte thun sollen. Er ließ sie zusammenkommen, und sagete zu ihnen: Ich will euch nicht zu Grunde richten; bezahlet mir als ehrliche Leute, so viel ihr mir werdet bezahlen können, und ich will euch wegen des Uebrigen quittiren. Mein Herr wußte sehr wohl, was ihm diese Leute geben konnten: er sagete aber, er wollte sehen, ob sie auch ein Gewissen hätten, und ob sie das verdieneten, was er für sie thun wollte. Es waren ehrliche Leute; sie hatten die Hälfte von der Summe, und sie gaben sie ohne Widerwillen. Mein Herr nahm dieses Geld an, und kaufete Vieh dafür, das er ihnen den andern Morgen schickete, damit sie ihr Pachtgut wieder in guten Stand setzeten; denn er sagete, man muß treue Leute, die das thun, was sie thun können, sich herauszuhelfen, aufmuntern. Er hat ihnen zehn Jahre gegeben, ihr Vieh darinnen zu bezahlen; und sie haben ihm schon die Hälfte von der Summe wieder bezahlet.

Mutter Johanne.

Wollte Gott, ich hätte einen eben so rechtschaffenen Herrn nach dem Tode meines armen Mannes angetroffen! Er war seinem Herrn, einem großen Reichart, der sich auf Gold und Silber wälzete, noch etwas schuldig. Indessen brachte er uns doch, mich und meine armen Kinder, herunter bis aufs Stroh, und er ließ alles verkaufen, damit er bezahlet würde.

Madem. Gut.

Er begieng dabey aber keine Ungerechtigkeit,

meine arme Mutter Johanne. Bey allem dem so war ihm ihr Mann schuldig; es war billig, daß man ihm bezahlete.

Mutter Johanne.

Das verstehe ich wohl, Mademoiselle: ich sage auch nicht, daß der Mann ein Dieb war, sondern daß er ein hartes Herz hatte, wie ein Kieselstein. Wenn er uns hätte ein wenig Zeit lassen wollen, so würde ich gearbeitet haben, so würde ich ihm nach und nach bezahlet haben, und ich und meine Kinder, wir würden unser ganzes Lebenlang für ihn gebethet haben. Hören sie, wenn ein Herr das für mich gethan hätte, was Gottfrieds Herr für die Kinder seines Pachters gethan hat, sie könnten versichert seyn, ich würde den letzten Tropfen meines Blutes dahin gegeben haben, ihm ein Vergnügen zu machen.

Madem. Gut.

Ich sehe, Mutter Johanne hat ein gutes Herz; sie ist erkenntlich. Nun wohl, meine liebe Freundinn, Gott hat für sie das gethan, was ihr Herr nicht gethan hat, und unvergleichlich mehr. Er konnte sie nicht bloß auf das Stroh, sondern in das höllische Feuer zu den Teufeln bringen. Anstatt dessen hat Jesus zu ihr gesaget: Bezahle sie der Gerechtigkeit Gottes auf ihr Gewissen, so viel sie ihr bezahlen kann; ich will ihr noch mein Blut, mein Leiden dazu geben, womit die Gerechtigkeit Gottes zufrieden seyn wird. Aber das ist noch nicht alles. Sie hat gesehen, daß Gottfrieds Herr zum Besten der Kinder seines Pachters das Geld angewendet hat, welches sie

ihm

ihm gegeben hatten. Nun wohl, die Buße, die sie gethan, die guten Werke, die sie zur Genugthuung verrichtet hätte, würden auch zu ihrem Besten seyn angewandt worden, den Himmel darum für sie zu erkaufen. Die beste Buße ist, daß man die Trübsalen mit Geduld erträgt, die uns Gott schicket. Wenn sie es gethan hätte, so würde sie vor dem Verdrusse, vor dem Murren, vor dem Kummer, vor der Verzweiflung seyn bewahret worden. Sehe sie, welchen Gewinnst sie würde gehabt haben. Liebe sie also diesen gütigen Jesus, meine liebe Freundinn. Er fordert nicht, daß sie den letzten Tropfen Blutes für ihn hingebe; er verlanget nur ihre Liebe. Er will, daß sie seine Gebothe beobachtete, welches sie schon in diesem Leben glücklich machen wird; daß sie ihm ihre Arbeit, ihre Mühseligkeiten, ihre Trübsalen aufopfere, welches dasselbe versüßen wird, wie ich ihr gesaget habe. Ist wohl etwas so Gerechtes nach dem, was er für sie gethan und gelitten hat? Wird sie wohl so undankbar seyn, und nichts für ihn thun wollen?

Mutter Johanne.

Hören sie, Mademoiselle, was sie wir da sagen, geht mir gerade zu Herzen. Ich bin recht elend gewesen, daß ich vor diesem Tage nicht darangedacht habe. Sie dürfen mir nur alles sagen, was man thun muß, dem lieben Jesus zu gefallen; ich verspreche es ihnen, ich will ihnen gehorchen.

Madem. Gut.

Ich werde durch ihre guten Gesinnungen sehr

erbauet, Mutter Johanne; und ich denke, alle diejenigen, die hier sind, denken so, wie sie. Sie fraget mich, was sie thun muß, ihm zu gefallen? Sie muß seine Gebothe halten, sich befleißigen, sein heiliges Wort zu hören, und es in Ausübung zu bringen, der Sünde entsagen, sich bestreben, ihre bösen Neigungen zu zerstören, mit einem Worte, die Pflichten ihres Standes recht erfüllen.

Aenne.

Was will das sagen, Mademoiselle, die Pflichten seines Standes recht erfüllen?

Madem. Gut.

Eine jede Person in der Welt hat einen Stand das ist etwas, womit er sich beschäfftiget. Niklas ist ein Pachter, ein Hauswirth, ein Hausvater; er hat also die Pflichten eines Pachters, eines Hauswirthes, eines Hausvaters zu erfüllen, da hingegen Peter, der ein Knecht ist, nur die Pflicht eines Dienstbothen zu erfüllen hat. Eure Pflichten, Aenne, sind von Mariens ihren in etwas unterscheiden, und in andern Stücken sind sie ihren gleich. Nun sind die Buße, die Heiligkeit, die Seligkeit mit der rechten Beobachtung der Pflichten eines jeden Standes verknüpfet, und man wird unfehlbar verdammet, wenn man sie nicht beobachtet.

Aenne.

Ey! wie können wir die Pflichten unsers Standes erkennen lernen, wir, die wir nicht lesen können?

Ma-

Madem. Gut.

Man findet sie in den zehn Gebothen Gottes, meine liebe Freundinn, und in dem heiligen Evangelio. Ohne Zweifel erkläret sie euch euer Herr Pfarrer. Weil das aber Sachen sind, die nicht genugsam können wiederholet werden, so will ich sie euch auch erklären, wenn wir noch erst ein Wort von dem apostolischen Glaubensbekenntnisse werden gesagt haben. Jesus Christus ist also unser Heiland geworden, da er für unsere Sünden gestorben ist.

Karl.

Allein, da Jesus Christus Gott war; wie konnte er sterben?

Madem. Gut.

Ich habe euch gesaget, Jesus Christus sey Gott und Mensch zugleich gewesen. Nun ist er nicht als Gott gestorben; er hat auch nicht als Gott gelitten; welches unmöglich gewesen seyn würde; sondern als Mensch. Darauf ist er auferstanden, und hat vierzig Tage bey seinen Aposteln zugebracht; nach diesem ist er in ihrer Gegenwart gen Himmel gefahren, von welchem er kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Todten.

Aenne.

Wie wird er kommen, die Lebendigen und die Todten zu richten? Diejenigen, die todt seyn werden, werden nicht mehr gerichtet werden? Man saget, man wird gleich gerichtet, so bald man todt ist.

Madem. Gut.

Das ist wahr, mein Kind; und dieses Gericht, welches jeder Mensch den Augenblick erhält, heißt das besondere Gericht. Das andere heißt das allgemeine Gericht, weil es vor allen Menschen, die jemals werden gelebet haben, vor allen Engeln des Himmels wird gehalten werden. Damit man die Weisheit dieses Urtheiles begreife, so wollen wir uns dessen erinnern, was wir nur erst vor einem Augenblicke gesagt haben.

Was würdet ihr von den Kindern des Pachters gesagt haben, welchen der rechtschaffene Herr so viel Gutes gethan hat, wenn sie ihm nicht wegen seiner Geschenke einigen Dank wüßten? wenn sie nur sucheten, sein Gut zu verschlimmern, anstatt daß sie es verbessern sollten? wenn sie den Dünger verkaufeten, anstatt daß sie ihn auf das Feld führen sollten; wenn sie sein Holz verkaufeten, und seine Weinberge ohne Pfähle ließen: kurz, wenn sie ihn hasseten, und ihm nur Böses zu thun sucheten?

Mutter Johanne.

Ich denke, man müßte sie geschwind ersäufen, oder sie tödten, wie man mit einem Wolfe oder mit einer Schlange thut; denn sie würden ärger, als diese Thiere, seyn.

Madem. Gut.

Ich wiederhole es euch, Christus hat unendlich mehr für uns gethan, als dieser Herr für die Kinder seines Pachters; denn er hat ihnen nur sein Geld gegeben, und Christus hat uns sein Blut, sein Leiden und sein Leben selbst geschenket.

ket. Wir würden also viel boshafter seyn, als die grausamsten Thiere, wenn wir uns weigerten, ihn zu lieben; wenn wir uns nicht beflissen, ihm als dem besten unter allen Herren zu dienen, sondern dafür unser Leben zubrächten, ihn zu beleidigen, und ihm zu misfallen; wir würden verdienen, vor allen Menschen beschämet, verurtheilet zu werden.

Aenne.

Ich bitte sie um Verzeihung wegen meiner Unwissenheit, Mademoiselle. Wenn man mir aber saget, wir werden nach unserm Tode verurtheilet werden, so kann ich das nicht begreifen. Die Richter können wohl einen Meuschen verurtheilen, er solle gehenket werden, er solle sterben: wenn er aber einmal todt ist, so können sie ihm nichts Böses mehr thun; die Todten empfinden nichts. Wie wird uns Gott denn richten, wenn wir todt seyn werden; weil wir nicht mehr werden leiden können? Das war es, was ich sie anfangs fragen wollte.

Madem. Gut.

Nur unser Leib wird sterben, meine gute Aenne: wir haben aber eine Seele, dasjenige, was in euch denket, was urtheilet, was liebet, was hasset: denn das thut alles euer Leib nicht. Nun kann diese Seele nicht sterben, und den Augenblick, da sie unsern Leib verlassen wird, wird sie vor Gott erscheinen und gerichtet werden. Das ist aber nicht alles; es wird ein Tag kommen, da die Sonne nicht mehr scheinen wird; der Mond wird wie Blut aussehen; die Erde wird entsetzlich beben,

ben, so daß man nicht aufrecht mehr wird stehen können. Es wird ein so erschrecklicher Hagel fallen, daß er Menschen und Thiere tödten wird. Endlich wird ein Feuerregen fallen, welcher alles das verbrennen wird, was nur auf der Erde lebet. Nach diesem wird ein Engel kommen, in die Posaune blasen und ausrufen: Stehet auf, ihr Todten, und kommet vor Gericht. Zu gleicher Zeit werden alle Menschen, die vom Anfange der Welt gestorben sind, aus ihren Gräbern herausgehen, und mit ihren eigenen Leibern wieder auf die Welt kommen. Gleichwohl wird ein Unterschied darunter seyn. Die Leiber der Frommen werden leuchten wie des Himmels Glanz, das ist, sie werden schön und glänzend seyn, wenn sie auch gleich alt und häßlich gewesen seyn sollten, da sie noch im Leben waren. Das schönste Mägdchen von der Welt hingegen, welches das Unglück gehabt hätte, in der Sünde zu sterben, wird seinen Leib zwar auch wieder finden, aber viel häßlicher, viel abscheulicher, viel ekelhafter, als ein Leichnam, der seit vielen Monaten begraben gewesen.

Aenne.

Das wird entsetzlich seyn! Ich habe nicht einen einzigen Tropfen Blutes in meinen Adern, da ich sie anhöre. Man soll durch einen Feuerregen verbrannt werden! Ich hoffe, ich werde vor der Zeit sterben; denn wenn ich so erschreckliche Dinge sähe, so würde mich die Furcht tödten, ich versichere sie.

Madem. Gut.

Was ich euch gesaget habe, mein Kind, ist

nur

nur eine Kleinigkeit gegen das, was darauf erfolgen wird, wenn alle Todten werden aufgestanden, das ist wieder in das Leben gekommen seyn. Der Himmel wird sich alsdann aufthun, und Jesus Christus wird auf dem Throne seiner Herrlichkeit, und mit allen Engeln und allen Heiligen umgeben erscheinen. Darauf werden die Engel, auf seinen Befehl, die Frommen zu seiner Rechten, und die Bösen zu seiner Linken stellen. Es werden die Bücher aufgethan werden, worein alle unsere guten und bösen Handlungen geschrieben sind. Alle unsere Worte, alle unsere Gedanken, alle unsere Begierden und alles, was in diesen Büchern wird aufgeschrieben gefunden werden, das wird öffentlich kund gethan werden.

Mutter Johanne.

Wie! man wird alle die Dinge sagen, die wir gedacht haben, wenn wir sie auch gleich nicht gethan haben? Wenn das ist, so wird man schöne Sachen hören.

Madem. Gut.

Ja, meine gute Johanne. Wenn der Mensch an dem andern alle Gedanken alle Begierden des Bösen erkennen könnte, so würde er sich verbergen, und sich nicht unterstehen, zum Vorscheine zu kommen; oder er würde sich bessern, und aus seinem Herzen und Gemüthe die bösen Begierden und die bösen Gedanken verjagen. Indessen schämet man sich doch nicht, sich in Gottes Gegenwart, der alles sieht, mit denen Gedanken und Begierden zu beschäfftigen, worüber man vor den

Men-

Menschen erröthen würde. Man hat nicht Acht darauf, daß er sie ihnen dereinst vor allen Engeln, vor allen Heiligen und vor allen Menschen, vor unsern Anverwandten, vor unsern Freunden und vor denjenigen verweisen wird, die uns werden für ehrliche Leute gehalten haben, und die alsdann sehen werden, daß wir nur elende Heuchler gewesen sind. O! welche Schande! was sollen wir nicht thun, damit wir sie vermeiden?

Aenne.

Sagen sie mir, Mademoiselle, ich bitte sie, wird uns auch Gott diejenigen Sünden verweisen, die man reumüthig gebeichtet, und abgebüßt hat?

Madem. Gut.

Ja, mein Schatz, diese Sünden aber werden diejenigen nicht beschämen, die solche gebeichtet haben. Ich will setzen, Aenne, ihr hättet ein schönes damastenes Leibchen, und man gösse ein Glas Tinte vorn auf das Leibchen; würdet ihr damit zufrieden seyn?

Aenne.

Nein, gewiß nicht, Mademoiselle; ich würde darüber weinen; denn ich könnte das schöne Leibchen nicht mehr anziehen; es würde verderbt seyn; man könnte diesen Fleck nicht wieder herausbringen.

Madem. Gut.

Nun, so oft Aenne eine Sünde begeht, so schwärzet sie ihre Seele, wie diese Tinte ihr Kleid schwärzen würde. Wie müßte man es machen, wenn man das Uebel verbessern wollte, welches die Tinte bey diesen schönen Leibchen gemacht hätte?

Man

Man müßte ein Stück goldenen Zeug nehmen und darüber ziehen. Dieser schöne Zeug würde nun den Tintenfleck verbergen, und besser würde da nicht wohl zu helfen seyn. Die Sünde, wie ich euch gesagt habe, machet einen Fleck in eurer Seele, der sie abscheulich besudelt. Wenn ihr aber einen lebhaften Schmerz empfindet, daß ihr solche begangen habet, wenn ihr sie redlich beichtet; wenn ihr euch davon besseret; wenn ihr Buße dafür thut, so wird Jesus Christus diesen Fleck nicht nur mit seinem Verdienste bedecken, sondern wohl gar mit seinem heiligen Blute gänzlich auswaschen, und eure Seele wird eben so schön werden, als sie zuvor war.

Karl.

Nun, was wird denn geschehen, wenn Jesus Christus den Menschen alle Sünden wird verwiesen haben, die sie begangen haben werden?

Madem. Gut.

Christus wird den Menschen die Sünden nicht verweisen, die mit seinen Blute werden abgewaschen seyn, sondern er wird sie vielmehr deswegen loben, daß sie den Muth gehabt haben, solche zu bereuen, zu beichten, und dafür Buße zu thun. Nach diesem wird er zu den Frommen sagen, die in seiner Liebe werden gestorben seyn: Kommet, ihr Gebenedeyten meines Vaters, und besitzet das Reich, das euch von Ewigkeit bereitet ist.

Aenne.

Was heißt das, Mademoiselle, ein Reich besitzen? Ich verstehe das nicht.

Madem. Gut.

Etwas besitzen, heißt etwas erben, zu eigen bekommen, Herr davon werden. Wenn ich z. B. stürbe, und Aennen etwas von meiner Wäsche, meinen Hemdem, meinen Röcken vermachete, und sie solche darauf erhielte, so hätte sie dieselben ererbet; sie gehöreten ihr zu; es könnte sie ihr niemand streitig machen. Ein Reich in Besitz nehmen heißt also darüber Herr werden, wie die Könige, welche große Städte, schöne Güter und herrliche Schlösser haben. Nun sind aber diese Städte, diese Güter und Schlösser nur wie Koth gegen das Himmelreich; und dieses schöne Reich hat Gott für Aennen gemacht, welche jetzo ein armes Mägdchen ist, und alsdann mehr als die Königinnen, die großen Frauen, die Gräfinnen, die Baronessinnen, die Richtersfrauen seyn wird, wenn sie den lieben Gott in der Zeit, da sie auf Erden war, recht geliebet, und ihm gedienet hat. Gott wird sein eigenes Reich mit ihr theilen; sie wird da in Gesellschaft mit Jesu Christo, der heiligen Junfrau Maria, allen Engeln und allen Heiligen seyn, die vom Anfange der Welt gelebet, und Gott gedienet haben. Sie wird alsdann alle Dinge haben, die sie wird wünschen können, und es wird sie niemals ein Uebel, ein Schmerz oder irgend ein Verdruß befallen.

Der Pachter.

Es kömmt mir eine Neugier an, Mademoiselle; die Geizigen in dieser Welt sind glücklich, wenn sie Geld haben, die Säufer, wenn sie trinken, die Fresser, wenn sie viel zu essen haben, die

jungen Leute, wenn sie ihre Liebsten sehen: wird das alles auch in dem Reiche Gottes seyn? und wenn das nicht da ist; wie könnte es zugehen, daß man da glücklich wäre? Fragen sie Petern, ob er ohne Bier zufrieden seyn könnte.

Madem. Gut.

Die Geizigen, die Fresser, die Säufer, werden so wenig in den Himmel kommen, Nachbar Niklas, als die Lügner, die Verleumder, die Faullenzer. Wenn dergleichen Leute hineinkommen könnten, so würden sie nur den Frieden des Himmels stören; man würde nicht glücklich darinnen seyn können. Er weis wohl, daß man von dergleichen Leuten viel auszustehen hat, so lange man auf Erden ist.

Aenne.

Vielleicht aber werden sie sich von diesen Fehlern bessern, Mademoiselle, wenn sie in den Himmel kommen.

Madem Gut.

Man bessert sich nach dem Tode von nichts, mein Kind, und man wird die ganze Ewigkeit hindurch in dem Zustande bleiben, worinnen man in dem Augenblicke seines Todes seyn wird. Der Geizige, der Fresser, der Säufer und die andern Bösen werden diese bösen Neigungen auf immer behalten; derjenige hingegen, welcher im Tode Gott mehr lieben wird, als alles, wird ihn auch alle Ewigkeit hindurch mehr lieben. Er wird weder Hunger, noch Durst, noch sonst etwas nöthig haben, als Gott lieben. Ist hier jemand unter uns, der einen sehr geliebet hat?

Mutter Johanne.

Ich antworte für mich, Mademoiselle; ich habe meinen guten seligen Mann dergestalt geliebet, daß es nicht viel gefehlet hätte, ich wäre närrisch geworden, als er starb. Er war nicht reich, als ich ihn heurathete: ich hatte aber etwas, und es waren große Pachter, die mich gern hätten haben wollen. Wenn sie aber auch ganz mit Golde besetzet gewesen wären, so würde ich sie doch nicht einmal angesehen haben. Ich hatte nur meinen armen Thomas lieb; er war auch der beste Mann von der Welt. Hören sie Mademoiselle, wir haben zwölf Jahre mit einander zugebracht; sie sind mir wie ein Tag vorgekommen. Wir hatten kein Vergnügen, als wenn wir bey einander waren; und wenn wir zween Tage von einander gewesen, und einander nicht gesehen hatten, so war es eine Freude, wenn er wieder kam. ... Ach! ich kann ohne Thränen noch nicht daran denken, ob es gleich schon zehn Jahre sind, daß er todt ist.

Madem. Gut.

Nun wohl, meine liebe Freundinn, sie kann eine kleine Vorstellung von der Glückseligkeit des Himmels haben. Die Frommen werden Gott hunderttausendmal mehr lieben, als sie ihren Mann liebete. Sie werden kein ander Vergnügen kennen, kein anderes Vergnügen wünschen, als das Vergnügen, ihn zu sehen, in seiner Gesellschaft zu seyn, ihn zu lieben, und von ihm geliebet zu werden. Sie werden versichert seyn, daß sie niemals von ihm getrennet werden, daß sie ihm niemals misfallen. Sie werden derge-

stalt

stalt mit Gott beschäfftiget seyn, daß alles das, was nicht er seyn wird, ihnen kein einziges Verlangen, keine einzige Zerstreuung wird geben können.

Mutter Johanne.

Es ist wahr, wenn man die Leute recht liebet, so denket man Tag und Nacht an sie, und an die Mittel, ihnen ein Vergnügen zu machen, und man wünschet sie mehr zu lieben. Ich begreife das besser, als alles, was sie uns bisher gesagt haben; denn ich empfinde es.

Aenne.

Und was wird Christus zu den Bösen sagen, welche die Engel zu seiner Linken stellen werden?

Madem. Gut.

Erschreckliche Worte, meine liebe Aenne. Er wird mit einem ernsthaften Gesichte zu ihnen sagen: Gehet hin von mir, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer, das den Teufeln und seinen Engeln bereitet ist. Bilde sie sich ein, Mutter Johanne, ihr Mann sey nicht todt, sondern habe nur eine lange Reise gethan, und er werde diesen Abend wieder kommen. Sie erwartete ihn mit einer großen Ungeduld; sie gienge ihm weit entgegen; so bald sie ihn nun wahrnähme, so flöge ihr Herz auf ihn zu; sie liefe mit offenen Armen zu ihm, ihn zu umfangen: er aber wollte ihre Liebkosungen nicht annehmen, sondern sagete vielmehr zu ihr: Hinweg von mir, verfluchtes Weib, ich will dich nicht mehr sehen; ich hasse dich, ich verabscheue dich, und ich will nicht mit dir leben.

Mutter Johanne.

Wenn mir dergleichen begegnete, so wäre ich des Todes auf der Stelle, glaube ich. O mein Herz würde gewiß in Stücke darüber zerspringen. Wenn ich die Leute liebe, Mademoiselle, so kann ich es nicht ausstehen, daß sie böse auf mich sind. Ich bin, als wenn ich im Feuer steckete, ich kann nirgend bleiben.

Madem. Gut.

Begreife sie also daraus, wie die Pein, die Verzweiflung der Bösen seyn muß. Gott hat ihre Seele für sich gemachet, meine Kinder; und so bald sie von ihrem Leibe abgesondert seyn wird, so wird sie mit mehr Inbrunst zu ihm fliegen, als eine gute Frau ihrem Manne entgegen läuft, von dem sie lange Zeit abgesondert gewesen. Aber o Verzweifelung! die Seele der Bösen wird zurückgestoßen, verworfen, gehasset, verachtet und in alle Ewigkeit verlassen werden. Das entsetzliche Urtheil, welches Gott über den Bösen gleich in dem Augenblicke seines Todes wird ausgesprochen haben: Hinweg von mir, du Verfluchter; wird ihm alsdann vor den Augen der ganzen Welt, vor allen, die jemals gelebet haben, wiederholet werden. Was für Beschämung! was für Schande!

Ein Bauer.

Wer hat ihnen aber gesaget, daß alles das so geschehen werde, Mademoiselle? Sie reden davon, als wenn sie es gesehen hätten.

Madem. Gut.

Ich rede mit noch viel mehr Gewißheit davon, mein Freund. Jesus Christus hat es mir gesaget,

wie

wie man es in dem heiligen Evangelio lesen kann. Nun kann uns Christus, welcher Gott ist, nicht hintergehen. Er versichert uns auch, die Bösen werden sagen: Ihr Berge, fallet über uns, und ihr Hügel bedecket uns: sie werden es aber vergebens verlangen; sie werden die Schande ihrer bösen Handlungen ausstehen müssen. Auf der andern Seite, wie groß wird die Herrlichkeit der Frommen seyn, unterdessen daß die Könige, die Reichen, die Großen, die Herren im Staube liegen, und ihre vergangenen Vergnügungen verfluchen werden. Die tugendhaften Armen werden sich in der schönsten Gesellschaft von der Welt an Christi Seite stellen. Liese, die arme Liese kann diese Herrlichkeit hoffen, wenn sie sich bekehret. Christus wird zu ihr sagen: Da du auf Erden warest, da hast du deine Armuth geduldig ertragen; du hast mich geliebet; du hast mir gedienet; es ist billig, daß du nach dieser bösen Zeit ein besseres Leben erhaltest. Komm her zu den Reichen, die mich gekleidet haben, als ich nackend war, die mich gespeiset haben, da mich hungerte, die mich besucht haben, da ich krank war; das ist, die den Armen diese Dienste aus Liebe zu mir erwiesen haben.

Liese.

Ach Mademoiselle, wenn ich heute stürbe, so könnte der liebe Gott das nicht zu mir sagen; denn ich habe ganz das Gegentheil von demjenigen gethan, was sie gesaget haben; ich habe sehr oft wider ihn gemurret, daß er mich arm und blind gemacht hat. Ich habe die Reichen stets verfluchet,

wenn sie mir das Almosen versaget haben. Ich habe meine Kinder verfluchet, weil sie mir nicht beystunden. Ich habe gewünschet, daß ich Reichthum besäße, und daß diejenigen, die ihn hätten, arme wären, damit ich mich rächen, und sie verhungern lassen könnte. Kurz, ich habe nur Böses gethan, seitdem ich auf der Welt bin.

Madem Gut.

Sie will sich doch aber bekehren, das bin ich versichert. Die arme Liese! sie hat ganz öffentlich eine allgemeine Beichte ableget. Das ist ein Kennzeichen, daß sie ihre Fehler sehr bereuet, und daß sie solche nicht mehr begehen will. Nun darf sie nur noch beichten, so bald ich ihr werde gezeigt haben, wie sie dieses recht thun kann, und von nun an muß sie ganz das Gegentheil von demjenigen thun, dessen sie sich beschuldiget hat.

Karl,

Und wie wird es den Bösen nach diesem allgemeinen Urtheile ergehen?

Madem. Gut.

Ich habe es euch schon gesaget, mein Sohn; sie werden mit den Teufeln in das ewige Feuer gehen, denen sie lieber haben gehorchen wollen, als dem lieben Gott.

Aenne.

Wissen sie wohl, Mademoiselle, daß ich die ganze Nacht nicht werde schlafen können? Ich werde stets glauben, ich sey vor dem jüngsten Gerichte, wo alle Welt meine Sünden erfahren wird.

Madem. Gut.

Das ist ein sehr guter Gedanken, meine liebe

Aenne. Er wird euch vermögen, Gott um Gnade zu bitten, daß ihr in Zukunft nicht mehr sündiget. Ich hoffe meine lieben Leute, wir werden alle, die wir hier sind, ernstlich darauf denken, daß wir uns bekehren, damit wir das Unglück vermeiden, an diesem erschrecklichen Tage verdammet zu werden. Beschäftiget euch diese Woche recht mit allem dem, was wir heute gesaget haben. Wir wollen uns künftigen Sonntag wieder sprechen, und uns von dem ewigen Leben vollends unterrichten.

Der zweyte Sonntag.

Besondere Unterredung.

Der Tagelöhner, Mademoiselle Gut.

Der Tagelöhner.

Gehen sie, Mademoiselle; es ist mir recht sauer geworden, heute wieder herzukommen. Sehen sie, die Schweißtropfen stehen mir vor der Stirne.

Madem. Gut.

Was hinderte ihn denn daran, mein Freund? Ist etwan seine Frau oder eines von seinen Kindern krank geworden, und hatte seines Beystandes nöthig? In diesem Falle hätte er nicht her-

kommen müssen; denn die Liebe gegen sie muß allem vorgehen.

Der Tagelöhner.

O wahrhaftig, wenn sie krank geworden wären, so hätten sie sich gedulden müssen; sie würden ohne mich wohl wieder gesund geworden seyn. Es war ganz etwas anders, Mademoiselle. Als ich aus der Kirche kam, so traf ich einen meiner Kameraden an, der auch mein Gevatter ist, und der mir vorschlug, einen Krug Bier mit ihm zu trinken. Weil ich gern trinken mag, so sagete ich aus ganzem Herzen: lieber zween, als einen; und ich gieng mit ihm bis an die Thüre des Wirthshauses. Hier kam mir aufeinmal der Gedanken ein: Du bist doch ein recht elender Kerl, daß du deinen Magen, den Hund, dem Unterrichte deiner Seele vorziehst. Der Teufel sagete zu mir: Geh hinein, ein Krug ist bald getrunken: ich weis aber wohl, wenn wir diesen Krug getrunken hätten, so hätte ich auch einen bezahlen wollen; und da wäre denn ein Krug nach dem andern gefolget, und ich würde nicht eher, als um zehn Uhr des Abends, und recht berauschet aus der Schenke gekommen seyn; wie es mir allemal begegnet, wenn ich hineingehe. Endlich war der liebe Gott doch der stärkste, und ich bin davongegangen, ohne ein einziges Wort zu sagen, und als wenn das Haus auf mich fallen wollte. Ich habe meinen Gevatter in solchem Erstaunen darüber, daß ich mich weigerte, einen Krug Bier zu trinken, stehen lassen, daß er wie eine Bildsäule in der Thüre der

Schen-

Schenke unbeweglich blieb, und sich nicht von der Stelle rührete.

Madem. Gut.

Sage er mir, mein guter Thomas, reuet es ihn itzt, oder ist er froh darüber, daß er dieser Versuchung widerstanden hat?

Der Tagelöhner.

Alles beydes zusammen, Mademoiselle. Das Bier, welches ich würde getrunken haben, kömmt mir in die Gedanken; mich dünket, es ruft mich, es wirft mir vor, daß ich es dagelassen. Mir ist die Kehle so trocken, so trocken, als wenn ich erwürgen wollte. Sie sehen wohl, daß mir diese Gedanken Verdruß machen müssen.

Madem. Gut.

Nun, was tröstet ihn denn wegen dieses Verdrusses, und machet ihn froh?

Der Tagelöhner.

O Mademoiselle, ich habe eine große Freude, daß ich ungeachtet dieses Verdrusses hier bin. Es ist was närrisches mit dieser Freude; ich kann ihnen nicht sagen, was sie ist, aber ich empfinde sie; und vorher hatte ich sie niemals empfunden. Außerdem habe ich noch sechs Groschen in der Tasche, welche diesen Abend in des Schenkwirthes seiner würden gewesen seyn; und darauf so belustiget es mich, wenn ich daran denke, wie erstaunt meine Frau seyn wird, wenn sie mich diesen Abend unbetrunken nach Hause kommen sieht, welches mir den Sonntag niemals begegnet ist. Sie wird mich keinen besoffenen Hund nennen, wie sie sonst zu thun pfleget: und weil sie mir keine

Schimpfworte sagen wird, so werde ich sie auch nicht schlagen. Morgen früh werde ich lustig und fröhlich seyn, da mir sonst der Kopf weh thut. Ich werde meine vier Groschen verdienen, und zu essen haben, da ich selbst mein Tagelohn den andern Tag verliere, wenn ich mich betrunken habe. Vier Groschen, die ich verdienen werde, und sechs, die ich meiner Tasche habe, werden zehn Groschen seyn, richtig gerechnet, die so gut seyn werden, als wenn ich sie auf der Straße gefunden hätte. Wenn ich so viel ersparen kann, wie ich hoffe, daß ich in vier Sonntagen nicht in die Schenke gehe, so werde ich so viel haben, daß ich mir ein Paar Schuhe und Strümpfe kaufen kann, die ich höchst nöthig brauche. Das ist es, was mir ein Vergnügen machet, ungeachtet des Verdrusses, denn ich empfinde, daß ich nicht getrunken habe, so daß ich traurig und fröhlich zugleich bin. Ich bitte sie nichts destoweniger um Verzeihung, Mademoiselle, daß ich eher gekommen bin, als die andern, ihnen beschwerlich zu fallen. Ich hatte aber nöthig, mich geschwind davonzumachen; ; denn wenn ich einen einzigen Augenblick geblieben wäre, so würde ich nicht die Kraft gehabt haben, zu widerstehen. Das ist das erstemal in meinem Leben, daß ich mich geweigeret habe, zu trinken. Man wird in dem Flecken davon reden, das versichere ich sie.

Madem. Gut.

Das heißt, mein guter Thomas, er ist von Natur ein wenig versoffen. Frisch, Muth gefasset, mit der Gnade Gottes wird er sich bessern.

Er siehet wohl, daß es viel besser ist, ein Paar gute Schuhe, und Strümpfe an den Füßen zu haben, als wenn man das Geld vertrinkt. Diese dauren ein ganzes Jahr lang: wenn das Bier aber getrunken ist, so ist nichts mehr davon übrig. Es bleibt dabey, er verspricht es dem lieben Gott, er wolle nicht mehr in die Schenke gehen. Er hat zehn Groschen gewonnen, daß er heute nicht getrunken hat; er wird jeden Sonntag so viel gewinnen; und damit es eine volle Rechnung werde, so will ich ihm jeden Sonntag, da er nicht in die Schenke gegangen ist, zween Groschen geben. Das wird zusammen sechs und zwanzig Thaler das Jahr ausmachen; damit kann man schon etwas anfangen.

Der Tagelöhner.

Sechs und zwanzig Thaler! Wissen sie wohl, Mademoiselle, daß ich endlich recht gut stehen würde; es wäre eben, als wenn ich ein gutes Feld hätte.

Madem. Gut.

Ganz gewiß, mein lieber Freund: aber das ist noch nicht alles. Das Vornehmste ist, daß er nicht mehr den lieben Gott beleidigen wird, denjenigen Gott, der ihn so sehr liebet, der ihm das Leben gegeben hat, der es ihm bey einer Handthierung erhält, wo man jeden Augenblick in Gefahr ist, den Hals zu brechen; denjenigen Gott, der ihm den guten Gedanken eingegeben hat, nicht zum Biere sondern hieher zu kommen, und der ihn gleichsam bey der Hand geführet hat. Denn ohne den Beystand seiner Gnade, mein lieber Freund,

würs

würde er dem Teufel gefolget seyn, wie er wohl einsieht, der ihn in die Schenke zog, ihn eine große Anzahl Sünden begehen zu lassen. Es ist eine sehr große Sünde, mein lieber Thomas, daß er seine arme Frau schlägt. Diese unglückselige arme Frau hat schon Kreuz genug. Ich sage, sein Frau ist unglücklich, mein lieber Freund; denn es ist kein Stand trauriger, als einer Frau ihrer, die einen bösen Mann hat. Liebet er sie etwan nicht?

Der Tagelöhner.

Ich hasse sie nicht, Mademoiselle; sie ist ein ganz gutes Geschöpf, ausgenommen, daß sie mir den Text liest, wenn ich mich betrinke.

Madem. Gut.

Hat sie aber unrecht, mein lieber Freund? Er beklagete sich vergangenen Sonntag, es fiele ihm sehr schwer, seine Kinder zu ernähren. Er tastete wegen seiner Armuth den lieben Gott an, und ungeachtet seiner Armuth findet er doch Geld zu vertrinken. Er machet sich dadurch in diesem Leben sehr elend, und hernach in dem Augenblicke seines Todes wird er aus einer Hölle in die andere gehen. Er richtet noch oben darein seine Gesundheit zu Grunde.

Der Tagelöhner.

Was das anbetrifft, Mademoiselle, so bin ich niemals krank gewesen. Das hitzige Fieber nimmt jedes Jahr einige von meinen Kameraden hin, und ich befinde mich wohl.

Madem. Gut.

Wenn er sich nicht bessert, so wird die Reihe

bald

bald an ihn kommen. Er erinnert mich, daß man in diesem Flecken oft hitzige Fieber sieht, die keinen schonen. Weis er wohl, warum sie hier böser sind, als an andern Orten, und die Kranken hinreißen? Weil es Trunckenbolde sind. Sie bringen sich durch das viele Saufen die Hitze in den Leib: und wenn das Fieber einen so erhitzten Leib angreift, alsdann ist kein Mittel da, es zu dämpfen; es ist, als wenn man das Feuer in eine Tonne Brantewein thäte. Er sieht wohl, daß da kein Mittel seyn würde, es zu löschen. Wenn es auch einige Säufer von so guter Liebesbeschaffenheit giebt, daß sie davonkommen, so bin ich doch versichert, daß sie zehn Jahre eher sterben, als es sonst geschehen wäre. Sie werden stumpf, und führen ein elendes Leben. Und womit beschäfftigen sich seine Frau und seine Kinder?

Der Tagelöhner

Ihnen die Wahrheit zu sagen, meine Frau ist ein wenig faul; sie mag gern plaudern, und thut sonst nichts, als was in der Wirthschaft vorfällt. Was meine Kinder anbetrifft, so sind sie noch zu klein zum Arbeiten. Die älteste ist nur erst sieben Jahre, die zweyte sechs, und der kleine Bube drey Jahre alt. Sie sind ganz hübsch, und es würde ihnen nicht an Verstande fehlen, wenn sie gut unterrichtet würden: sie bringen aber den Tag damit zu, daß sie auf der Gasse herumlaufen.

Madem. Gut.

O! sie alle, außer dem kleinen Knaben, sind groß genug zum Arbeiten. Er muß mir seine Frau schicken, ich will alles einrichten. Wir wollen

eure

eure beyden Mägdchen Wolle spinnen lehren, und ehe ich den Flecken verlasse, sollen sie ihre acht bis zehn Groschen die Woche verdienen; alsdann wird Thomas reich werden. Aber ich höre unsere Leute kommen; wir wollen hineingehen.

Allgemeine Lehrstunde.

Mutter Johanne.

Die Vesper ist mir recht lang vorgekommen, Mademoiselle; so große Lust hatte ich, herzugehen. Aenne saß neben mir, und sie sagte alle Augenblicke: wird es denn nicht bald aus seyn? Bey ihnen, ich versichere, ist uns die Zeit nicht lang.

Madem. Gut.

Ich habe das nicht recht verstanden, was sie saget, Mutter Johanne; vermuthlich hat sie das alles gesaget, da sie aus der Kirche herausgegangen ist; denn es ist ein großer Fehler, wenn man darinnen plaudert. Ist das hier Mode, meine lieben Leute?

Mutter Johanne

Man weiß gar wohl, daß man in der Kirche nicht so redet, als auf der Straße; das würde nicht gut seyn. Allein, ein kleines Wörtchen dann und wann, das werden sie uns doch nicht sagen, daß eine Sünde sey. Gestehen sie nur, Mademoiselle, wenn es eine ist, so ist es eine sehr kleine Sünde.

Madem.

Madem. Gut.

Anfänglich, meine liebe Mutter Johanne, betrigt sie sich, wenn sie saget, es sey nur ein kleiner Fehler, in der Kirche zu plaudern. Man setzet dabey die Ehrerbietung gegen Gott aus den Augen, der darinnen auf eine besondere Art wohnet, von uns verehret und angebethet zu werden. Außer diesem, ist Jesus Christus mit Gottheit und Menschheit im Tabernakel gegenwärtig. Die Engel erzittern in der Gegenwart des Allerhöchsten, und wir, die wir elende Erdwürmer sind, wir unterstehen uns, uns in seiner Gegenwart zu zerstreuen, und uns mit andern Sachen zu beschäfftigen, als mit ihm. Sage sie mir, Mutter Johanne, wenn ein König, ein großer Herr ihr erlaubete, einen Besuch bey ihm abzustatten, damit sie mit ihm von ihren Angelegenheiten und ihren Bedürfnissen reden könnte; würde sie sich da wohl aufhalten, und unterdessen, daß sie in seiner Gegenwart wäre, mit seinem Hofgesinde reden? Was ist nun der König in Vergleichung mit Gott? Ein Staubkörnchen. Indessen getrauet sie sich doch, es an Ehrerbiethung gegen Gott ermangeln zu lassen.

Marie.

Ich habe diese böse Gewohnheit an mir, Mademoiselle. Es kömmt eine mit einem neuen Kleide herein: so gleich sage ich zu der, die neben mir sitzt: Seh sie nur einmal, wie sich sie drehet. Sie würde besser thun, wenn sie ihren Kindern Brod und Schuhe und Strümpfe schaffete. Ich sage, wenn ich eine andere sehe, die ein goldenes

nes Kreuzchen hat: sie sollte es verkaufen, und ihre Schulden dafür bezahlen. Diese sieht schmuzig und säuisch aus, ob sie gleich eine schöne Spitze an ihrem Kopfzeuge hat, welche sie dem Kaufmanne noch schuldig ist. Jene da hatte gestern einen großen Zank mit ihren Nachbaren, und wenn die Predigt noch nicht angegangen ist, so erzähle ich den ganzen Zank.

Madem. Gut.

Ihr machet, daß ich wirklich zittere und bebe, meine arme Marie. Wie? gehet ihr nur in die Kirche, Gott zu beschimpfen? Höret wohl zu, meine lieben Leute, und erinnert euch recht, daß diese Geschichte aus dem heiligen Evangelio genommen ist.

Jesus fand einmal an dem Eingange des Tempels Leute, welche Tauben zum Opfer verkaufeten, und andere, welche da saßen, die Goldstücke in Münze zu verwechseln; denn es kamen zu diesem Tempel viele Fremde, welche nicht die Münze des Landes hatten. Es ist eben so, als wenn man auf dem Kirchhofe Leute fände, welche Wachskerzlein, oder Büchlein u. d. g. verkaufeten, oder welche die großen Stücke Geldes in kleine Münze für diejenigen verwechselten, welche den Armen etwas geben, oder etwas opfern wollten. Ist es nicht wahr, ihr würdet denken, es wäre dabey nichts böses? Jesus dachte nicht so, wie ihr; und da er sonst der sanftmüthigste unter allen Menschen war, so wurde er doch so aufgebracht, da er den Tempel entweihen sah, daß er in einen heiligen Zorn gerieth. Er machte eine

Gei-

Geißel von Stricken, und bedienete sich deren, alle diese Leute hinauszujagen, wobey er sagete: Dieß Haus ist ein Bethhaus, ihr aber machet es zu einer Mördergrube. Das muß man niemals vergessen. Die Kirche ist ein Bethhaus; man muß nur hineingehen, Gott daselbst anzubethen, ihn um Verzeihung wegen der Sünden zu bitten, die man begangen hat, ihm wegen der Gnade zu danken, die er uns erwiesen hat, und ihn, im Namen Jesu, um alles das zu ersuchen, was wir nöthig haben.

Karl.

Aber warum sagete denn der Heiland, daß die Taubenkrämer und die andern eine Mördergrube aus dem Tempel macheten? Stahlen sie etwan?

Madem. Gut.

Vielleicht betrogen sie bey dem Verkaufe. Gesetzt aber, sie verkaufeten treu: sie würden deswegen doch nicht weniger Diebe und Mörder gewesen seyn, so wie diejenigen, welche nur aus Gewohnheit, aus hergebrachter Weise in die Kirche gehen, damit sie ein neues Kleid auskramen, damit sie die Kleidung der andern untersuchen und beurtheilen. Alle diese Leute sind Diebe, weil sie Gott der Ehrerbiethung, der Anbethung und der andern Pflichten berauben, die man ihm erweisen muß. Was mich anbetrifft, so kann ich nicht leiden, daß man in der Kirche mit mir redet, und ich antworte niemals. Will uns die Frau Pernotinn wohl das apostolische Glaubensbekenntniß vollends hersagen?

Frau Pernotinn.

Ich glaube an den heiligen Geist, eine heilige allgemeine christliche Kirche, die Gemeinschaft der Heiligen, Ablaß der Sünden, Auferstehung des Fleisches, und ein ewiges Leben. Amen.

Madem. Gut.

Da sehet ihr, was wir von dem heiligen Geiste glauben müssen; er ist, wie der Vater und Sohn, Gott; er heiliget uns; er kömmt in unsere Seele, die Sünde daraus zu verjagen, Gott darinnen herrschen zu lassen, in dem er uns die Liebe zu den Tugenden, vornehmlich zu den Tugenden unsers Standes giebt. Es ist sein Werk allein, das Feuer der göttlichen Liebe in unsern Herzen zu entzünden. Kurz, der heilige Geist kömmt in uns, uns zu erleuchten. Ihr beklaget euch über eure Unwissenheit, meine lieben Leute; ihr saget, ihr könnet nicht lesen, ihr hättet nicht so studieret, wie die Geistlichen und die Gelehrten. Nun wohl! Wenn ihr den heiligen Geist empfienget, in dem Augenblicke würdet ihr in göttlichen Dingen viel geschickter seyn, als alle Gelehrten von der Welt mit ihren Studien, wenn sie diesen heiligen Geist nicht hätten. Ja meine liebe Aenne, ihr würdet in der Wissenschaft des Heiles ein gelehrtes Mägdchen werden, ob ihr gleich weiter nichts, als spinnen könnet, indem ihr das Vieh hütet. Die Apostel Petrus, Johannes, Andreas und viele andere waren nur arme Fischer, die viel dümmer und unwissender waren, als ihr, meine armen Leute. Aber in dem Augenblicke, da sie den heiligen Geist empfangen hat-

hatten, wurden sie gesichickte Prediger, welche die Welt bekehreten.

Der Pachter.

Das würde lustig seyn, wenn ich ein geschickter Prediger würde. Wenn wir den heiligen Geist erhielten, Mademoiselle, so würden wir alsdann keinen Pfarrer mehr nöthig haben, der uns predigte. Das wollte ich gern; wir würden dabey gewinnen, daß wir keinen Zehenden mehr bezahleten.

Madem. Gut.

Das erste, was der heilige Geist lehret, mein lieber Niklas, ist, daß man die rechtmäßigen Seelsorger mit Ehrerbiethung anhöre, sie in Ehren halte, und ihnen gehorche. Wenn man wahrhaftig von göttlichen Dingen unterrichtet ist, so wird man auch eben so bald demüthig und gehorsam; denn man erkennet, daß man von Natur schwach, und böse sey; daß man aus sich selbst weder etwas könne, noch etwas sey; daß man aller Bosheiten fähig sey; daß man der heilsamen Ermahnungen jener höchst benöthigt sey, welche Gott aufgestellt hat, uns zu regieren. Nachbar Niklas und die gute Johanne vergessen stets, daß die Pfarrherren an Gottes Stelle sind; daß er uns befiehlt, ihnen Gehör zu geben, und zu gehorchen; daß, wenn man es an Ehrerbiethung gegen sie ermangeln läßt, man solche gegen Gott selbst aus den Augen setzet. Ihr beklaget euch, daß ihr verbunden seyd, den Zehenden zu bezahlen: beklaget sich aber euer Pfarrer über die Mühe, die er hat, euch zu predigen und zu unterrichten?

ten? Wenn sich in einem entfernten Orte ein Kranker befindet, den er beichthören, dem er die heilige Wegzehrung, auch im größten Unwetter, bey Regen, Schnee, Hitze und Kälte bringen muß, wirft er euch diese Mühe auch vor, die er da hat? Wie vielmal ist er verbunden, bey Nacht aufzustehen, seine Mittages- oder Abendmahlzeit zu verlassen, und zu den Kranken zu gehen? Er muß noch obendrein, euer wunderliches Wesen, eure Grobheit, eure Vorwürfe, eure Klagen, euer Murren, euren Ungehorsam, eure Unredlichkeit, euren schlechten Glauben ertragen. Er ist mitten unter euch gleichsam von Feinden umringt, welche alle seine Handlungen ausspähen, damit sie ihn verdammen.

Der Pachter.

Da ist er doch recht übel daran, wahrhaftig! Wir haben wohl tausendmal mehr Mühe, als unser Pfarrer; wir alle, so viel wir unser sind: wir sind aber nicht so zärtlich. Er wohnet gut, er speiset gut, er wird gut bedienet, er hängt von keinem ab; sehen sie nur einmal ein wenig, wie sehr er zu beklagen ist.

Madem. Gut.

Er ist ohne Zweifel sehr zu beklagen, daß er bey undankbaren Leuten lebet, die ärger sind, als die Thiere, welche doch wenigstens denjenigen liebkosen, die ihnen Gutes thun. Ist es nicht wahr, wenn man einem Hunde oder irgend einem andern Thiere zu fressen giebt, so liebet es uns, so liebkoset es uns, und ist uns sehr ergeben? Wisset ihr wohl, daß euer Pfarrer, der ein gelehr-

ter Mann ist, weit bequemer in einer Stadt leben könnte, wo er nicht so viele Beschwerlichkeit in einem Jahre haben würde, als er hier in einem Monate hat? Er würde daselbst gute Gesellschaft haben; man würde nicht suchen, ihn zu beurtheilen, ihn zu betriegen, wie ihr alle thut, so viel eurer auch sind.

Der Pachter.

Werden sie nicht böse, Mademoiselle; was ich davon sage, geschieht nur des Gesprächs wegen; ich meyne es damit so arg nicht. Es giebt redliche rechtschaffene Pfarrer, welche das Brod wohl verdienen, das sie essen. Ich habe es ihnen schon gesaget, daß ich wider diesen nichts einzuwenden habe, den wir jetzt haben; er ist ein wackerer Mann, der den Armen recht beysteht, der sich keine Schätze sammlet, wie der andere, der seinen Erben zehntausend Thaler hinterlassen hat, und der nicht einen Groschen hatte, als er auf die Pfarre kam. Wir kannten ihn wohl, er war eines Bauern Sohn wie wir alle.

Madem. Gut.

Wir sind nicht hier, Böses von unserm Nächsten zu reden, vornehmlich von denen, welchen wir Ehrerbiethung schuldig sind. Wenn euer verstorbener Pfarrer einen Fehler darinnen begangen, daß er so viele Schätze gesammlet hat: so werdet ihr wegen dieses Fehlers, den er begangen hat, nicht gestrafet werden. Er hat vor Gott Rechenschaft deswegen gegeben; und es kömmt euch nicht zu, darüber zu richten: ihr werdet aber höchstgerecht deswegen verurtheilet werden, daß

ihr seine Aufführung getadelt, daß ihr von seinem Thun und Lassen übel geurtheilet habet. Zur Zeit, als Jesus Christus auf Erden lebte, waren die Priester die bösesten Leute von der Welt, noch ärger als Mörder und Straßenräuber: der Heiland warf ihnen ihre Fehler alle Augenblicke vor; dessen ungeachtet: sagte er zu Volke: Eure Priester sind zwar die schlimmsten aus den Menschen; allein sie reden anstatt Gottes, dahero richtet euch nach ihren Worten, und nicht nach ihren Werken. Ich sage euch also wiederholt, wenn ihr einen lasterhaften Pfarrer habet, so müsset ihr seinem Beyspiele nicht folgen; sondern ihr müsset ihn geziemend ehren, weil er die Stelle Gottes vertritt; ihr müsset euch über seine Fehler nicht aufhalten, noch es dulden, daß andere davon reden; über sein Thun und Lassen nicht freventlich urtheilen; sondern thun was er prediget, wenn ers auch selbst nicht thun sollte. Wer hat euch gesaget, daß der vorige Pfarrer nicht einen Groschen gehabt, als er auf die Pfarre gekommen? Hat er mit euch Rechnung gehalten? Habet ihr vergessen, daß Jesus gebothen hat: Richtet nicht; so werdet ihr auch nicht gerichtet?

Der Pachter.

Allein, Mademoiselle, man kann sich doch nicht die Augen ausstechen; man sieht einen Priester, der einem nicht eine Aehre würde erlassen haben; der den Armen nicht einen Pfenning würde gegeben haben; kann man sich da enthalten, zu denken dieser Mensch thue Böses, und sey ein Geiziger?

Ma-

Madem. Gut.

Ja, mein Freund, man kann sich dessen enthalten. Will er, daß man das Almosen ausposaunen lasse, daß man ertheilet? Ich habe einen Mann gekannt, der für geizig gehalten wurde, und nach seinem Tode erkannte man, daß er große Liebeswerke gethan hatte. Vielleicht that euer Pfarrer dergleichen auch ingeheim; und die christliche Liebe verbindet euch solches zu denken. Gesetzt aber, er sey geizig gewesen, wie er saget; seit welcher Zeit ist es erlaubet, die Fehler seines Nächsten, vornehmlich der Obern, bekannt zu machen? Würde es ihm wohl lieb seyn, wenn Peter, Aenne und sein übriges Gesinde ihr Leben damit zubrächten, daß sie seine Fehler untersucheten, und darauf hingiengen, und sie in dem ganzen Kirchspiele ausbreiteten?

Der Pachter.

Sie thun es schon genug, und ihnen die Wahrheit zu sagen, ich bin nicht sehr zufrieden damit.

Madem. Gut.

Geh er also mit seinem Pfarrer so um, als er will, daß sein Gesinde mit ihm umgehen soll. Wenn derselbe Fehler hat, und er sich nicht enthalten kan, sie zu sehen: so verberge er sie sorgfältig, wie er gern wollte, daß man seine verbergen möchte. Noah pflanzete einen Weinberg, und machete Wein. Weil er nun nicht wußte, daß dieses Getränk berauschete, so trank er so viel davon, daß er von Vernunft kam, und in einer ungeziemenden Stellung einschlief. Cham, einer

von seinen Söhnen, der ihn in diesem Zustande gesehen hatte, hielt sich über ihn auf, und rief seine Brüder, daß sie sich auch über ihn aufhalten sollten. Sie waren aber ehrerbiethiger, als er, giengen rücklings hinzu, und warfen ihren Mantel über ihren Vater, seine Blöße zu bedecken. Als Noah solches erfahren hatte, so segnete er seine beyden Söhne, und verfluchete denjenigen, der es an Ehrerbiethung hatte ermangeln lassen. Und dieser Fluch, den er ihm gab, war gerecht, weil ihn Gott genehm hielt, und alle Kinder Chams solchen empfanden.

Ein Bauer.

Es ist festgesetzt, ich verspreche es dem lieben Gott, ich will niemal von den Angelegenheiten meiner Vorgesetzeten reden. Das ist ein Fehler, den ich stets an mir gehabt habe: mit Hülfe der Gnade Gottes aber werde ich mich davon bessern. Ich will nicht einmal erlauben, daß man in meinem Hause böses davon rede.

Der Pachter.

Und wie wollet ihr das verhindern? Hat man die Zunge der Leute in seiner Tasche? Meine Leute brummeten ohne Unterlaß wider den verstorbenen Pfarrer wegen seines Geizes. Sie brummen wider diesen, weil er alles so genau nehmen und haben will. Ist das meine Schuld?

Madem. Gut.

Ja, Nachbar Niklas, es ist seine Schuld. Anfänglich giebt er ihnen ein böses Beyspiel, da er zu allererst böses von ihm spricht, wie von allen andern Priestern. Wenn jemand ein böses

Hi-

Histörchen von dem Pfarrer oder von den benachbarten Seelsorgern erzählet, so lachet er mit seinen Freunden darüber; er erzählet es in Gegenwart des Gesindes. Ich habe ihn schon anmerken lassen, was davon entsteht; nämlich daß seine Knechte eben so wenig von seinen Fehlern stillschweigen werden, als er von seiner Obern ihren stillschweigt. Er lehret sie hübsche Griffchen, den Pfarrer zu hintergehen, und ihm nicht seinen Zehenden zu bezahlen, welches ein wahrer Diebstahl ist. Gut! sie werden sich kein Gewissen machen, ihn selbst zu bestehlen.

Frau Pernotinn.

Sagen sie uns auf ihr Gewissen, Mademoiselle, ist es wahrhaftig eine Sünde, wenn man von Kleinigkeitn den Zehenden nicht bezahlet?

Madem. Gut.

Es ist eben so gut gestohlen, als wenn sie den Werth dieser Sachen ihrem Pfarrer aus der Tasche nähmen. Gott selbst hat es verordnet, man solle denen Leuten, die ihm geweihet sind, den Zehenden geben. Er gehöret ihnen, es ist ihr Gut, welches sie ihnen stehlen, wenn sie ihn nicht genau bezahlen; denn stehlen heißt das Gut eines andern wider seinen Willen behalten, es sey auf welche Art und Weise es wolle. Wollten sie wohl eine Diebinn seyn? Ganz gewiß nicht, wenn es auch gleich ein großes Vermögen beträfe; und noch vielweniger, wenn es nur auf eine Kleinigkeit ankömmt.

Frau Pernotinn.

Ich bin ihnen, Mademoiselle, für die Mühe,

die sie sich nehmen, uns zu unterrichten, sehr verbunden. Ich habe den Verstorbenen wohl zweyhundertmal solches sagen hören. Weil er aber zu seinem Nutzen predigte, so glaubete ich nicht die Hälfte von dem, was er sagete. Sie haben keinen Nutzen davon, uns zu hintergehen: ich glaube ihnen also, und werde mir ihre Lehren zu Nutze machen. Ich habe Hühner, und ich bin ihm viele junge Hennen als Zehenden schuldig; er soll sie morgen auf das längste haben, und wenn ich auch nicht ein einziges Huhn behalten sollte. Ich will das nicht auf meinem Gewissen haben, und keine Diebinn seyn.

Mutter Johanne.

Ach wahrhaftig! weil das ein Diebstahl ist, so habe ich mir noch wohl andere vorzuwerfen. Ich will ihnen öffentlich beichten. Ich hatte zwo trächtige Sauen, welche zusammen zwey und zwanzig Ferkeln brachten. Ich ließ drey Viertheil derselben auf dem Markte in der Stadt verkaufen, und darauf machete ich dem Pfarrer weiß, man hätte mir die meisten gestohlen, und die andern wären umgekommen.

Madem. Gut.

Das heißt, Mutter Johanne war eine Diebinn, welche zwey kleine Ferkeln von ihrem Pfarrer behielt; und weil ein Fehler fast allezeit einen andern nach sich zieht, so hat sie eine Menge Lügen bey dieser Gelegenheit gemacht. Ach, Mutter Johanne, sie muß sie ersetzen; das ist unumgänglich nothwendig, wofern ihr der Herr Pfarrer das nicht schenken will, was sie ihm genommen

men

men hat. Denn es wäre sonst von bösen Folgen, meine guten Leute! Wenn man nun solche Sachen begangen hat, und man kömmt zur Beichte, getraut man sichs weder dem Pfarrer, noch dem Kaplan zu beichten; wenn nun der Diebstahl beträchlich ist, so folgt auf eine gottesräuberische Beichte auch eine gottesräuberische Communion. Welch ein Greuel!

Mutter Johanne.

Ich muß gestehen, daß ich mich darüber niemals in einer Beichte angeklagt habe. Nun werde ich eine kleine Rechnung von allem dem machen, was ich ihm schuldig bin, Mademoiselle, und ihm nach und nach bezahlen, weil ich es ihm schuldig bin. Ich hoffe, Gott werde mir diesen Fehler verzeihen; ich glaubete, es wäre ein Spaß und keine Sünde. Ich habe stets sagen hören, es sey nichts Böses, die Geistlichen zu betriegen, die so stets genug hätten. Zu dem war meine Furcht diese, hätte ich das dem Pfarrer gebeichtet, so hätte er mir einandersmal nicht mehr getraut, oder hätte mir meinen Fehler offentlich vorgeworfen; denn er ist schlimm.

Madem. Gut.

Ist sie wirklich so unwissend, Mutter Johanne, daß ihr unbekannt seyn soll, daß der Pfarrer aus der Beichte nicht nur nichts reden, sondern nicht einmal freywillig darüber nachdenken darf, besonders wenn es zu ihrer Verachtung oder Schaden gereichen könnte? Davon werden wir aber weitläuftiger reden, wenn wir zur Beichte selbst kommen, ich will nur gebethen haben,

ben, es zu merken. Diejenigen, welche in Gegenwart der Mutter Johanne gesaget haben, es sey nichts Böses, die Geistlichen zu bestehlen, sind der Sünden schuldig, die sie bey dieser Gelegenheit begangen hat, und ohne Zweifel noch einer großen Anzahl anderer mehr. Ihr werdet die Sünden auf eurem Gewissen haben, welche eure Kinder und euer Gesinde nach denen übeln Reden, die ihr führet, begehen werden.

Laßt uns aber nun die Erklärung des Glaubensbekenntnisses fortsetzen, und solches mit Aufmerksamkeit erwägen.

Ihr saget, daß ihr an eine heilige allgemeine Kirche glaubet.

Karl gehet ein wenig übern Katechismus: Was ist die Kirche, der wir glauben müssen?

Karl.

Ich meyne eben, die Kirche sey jener Ort, wo wir hingehen zu bethen, wo der Pfarrer an Sonn- und Festtagen Messe, und Vesper hält.

Madem. Gut.

Wir wollen uns ein wenig belustigen. Wollet ihr mir wohl die Liedchen sagen, Karl, die der Mann neulich auf dem Markte sang?

Der Pachter.

Sie sind drollicht; Karl weis sie auf den Fingern auswendig; er singt sie uns alle Abende nach Tische vor, wenn er hier ist; das belustiget uns. Karl hat ein gutes Gedächtniß.

Madem. Gut.

Ja, Liederchen zu lernen: aber wenn es auf das Lernen seines Katechismus ankömmt, so hat

er

er gar keines mehr; und daran ist sein Vater Schuld. Ja, Nachbar Niklas, er wird von der Unwissenheit seines Sohnes, und von denen Fehlern, welche ihn die Unwissenheit wird begehen lassen, vor Gott Rechenschaft geben müssen.

Der Pachter.

Ist es meine Schuld, wenn er sich nicht hat befleißigen wollen, seinen Katechismus zu behalten? Konnte ich etwas anders thun, als daß ich ihn in die Schule und in die Kinderlehre schickete?

Madem. Gut.

Wenn er ihn seinen Katechismus alle Abende wiederholen ließe, wie er ihn diese Liederchen wiederholen läßt, so würde er das nicht vergessen haben, was er wissen muß.

Der Pachter.

Wie wollen sie, daß ich ihn diese Dinge soll wiederholen lassen; ich erinnere mich ihrer selbst nicht mehr. Ich hätte auf ihre Frage eben das geantwortet, was er sagte. Ist denn nicht die Kirche das, was die Pfarre ist?

Madem. Gut.

Er beklaget sich, daß sein Herr Pfarrer die Kinder gar zu lange bey dem Katechismus aufhält. Weis er, was ich thun würde, wenn ich an dessen Stelle wäre? Es sollten die Väter und Mütter nicht zum heiligen Abendmahle gelassen werden, wenn sie nicht selbst mit in die Katechismuslehre kämen.

Der Pachter

Aber, Mademoiselle, es ist ja nicht unsere Schuld, wenn wir kein Gedächtniß und keinen

Witz

Witz haben. Warum hat uns Gott so dumm gemacht?

Madem. Gut.

Er hat zu seinem Nutzen Gedächtniß genug, Nachbar Niklas. Wenn ich zu ihm sagte: In einem Monate will ich ihm zehn Luisdor geben, unter der Bedingung, daß er seinen Katechismus gut können soll: er würde das Gedächtniß bald wieder finden, das ihm fehlet, und er würde den Katechismus auf den Fingern herzusagen wissen, wie er saget. Man verdient aber kein Geld damit, wenn man solchen lernet; man erlanget nur die Mittel in den Himmel zu kommen; und darum bekümmert er sich sehr wenig. Ich sage ihm aber von Seiten Gottes, er wird in die Hölle kommen, wenn er in dieser abscheulichen Gleichgiltigkeit gegen die göttlichen Sachen, gegen das, was seine Seligkeit betrifft, fortfährt. Vernehmet nun wohl, was die Kirche sey. Sie ist die Versamlung aller Christen, welche durch den Papst und die Bischöfe regieret werden. Der Papst ist das Oberhaupt der Kirche: sie ist wie ein großes Gebäude, wovon die Bischöfe die Steine sind: der Papst aber ist der Grund, worauf dasselbe errichtet ist.

Der Pachter.

Das sagen freylich die Geistlichen, Mademoiselle, weil sie so glücklich sind, die Vornehmsten dabey zu seyn. Hören sie aber, was die Leute an unkatholischen Orten sagen, wenn wir Gelegenheit haben, mit ihnen zu sprechen, wenn man auf einen Jahrmarkt kömmt. Sie lachen uns aus,

daß

daß wir an den Papst glauben. Sonst sind sie doch wackere Leute. Sollen sie keine Christen seyn? Indessen werden sie gehasset.

Madem. Gut.

Alle diejenigen, welche sie hassen, thun Unrecht, mein Freund. Man soll, wenn sie von der Religion reden, sie gar nicht anhören, oder ihnen nicht glauben: aber anstatt sie zu hassen, soll man mit ihnen Mitleiden tragen, und Gott bitten, daß er sie erleuchte; denn sie sind sehr unglückselig. Jesus Christus hat für sie auch sein Blut vergossen, sie können sich noch bekehren und große Heilige werden. Dermalen sind sie freylich nicht in der Kirche Christi, denn wer darinn ist, der erkennet den Papst und die Bischöfe als Vorsteher. Sollte auch ein Engel vom Himmel kommen, und sagen, das wäre nicht die Kirche Christi, so dürfte man ihm nicht glauben. Verstehet mich wohl, ich bitte euch darum: ich würde diese Sachen alle nicht glauben, wenn mirs nur die Geistlichen gesagt hätten; ich glaube sie, weil mir solche Jesus Christus selbst gesagt hat.

Aenne.

So haben sie Christum schon einmal gesehen, Mademoiselle, weil sie sagen, daß er mit ihnen gesprochen hat?

Madem. Gut.

Christus ist schon lange gestorben gewesen, bevor ich auf die Welt kam, meine guten Leute, seine Apostel aber, die mit ihm gelebt hatten, haben ein Buch geschrieben, worin sehr viele seiner Reden und Handlungen aufgezeichnet sind.

Dieses Buch nennt man das Evangelium, und der Herr Pfarrer liest täglich daraus in der heiligen Messe, dieß ist es auch, was er in seinen Predigten erkläret; und gleichwie ich bestens versichert bin, daß Jesus das geredet hat, was darinn geschrieben steht, also glaube ich es auch fest und sicher; und hoffe eben so sicher, wenn ich glaube und befolge, was er gelehret hat, daß ich eine selige Ewigkeit erlangen werde.

Aenne.

Das ist gerade das Wort, daß ich nicht verstehe, und ich bitte sie, es mir zu erklären; was ist die Ewigkeit?

Madem. Gut.

Etwas ewiges, Aenne, ist dasjenige, was keinen Anfang hat, und kein Ende haben wird. Vor zwanzig Jahren waret ihr noch nicht auf der Welt; nach hundert Jahren wird von allen denjenigen, welche hier sind, keiner mehr da seyn. Wir haben einen Anfang gehabt: wir werden aber kein Ende haben. Unsere Seele kann nicht sterben; sie wird alle Ewigkeit hindurch stets leben. Das Wort Ewigkeit bedeutet hier eine Zeit, die nicht aufhören wird. Nun giebt es aber zwo verschiedene solche Ewigkeiten, meine lieben Leute, eine glückliche, und eine unglückliche. Die erste ist uns durch die Wörte in dem apostolischen Glaubensbekenntnisse, und ein ewiges Leben, versprochen. Wenn ihr solche hersaget, so heißt es eben so viel, als wenn ihr sagetet: Ich glaube, mein Gott, diejenigen, welche wohl gelebet haben, werden ewig in dem Himmel seyn, wo sie glück-

glücklich und zufrieden seyn werden, ohne daß sie jemals irgend einen Verdruß werden erfahren können.

Aenne.

Werden denn die Bösen, welche in die Hölle kommen, in aller Ewigkeit darinnen bleiben, Mademoiselle?

Madem. Gut.

Ja, meine liebe Aenne; und wenn man an diese erschreckliche Wahrheit dächte, so würde man niemals sündigen; man würde von Liebe und Erkenntlichkeit gegen Gott ganz eingenommen seyn, der uns seinen eigenen Sohn gegeben hat, uns vor dem Unglücke einer unglückseligen Ewigkeit zu bewahren. Es ist niemand unter euch, der nicht in seinem Leben einen heftigen Schmerz, ein Zahnweh zum Beyspiele, die Geburtswehen erfahren hat.

Der Tagelöhner.

Wenn sonst niemand da wäre, als ich, Mademoiselle, so habe ich in meinem Leben einmal einen verderbten Zahn gehabt. Man brach ihn mir ab, als man ihn mir herausreißen wollte; ich stund einen Monat lang unsinnige Schmerzen aus. Ich konnte weder schlafen noch essen; es schien mir, die Hunde zerrissen eine ganze Seite meines Kopfes.

Madem Gut.

Ein Monat ist sehr lang, wenn man leidet: er hoffte aber doch, bald zu genesen; und diese Hoffnung tröstete ihn. Wenn man zu ihm gesaget hätte: Thomas, er soll hundert Jahre

Bayerische Staatsbibliothek München

leben, und diese ganze Zeit über soll er das Uebel ausstehen, ohne einen einzigen Augenblick Linderung davon zu haben?

Der Tagelöhner.

Ich zittere schon, da ich sie das nur sagen höre. Allein, Mademoiselle, das wäre unmöglich gewesen; ich wäre gewiß gestorben, ehe das Jahr um gewesen; denn man kann ohne Essen und Schlafen nicht leben. Wenn es länger gedauret hätte, ich glaube, Gott verzeih es mir, ich hätte jemand gebethen, mir aus Mitleiden den Kopf einzuschagen: denn in Wahrheit, es waren unerträgliche Schmerzen; man muß sie empfunden haben, wenn man davon reden will.

Madem. Gut.

Wenn er nun aber eben den Schmerz in allen Gliedern seines Leibes gehabt hätte, so wäre es noch weit erschrecklicher gewesen. Nun wohl, mein lieber Thomas, alle diese Schmerzen würden nur eine Kleinigkeit in Vergleichung mit den höllischen Martern seyn. Jesus saget uns selbst, es werde in der Hölle Heulen und Zähnklappen seyn. Die Martern der Hölle werden nicht allein so entsetzlich seyn, daß es nicht möglich ist, sich solche einzubilden; sondern sie werden auch ohne Aufhören, ohne Trost seyn. Wenn man viel leidet, so ist der Schmerz nicht allezeit gleich; man hat Augenblicke, wo er etwas still ist; man schlummert, wenn man ganz und gar nicht schlafen kann. Man hoffet, das Ende dieses Uebels entweder durch die Genesung oder wenigstens durch den Tod zu sehen. Nichts von allem dem ist in

der

der Hölle, meine lieben Freunde; da ist nicht eine einzige Minute Nachlaß, sondern das Leiden wird vielmehr bey jedem Augenblicke zunehmen. Dabey wissen die Elenden, welche in der Hölle sind, daß sie auf alle Ewigkeit darinnen sind, daß ihre Pein niemals aufhören wird. Sie werden nicht die Hoffnung haben, durch den Tod getröstet zu werden; denn sie können nicht mehr sterben. Begreifet ihr wohl; wie abscheulich es ist, so entsetzliche Uebel zu leiden, und versichert zu seyn, daß man sie ewig leiden werde?

Frau Pernotinn.

Sie haben wohl recht, daß sie sagen, wenn man daran dächte, so würde man niemals sündigen. Ich zittere über den ganzen Leib, wenn ich nur davon reden höre.

Madem. Gut.

Indessen giebt es doch noch etwas schrecklichers. Diejenigen nämlich, welche das Unglück haben werden, in die Hölle zu kommen, werden stets in Gedanken haben: Ich bin durch meine Schuld in das äußerste Elend gebracht. Gott hatte mich zum Himmel erschaffen; er hatte mich mit dem theuren Blute Jesu Christi erlöset; er hat mir auch, so lang ich auf Erden gewesen, gute Gedanken, ein großes Verlangen, mich zu bekehren, seine Sacramente, sein heiliges Wort, gute Beyspiele gegeben. Er hat mir Krankheiten, Verlust zugeschicket, damit er mich verbände, zu ihm zurückzukehren; und ich habe alle diese Gnaden verachtet. Warum habe ich mich aber nicht bekehren wollen? Wegen eines Nichts, wegen einer

Kleinigkeit; ich durfte nur das übel erworbene Gut zurückgeben, dasjenige ersetzen, was ich meinen Herren genommen hatte, mich von meiner Trunkenheit, meinem Zorne, der Gewohnheit zu lügen bessern; ich durfte nur meine Neigung zum Tanzen, meine Trägheit aufopfern, und mich auf die Arbeit befleißigen, meine Kinder gut erziehen, meinem Vater und meiner Mutter, meinen Obern gehorchen, meine Armuth, meine Mühseligkeit, meine Beschwerden willig ertragen. Weil ich mir aber diese kleine Gewalt nicht habe anthun wollen, so bin ich nun in alle Ewigkeit unglücklich. Ich sehe viele von meinen Anverwandten, meinen Freunden, meinem Gesinde in dem Himmel, die nicht mehr Gnade gehabt haben, als ich, die mehr schlimmere Neigungen gehabt, welche sie bestritten haben. Ich hielt mich über sie auf, so lange ich auf Erden war; ich nannte sie Heiligenfresser, Abergläubische, gar zu Gewissenhafte. Ach Unglück, Unglück ohne Hülfe! Sie sind auf immer glücklich, und ich, ich bin elend, auf alle Ewigkeit verloren!

Karl.

Wissen sie wohl, Mademoiselle, was es machet, daß man daran nicht denket? Das, daß es Leute giebt, die sich darüber aufhalten, und sagen, man predige uns solches nur, damit man uns eine Furcht einjage. Da ich sie das oft sagen hörete, so fieng ich an, es nicht zu glauben.

Frau Pernotinn.

Das ist nur gar zu wahr, Mademoiselle. Weil wir auch abgezogene Wasser in unserm Laden verkaufen,

kaufen, so kommen allerhand Leute dahin, solche zu trinken. Ich höre sie wenig an; indessen vernimmt man doch hier und da ein Wörtchen; und es sind eben nicht die guten, die man behält. Vornehmlich findet sich darunter ein Mann, den ich niemals ohne Verdruß hereinkommen sehe, ob er gleich ein Edelmann ist, und gut bezahlet; denn er hat stets etwas wider die Religion zu sagen. Weil dieser Mann saget, er sey gelehrt, so glaubet man ihm mehr, als einem andern, und man weis nicht, was man ihm antworten soll. Er spricht; wenn man ihm von dem Evangelio redet, das Papier sey geduldig, es lassen sich darauf Historien nach Gefallen schreiben.

Madem. Gut.

Sie sind nicht verbunden, ihm zu antworten, Frau Pernotinn, aber wohl, ihn stillschweigen zu lassen, wenn er in ihrem Laden wider die Religion redet. Es ist besser, daß sie seine Kundschaft verlieren, als daß sie ihr Haus durch seine giftigen Reden besudeln sehen. Sie müssen ihn also zurückschicken.

Frau Pernotinn.

Das getraue ich mir nicht, Mademoiselle; er ist ein recht böser Mensch; er würde sich an mir rächen, wenn ich das thäte.

Madem. Gut.

Sie durften mir nicht noch erst sagen, er sey ein böser Mensch; ich würde schon darauf geschworen haben, ohne ihn zu kennen, da sie mir gesaget hatten, er redete wider die Religion. Fürchten sie sich nicht vor ihm, meine liebe Freundinn;

Gott wird sie wider ihn beschützen. Sie müssen auf eine wohlanständige Art und insbesondere zu ihm sagen: Gnädiger Herr, sie erweisen mir viel Ehre, daß sie hieherkommen; ich werde alle meine Mühe anwenden, daß ich sie gut bediene: ich ersuche sie aber, reden sie niemals wider die Religion. Ich bin eine arme unwissende Frau, die ihnen nicht antworten kann; dafür aber giebt es hunderttausend eben so geschickte Leute, als sie, welche diese Religion glauben, worüber sie sich aufhalten. Behalten sie ihre Meynungen für sich, und lassen sie mir die meinigen; ich bin damit zufrieden. Wenn ich mich betriege, desto schlimmer für mich.

Frau Pernotinn.

O! ich weis im Voraus, er wird sich über mich aufhalten, und schlechte Gründe sagen. Was werde ich da thun müssen?

Madem. Gut.

Sie müssen ihre Ohren verstopfen, ihr Gesinde so gleich fortschicken, so bald er in ihren Laden treten wird, und ihre Finger in ihre Ohren stecken, so daß er es sieht. Wenn er nach diesem noch weiter fortfährt, so werde ich es auf mich nehmen, ihn zum Schweigen zu bringen. Die obrigkeitlichen Personen dulden das nicht. Behaltet das wohl, meinen lieben Leute. Ihr könnet nicht so studiren, wie die Doctoren; und das ist auch nicht nöthig: aber ihr müsset denken: Es giebt Doctoren und Gelehrte, die ihr ganzes Lebenlang studieret haben; Könige, Fürsten, große Herren, Reiche, die dasjenige glauben, was in dem

dem Evangelio geschrieben ist. Sie glauben es nicht, wie die Thoren, und ohne es recht untersuchet zu haben. Man muß also ihrem Beyspiele vielmehr, als irgend einem andern, folgen.

Der Pachter.

Sie erinnern mich an etwas, welches mir oft in den Sinn gekommen ist, Mademoiselle. Monsieur Gottfrieds Herr kömmt alle Jahre hiehier. O! er ist recht gelehrt; denn er hat studiret, als wenn er ein Geistlicher werden wollte. Wenn es Arme giebt, welche krank sind, so geht er hin, sie zu besuchen, und bedienet sie selbst, als wenn er ein Knecht wäre; er giebt alles, was er hat, den Armen. O mein Himmel! ihn muß man in der Kirche sehen; er ist darinnen wie ein Bildsäule, und rühret sich nicht, und bethet so aufrichtig, daß er eine Lust machet, es auch zu thun. Er hat ganz und gar keinen Hochmuth, und würde seinen Hut auch vor einem Kinde abnehmen. Wenn er mich antrifft, so saget er stets einige gute Worte zu mir. Darauf fällt mir ein, dieser wackere Mann ist nicht so, wie die Prediger, welche mehr sagen, als sie selbst thun; er thut mehr, als er saget. Itzo sehe ich wohl, woher er so gut und so liebreich ist. Es kömmt daher, weil er durch vieles Studieren alles das, was in dem Evangelio steht, vielmehr glaubet, als die Unwissenden und ich am allerersten.

Madem. Gut.

Man brauchet eben nicht viel studieret zu haben, dasjenige zu glauben, was in dem Evangelio steht, Nachbar Niklas. Wir wollen einige

Kapitel daraus lesen, in welchem uns Jesus lehret, was wir thun müssen, in den Himmel zu kommen; ein Kind würde es begreifen. Uebrigens bin ich über die Anmerkung entzücket, die er wegen Gottfrieds Herrn gemacht hat. Ich habe noch wohl andere gesehen, da ich einem Theil meines Lebens in Paris zugebracht habe. Ich habe in den Hospitälern Baronessinnen, Gräfinnen gesehen, welche die armen Kranken säuberten, ihre Wunden verbanden, ihre Betten macheten. Diese hatten nicht studieret: sie hatten aber den heiligen Geist empfangen, der sie in der Wissenschaft unterrichtet hatte, welche die Heiligen machet. Diesen bitte er eifrig, mein Freund! und denke er oft: Christus hat zu mir gesagt: Höre, gehorche der Kirche, das ist den Vorstehern, welches der Papst, die Bischöfe, der Seelsorger sind. So will ich sie denn lieben, und ehren, ich will ihnen gehorsamen, als wenn sie Gott selbst wären; und da sie mich anders nichts lehren, als was Christus im Evangelio gesagt hat, so will ich sie auch hören, wie wenn Christus selbst redete; denn ich verlange ein Kind der Kirche Christi zu seyn. Laßt uns aber wieder zu einem andern Artikel des apostolischen Glaubens kommen. Wir befinden uns dabey: Gemeinschaft der Heiligen. Verstehen sie, Frau Pernotinn, was das sagen will?

Frau Pernotinn.

Ich gestehe Mademoiselle, daß ich nicht viel besser unterwiesen bin, als die übrigen hier, wie

wohl

wohl ich lesen, und schreiben kann. Bisher war ich nur mit meiner Krame, und mit meinen Kindern beschäfftiget, ohne auf Gott zu denken, zum wenigsten nicht oft; nun aber will ich mich bessern.

Madem. Gut.

Ich bin durch ihre Entschließung ganz auferbaut, Frau Pernotinn! und ich hoffe, ihr schönes Beyspiel wird in der ganzen Gemeinde von großem Nutzen seyn. Durch die Worte: Die Gemeinschaft der Heiligen, versteht man, daß alle die Güter der Kinder der Kirche gemeinschaftlich sind.

Aenne.

Ist etwan die Kirche so, wie ein verschlossenes Kloster, welches man eine Communität, eine Gemeinschaft heißt?

Madem. Gut.

Nicht viel anders, meine Liebe! Alle geistlichen Personen, die in einem Kloster sind, haben ihr Geld zusammengelegt, woraus ein gemeinsamer Schatz geworden ist. Unter den geistlichen Personen, waren einige sehr reich, die denn viel Geld mitbrachten; es waren auch viele arm, die nichts geben konnten. Nun aber sind die Reichen um nichts besser gekleidet, und gehalten, als die übrigen: aus dem Schatze muß demjenigen gedient werden, der nichts hat: die Vorsteher haben die Schlüssel, und machen die Austheilung. Auf gleiche Weise haben alle katholischen Christen ihre guten Werke, welche der Reichthum der andern Welt ist, in den Schatzkasten

der Kirche gelegt. Darinn giebt es heilige Leute, welche viele Reichthümer besitzen; wir Sünder aber sind arm. Gleichwie aber die Vorsteher des Klosters das Vermögen der Reichen an jene vertheilen, die nichts hatten; also werden auch von der Kirche die guten Werke der Heiligen ausgetheilet, und Gott zu Bekehrung der Sünder aufgeopfert. Dieser Schatz ist unermeßlich reich, meine Kinder! denn Jesus Christus hat darinn sein heiliges Blut, seine Verdienste und Leiden zum Grunde gelegt, gegen welche alle guten Werke der Heiligen kaum wie ein Tropfen gegen das Weltmeer sind. Er ist aber so gütig, daß er diesen Tropfen mit allen seinen unendlichen Verdiensten vermengen läßt; und davon ertheilet die Kirche einem jeden, nach dem Verhältnisse seiner Reue, über seine Sünden. Dieß ist es, was man ein Jubiläum, oder die Ablässe nennet.

Frau Pernotinn.

Erklären sie mir doch, was das Jubiläum sey. Als man jenes vom Jahre 1750. feyerte, war ich noch sehr jung: ich erinnere mich aber, von einer Magd gehört zu haben, daß, wenn man nach verrichtetem Jubelablasse stürbe, so führe man gerade in den Himmel.

Madem. Gut.

Ihre Magd sollte gesagt haben, jene die diesen Ablaß gewinnen. Denn nicht alle, die ihn verrichten, gewinnen denselben.

Der Pachter.

Wie, Mademoiselle, ich that doch alles, was vorgeschrieben war: ich fastete genau, machte

mei-

meine Kirchenbesuchungen, gab Almosen, beichtete und communicierte: war denn das nicht genug? Was muß man noch weiter thun?

Madem. Gut.

Sich bekehren, mein Freund! Denn sich bekehren, heißt, alle seine Sünden beichten, eine wahre Reue tragen, solche begangen zu haben, bereit seyn, eher zu sterben, als wieder zu sündigen. Wenn man in einer solchen Gemüthsbeschaffenheit ist, so muß es sich zeigen, daß man sich bessert; bey denen das nicht ist, die bemühen sich umsonst, anstatt den Jubelablaß zu gewinnen, versündigen sie sich nur destomehr, indem sie sich einer ungiltigen Beichte und auch einer gottesräuberischen Communion können schuldig gemacht haben, welches wohl das größte Verbrechen ist.

Der nun folgende Artikel des Glaubens ist die Nachlassung der Sünden. Wir müssen glauben, daß Gott seinen Aposteln und ihren Nachfolgern, welches die Bischöfe sind, die Gewalt gegeben habe, die Sünden zu vergeben. Er ertheilte ihnen auch die Macht, diese Gewalt den Priestern mitzutheilen, das ist, daß sie die Lossprechung ertheilen, oder versagen können, wie sie es für recht erkennen.

Peter.

Ich muß bekennen Mademoiselle! daß ich auf meinen Beichtvater allezeit bös werde, wenn er mir die Lossprechung versagt, und daß ich ihn deßwegen prügeln möchte, wenn ich michs getraute; das macht, daß man von den Leuten in der Gemeinde darum angesehen wird. Dieser hat

nicht communiciert, heißt es, warum? Er muß wohl einige Todsünden begangen haben, daß man sonst nicht wüßte, und also muß er ein böser Mensch seyn. Zu solchen Reden giebt man Gelegenheit. Wäre es nicht besser, man ertheilte den Leuten die Lossprechung? Was kostet sie denn?

Madem. Gut.

Man sieht es wohl, armer Peter! daß er nicht weis, was die Lossprechung sey. Wozu würde sie denn einem solchen nützen, der sich nicht bekehrt? zu nichts, als ihn noch lasterhafter zu machen; und der Priester, der sie Leuten ertheilte, die keinen Ernst zeigen, sich zu bessern, würde selbst eine große Sünde begehen, und sich in die Hölle stürzen.

Mutter Johanne.

Der Beichtvater fraget wohl: habet ihr einen ernstlichen Vorsatz, euch zu bessern? Man antwortet ihm auch mit ja; aber aufs Gewissen zu reden, glaube ich, man verspricht mehr, als man halten kann.

Madem. Gut.

Wenn sie versichert wäre, daß sie müßte enthauptet werden, daferne sie ihrem Nächsten Uebels nachreden würde, der sie erzürnete, oder ihr vorgelogen hätte, glaubte sie wohl, gute Johanne, daß sie sich überwinden könnte, diesen Fehler nicht zu begehen?

Mutter Johanne

Ich würde große Mühe haben, mich davon zu enthalten; doch glaube ich, daß mich die Furcht,

dem

dem Henker unter die Hände zu kommen, davon abschrecken würde.

Madem. Gut.

Das will ich glauben, und wenn Thomas überzeugt wäre, daß er hundert Streiche mit dem Ochsenziemen bekäme, so oft er sich vollsöffe, ich bin versichert, er würde das Wirthshaus von weitem umgehen. Wir können alles, was wir können wollen, wenn es seyn muß, meine guten Leute; es versteht sich mit der Gnade Gottes: und wenn nach zehen Jahren unsere Beichten noch immer die vorigen sind, so haben wir Ursache zu glauben, daß wir noch niemals einen wahren Ernst angewendet haben, uns zu bessern, und daß folglich alle unsere Beichten ungiltig gewesen sind.

Aenne.

Mein Gott! wenn das ist, was wird es mit uns werden? Denn man kann doch nicht machen, daß das, was einmal geschehen ist, nicht geschehen sey.

Madem. Gut.

Man kann die ungiltigen Beichten gar wohl wieder gut machen, meine gute Aenne! man darf nur eine Generalbeichte ablegen, die alles verbessern wird, und die uns wieder in Stand setzt, das ewige Leben zu erhalten. Dieß ist eben der letzte Artikel des apostolischen Glaubens. Gemäß diesen Worten, müssen wir glauben, daß nach diesem noch ein anders Leben sey, welches nie ein Ende nehmen wird: daß dieses andere Leben ewig glückselig seyn werde für jene, die gut

ge:

gelebt, die die Sünde vermieden, oder abgebüßt haben, wenn sie so unglücklich waren, darein zu fallen; für jene, welche Gott geliebt, und ihm ihre Arbeit, ihre Mühseligkeit, ihre Armuth aufgeopfert haben. Ihr befindet euch in Mühseligkeit, meine guten Leute! weil es euch sogar an Nothwendigkeiten gebricht, weil ihr den Reichen unterworfen seyd, die euch verachten. Aber dieses wird so lang nicht dauern, und ich wiederhole es, eben dieses wird euch eine Glückseligkeit verschaffen, welche nie ein Ende nehmen wird.

Aenne.

Hat denn in der That, Christus diese Glückseligkeit den Armen versprochen?

Madem. Gut.

Ja, meine Leute! höret nur, was Jesus Christus einsmals davon sagte, als er dem Volke predigte.

Es war ein reicher Mann, der brachte sein Leben mit Essen und Trinken, und in lauter Freude und Herrlichkeit zu. An der Thüre dieses Reichen lag ein Armer, Namens Lazarus, auf einem Misthaufen; er war über und über voller Geschwüre, und die Hunde kamen, und lecketen seine Schwären; er hatte keine andern Aerzte; denn da er nichts auf der Welt besaß, so konnte er sie nicht bezahlen. Lazarus wünschete, sich von den Brosamen zu nähren, die von des Reichen Tische fielen: es gab sie ihm aber niemand. Dieser Arme starb endlich; und weil er mit Geduld gelitten hatte, so wurde er von den Engeln in den Him-

mel

mel getragen. Der Reiche starb auch, und er wurde in die Hölle gestürzet. Mitten in den Flammen, die ihn verzehreten, wurde er den Lazarus in der Herrlichkeit gewahr, und er wäre gern an seiner Stelle gewesen. Man sagete ihm aber, er hätte sein Gutes auf der Welt genossen, er hätte alle Bequemlichkeiten, alle Vergnügungen gehabt, da der arme Lazarus hingegen nur Unglück gehabt hätte, es wäre billig, daß derselbe nun glücklich, und er elend sey; ein jeder müßte an die Reihe kommen. Der gottlose Reiche antwortete nichts darauf; denn er wußte wohl, daß er seine Pein verdienet hatte; er bath nur, Lazarus möchte doch seinen Finger in das Wasser tauchen, und einen einzigen Tropfen davon auf seine Zunge fallen lassen, welche ganz im Feuer wäre. Aber ach! dieser Trost, der so wenig war, wurde ihm versaget; weil in der Hölle weder ein großer noch kleiner Trost ist.

Nun Liese! wollte sie wohl, wie dieser Elende, reich seyn, und ihm in der Hölle Gesellschaft leisten? oder wollte sie wohl die kurze Zeit über, die sie noch auf der Welt zu bleiben hat, wie der arme Lazarus seyn, und mit ihm in den Himmel gehen?

Liese.

Sie können wohl denken, Mademoiselle, daß ich lieber dem armen Lazarus ähnlich seyn wollte. Vermuthlich war er geduldig in seinen Leiden, und ich bin es nicht gewesen; ich habe vielmehr stets gemurret: aber es ist nun beschlossen, ich will

mich

mich bessern, und jene Beichte verrichten, von der sie mir gesagt haben.

Madem. Gut.

Das ist das Hauptwerk, daß man einen großen Abscheu vor seinen begangenen Fehlern, und eine große Begierde, sie inskünftige zu vermeiden, bekomme. Wenn man das Glück hat, in der Gnade Gottes zu stehen, so ist es sehr leicht, seine Pflicht zu thun; weil uns diese göttliche Gnade hilft, weil sie uns unterstützet, weil sie uns in unsern Uebeln tröstet, und uns sogar eine Lieblichkeit empfinden läßt, etwas um Gottes willen zu leiden. Wenn man aber das Unglück hat, in der Sünde und in der Ungnade Gottes zu seyn: so ist so zu sagen kein Mittel da, etwas Gutes zu thun. Eine Person, welche in der Sünde ist, ist wie ein Missethäter, der an eine große eiserne Kette geheftet ist. Er wollte gern gehen; er giebt sich einige Mühe deswegen: die Last seiner Kette aber läßt ihn sogleich wieder zurückfallen. Es ist unmöglich, mit dieser Kette zu gehen: man kann sie aber zerbrechen, durch eine aufrichtige Beichte, und das ist die einzige Partey, die man ergreifen muß.

Karl.

Ich bitte sie um Verzeihung, Mademoiselle, wenn ich eine Frage an sie thue. Vermuthlich hatte der gottlose Reiche irgend eine große Sünde begangen, die sie uns nicht gesagt haben. Denn man kömmt nicht bloß deswegen in die Hölle, weil man reich ist, und gut ißt und trinkt.

Madem. Gut.

Bittet mich nicht um Verzeihung, mein Sohn, wenn ihr Fragen an mich thun wollet. Wir sind deswegen nur hier, und ich werde euch stets mit Vergnügen antworten. Höret mir recht zu, meine lieben Leute. Liese, sie hat gewünschet, reich zu seyn; sage sie mir, was würde sie mit dem Reichthume gethan haben? Warum wünschete sie, solchen zu besitzen?

Liese.

Ich will ihnen die Wahrheit sagen, Mademoiselle; ich mag gern etwas gutes essen und trinken; und als mein Mann lebete, so hatten wir alle Wochen unser Fleisch, und stets unser Bier. Ich möchte auch gern in einem guten Bette schlafen, spät aufstehen, im Winter hübsch warm sitzen; ich mag nicht gern spinnen, oder sonst arbeiten; mich dünket, man ist glücklich, wenn man sein Brod hat, und die Arme übereinanderlegen kann.

Madem. Gut.

Das Wohlleben, in einem guten Bette liegen, schöne Kleider tragen, lange schlafen, wenig oder gar nichts arbeiten, das war gerade das, meine leibe Freundinn, was den gottlosen Reichen in die Hölle führete. Es ist keine Sünde, nach seinem Appetite zu essen: es ist aber Sünde, wenn man sonst an nichts denket, als an Essen und Trinken, als an viel deswegen aufgehen zu lassen, so daß man verbunden ist, auf Credit zu kaufen, das Vermögen seiner Kinder und sein eigenes Vermögen aufzuzehren; denn Gott befiehlt uns, es zu er-

erhalten, es so gar durch unsere Arbeit zu vermehren.

Der Pachter.

Es ist mir recht lieb, daß sie das sagen Mademoiselle. Unser Pfarrer saget mir oft, ich dächte zu sehr auf das Reichwerden; ich tödtete mir den Leib und die Seele, damit ich nur mein Vermögen vermehrete. Wenn er wiederum dergleichen Reden gegen mich führen wird, so werde ich ihm antworten: Gott befiehlt es.

Madem. Gut.

Gott befiehlt uns, unser Brod im Schweiße unsers Angesichtes zu gewinnen, aber nicht uns zu Tode zu placken, damit wir Reichthum sammlen. Man muß vielmehr arbeiten, Gott zu gehorchen, als reich zu werden.

Karl.

Ich gleiche meinem Vater nicht; ich mag nicht gern arbeiten. Hat Gott allen Menschen die Arbeit anbefohlen? In diesem Falle gehorchet man ihm schlecht; vornehmlich die Reichen. Warum will aber Gott, daß die Leute arbeiten?

Madem. Gut.

Aus vielen Ursachen, die alle billig und vernünftig sind. Ihr wisset wohl, meine lieben Leute, daß Gott, nachdem er Adam und Eva erschaffen hatte, sie in einen schönen Garten setzete, damit sie ihn baueten. Warum gab er ihnen diese Sorge, da doch die Erde die Früchte und Blumen von sich selbst hervorbrachte? Darum weil er unsere ersten Aeltern liebete, und er ihnen ein Vergnügen verschaffen, und den Verdruß vermeiden wollte.

Ein

Ein sehr bejahrter Bauer.

Nach ihrem Reden, Mademoiselle, ist es also ein großes Vergnügen, zu arbeiten. Wenn sie nur bloß einen Tag hinter einem Pfluge hergiengen, so würden sie nicht so reden. Allein, wenn sie nur einen Strumpf zwischen ihre Finger nehmen, so glauben sie schon, viel gethan zu haben.

Aenne.

Ich versichere euch, ihr habet Unrecht. Mademoiselle ist von fünf Uhr des Morgens an bey der Arbeit, und arbeitet so, als wenn sie ihr Mittagesbrod nach ihrer Arbeit zu bekommen hoffete: Ich bin zuweilen ganz erstaunt darüber, und ich hatte oft Lust, zu fragen, warum sie so viel arbeitete?

Madem. Gut.

Weil ich vor langer Weile sterben würde, wenn ich müßig bleiben, und nichts thun sollte; wie ich es euch den Augenblick erklären werde. Nachdem Adam seinem Schöpfer ungehorsam gewesen war, so wurde die Erde, welche vorher ohne Beystand des Menschen ihre Frucht gebracht hatte, verfluchet, und brachte von sich selbst nichts weiter, als Dornen und Disteln, hervor. Gott meldete darauf Adamen, er müßte sie mit saurer Mühe bauen, damit er zu leben hätte. Gott ist aber in seinen Züchtigungen allezeit ein gütiger Vater; er that zu gleicher Zeit den Ausspruch, diese Buße, die er dem Menschen auflegete, würde ihm große Vortheile zubringen.

Der Bauer.

Ich habe mein ganzes Lebenlang gearbeitet; ich bin achtzig Jahre alt, und bin gezwungen, noch zu arbeiten; denn man hat im achtzigsten Jahre so nöthig, zu essen, als im dreyßigsten; indessen habe ich es doch nicht wahrgenommen, daß so große Vortheile bey dem Arbeiten sind.

Madem. Gut.

Ich wundere mich, daß er so alt ist, mein lieber Freund; er scheint nicht sechzig Jahre zu haben. Er findet sich doch wohl, denke ich.

Der Bauer.

Was die Gesundheit anbetrifft, so habe ich, Gott sey Dank! solche stets gut gehabt. Ich bin nur ein einzigesmal in meinem Leben krank gewesen.

Madem. Gut.

Das ist der erste Vortheil, den man von der Arbeit zieht; sie erhält die Gesundheit, und verschaffet ein langes Leben. Den Faulen fehlet stets bald an diesem, bald an jenem Orte etwas. Ich wollte wünschen, meine leiben Leute, daß ihr die Reichen sähet, welche ihr Leben mit Nichtsthun hinbringen, in einem Armstuhle liegen, und nicht wissen, auf welche Seite sie sich wenden sollen. Wenn ihr sie fraget, was ihnen fehlet, so antworten sie euch: Ich habe die ganze Nacht nicht geschlafen; ich kann nicht essen, ich habe zu nichts Lust. Was ihn anbetrifft, mein lieber Mann, so kennet er diese Uebel nicht. Ich wollte wohl wetten, er schliefe die ganze Nacht in einen Stücke fort, und er hätte gute Lust zum Essen.

Das

Das sind auch noch zween Vortheile, welche die Arbeit hervorbringt.

Der Bauer.

Man bezahlet diesen Vortheil sehr theuer. Wenn man gut schläft, so kömmt es daher, weil man sich den Tag über wie ein Hund abgemattet hat. Wenn man guten Appetit hat, so geschieht es nur, weil man sich nicht halb satt gegessen hat. Ich urtheile aus dem Vergnügen, welches ich habe, des Sonntages auszuruhen, daß die Arbeit eine Beschwerde sey.

Madem. Gut.

Ich gestehe es, es ist ein großes Vergnügen, des Sonntages auszuruhen, wenn man die ganze Woche über recht gearbeitet hat. Die Reichen aber, welche nicht arbeiten, kennen dieß Vergnügen nicht, welches denjenigen vorbehalten ist, die sich den ganzen Tag über recht beschäfftigen. Sie gähnen, sie dehnen sich, sie finden, daß der Tag kein Ende nehmen will, unterdessen daß derjenige, welcher ein guter Arbeiter ist, gern wollte, daß der Tag noch länger wäre.

Mutter Johanne.

Das ist ganz wahr, Mademoiselle. Ich finde, daß der Tag gar zu geschwind verläuft; und ich bedaure es stets, daß er nicht noch länger währet. Denn ich mag gern arbeiten. Im Anfange meiner Heurath hatte ich ein Kind, welches starb, und ich mußte einen Säugling annehmen. Er war von reichen Leuten, wahrhaftig, sie bezahleten mir gut. Sie hatten den Einfall, mich einen Monat lang zu sich kommen zu lassen, und

sie wollten nicht, daß ich das Geringste thun sollte, aus Furcht, ich möchte mir die Milch erhitzen. Wissen sie wohl, daß ich, wie die Butter in der Pfanne schmolz; und wenn der Arzt nicht verordnet hätte, man sollte mich handthieren, und nach meiner Art leben lassen, so glaube ich, ich würde vor langer Weile gestorben seyn. Da werden einem die Tage recht lang.

Madem. Gut.

Wenn die Reichen sich beschäfftigen wollten, so würden sie wie Mutter Johanne seyn. Ihr Reichthum, der ihnen das Mittel giebt, müßig zu bleiben, läßt sie vor langer Weile sterben. Es ist also ein Glück, arm zu seyn, weil dieß, ungeachtet der Trägheit, einen verbindet, zu arbeiten; und wenn man es mit gutem Herzen thut, so machet es endlich ein Vergnügen. Wir wollen aber setzen, sie komme einem sauer an; sie wird süß, wenn man denket, es geschehe, Gott zu gehorchen, und die Buße zu erfüllen, die er uns mit seinem Munde auferlegt hat. Die Armuth ist also ein Gut, weil sie den Müßiggang, und mit ihm eine große Anzahl Sünden wegnimmt. Sie benimmt auch die Gelegenheit, seine Tage in Schmausereyen zuzubringen. Karl fraget mich: ob man deswegen in die Hölle komme, weil man reich ist, und gut ißt und trinkt? Ja, mein Sohn, weil ein Gefräßiger, man mag auch noch so reich seyn, so große Summen zu seinem Tische aufwendet, daß ihm nichts übrig bleibt, den Armen beyzustehen. Ueber dieses verhärtet der Reichthum das Herz. Ein Mensch, dem es niemals

mals an etwas gefehlet hat, kann sich nicht einbilden, daß die Armen leiden, wenn sie Hunger und Durst haben; und das war hauptsächlich die Ursache des Verlustes des gottlosen Reichen. Er sah den Lazarus vor seiner Thüre, und hatte kein Mitleiden mit ihm. Das war genug, ihn von Jesu Christo verdammen zu lassen, welcher das Gute, das man den Armen thut, so annimmt, als wenn man es ihm thue. Ich habe noch einen Vortheil der Armuth vergessen. Die Reichen haben das Mittel, ihrer Gefräßigkeit dadurch genug zu thun, daß sie zu viel essen, welches sie krank machet; da man hingegen nicht versuchet wird, übermäßig zu essen, wenn man nur ein wenig Suppe und ein Stückchen Brod hat.

Peter.

O das ist wohl wahr. Ich war vor einem Paar Monaten auf einer Hochzeit. Es waren da so viele Sachen, und sie waren so gut, daß man alles das bedaurete, was man nicht aß. Es schien mir, als wenn mein Magen viermal größer wäre, als sonst; denn ich aß, daß man hätte darüber zittern mögen. Ich bin auch acht Tage lang deswegen krank gewesen; und ich habe die Hochzeit und die Pasteten mehr als hundertmal zum Teufel gewünschet.

Karl.

Ich bin nicht so, wie Peter; ich habe an denen Tagen, da man schmauset, viel größere Gedärme, als an andern Tagen. Ich esse, daß man darüber erzittern sollte, und den andern Morgen erscheint davon nichts, außer daß ich alles

das, was unsere Meisterinn anrichtet, einige Tage lang schlecht finde.

Madem. Gut.

Zum Glücke für Karln schmauset man nicht alle Tage; denn endlich würde es ihm eben so gehen, wie Petern, und außer der unannehmlichkeit, krank zu seyn, und Arzeneyen einzunehmen, würde er seine Gesundheit zu Grunde richten, welches sehr übel ist; denn Gott will, daß man sie erhalten solle; und gar zu viel Essen zerstöret sie.

Der Taglöhner.

Und warum sagen sie nicht, das gar zu viele Trinken, Mademoiselle? An dem heiligen Dreykönigstage, und den Tag vor Aschermittewochen, unterlasse ich niemals, mich recht zu berauschen, so daß meine arme Frau acht Tage voraus zittert, und hernach muß man eine ganze Woche fasten.

Madem. Gut.

Seine Frau hat wohl Ursache zu zittern; denn es ist nichts schändlicher, als ein Mensch, der so lange trinkt, daß er die Vernunft verlieret. Ich wollte viel lieber den Teufel, als einen Besoffenen, sehen; und in Wahrheit, ich bin zu entschuldigen; denn derjenige, welcher in diesem Stande ist, gleicht diesem bösen Geiste nicht übel. Er schwört, er zanket, er fluchet und wettert, und schlägt eine arme unglückliche Frau. O wie entsetzlich ist es doch, wenn man einen Mann hat, der säuft!

Karl.

Gesetzt, Mademoiselle, ein Mensch hätte einen gu-

guten Magen, und er äße sehr viel, ohne daß es ihm schadete; würde das eine Sünde seyn?

Madem. Gut.

Nein, mein Sohn, wenn man nur nach seinem Appetitte, und so viel man nöthig hat, ißt. Allein, alsdann ißt man gleich so viel, wenn man ein Stück Brod und seine Suppe hat, als man thun würde, wenn man etwas leckerhafters hätte; denn man muß niemals essen, weil eine Sache besser ist, als eine andere, sondern weil uns Gott befohlen hat, uns zu ernähren. Lebet wohl, meine lieben Leute, bis auf den nächsten Sonntag.

Der dritte Sonntag.

Besondere Unterredung.

Mutter Johannne, Mademoiselle Gut.

Mutter Johanne.

Sie sind so gütig, Mademoiselle, daß ich mir die Freyheit genommen habe, eher zu kommen, als die andern, damit ich sie wegen etwas um Rath frage. Ich habe zwey große Mägdchen, die mir viel Unruhe machen. Ich habe sie alle beyde in die Stadt gethan, damit sie etwas lernen sollen. Die älteste, welche Mieke heißt, ist bey einer berufenen Nehterinn, die nur in Seide arbeitet; die zweyte ist in einem Laden. Mich dünket,

sie haben ein wenig zu viel Freyheit. Ich habe zu ihnen gesaget, ich wollte, sie sollten den Sonntag in dem Flecken zubringen, so lange sie hier wären. Sie haben fünfzigerley lahme Ursachen gehabt, warum sie nicht herkämen; und weil ich gesagt habe, ich wollte es durchaus, so sind sie gekommen, aber ganz mürrisch. Ich habe gedacht, sie haben vielleicht einige andere Gänge, die ich störe; und das hat mich abgehalten zu schlafen.

Madem. Gut.

Hat sie solche nicht zu wackern Leuten, zu guten Christen gethan? Giebt man auf ihre Aufführung nicht Acht?

Mutter Johanne.

Man saget, Miekens Frau sey eine fromme Frau, die in alle Predigten gehe, und welche beständig erbauliche Bücher lese. Ich wollte lieber, daß sie nicht so viel läse, und daß sie mit den zweyen jungen Mägdchen spazieren gienge, die sie bey sich hat. Ich habe ihr meine Gedanken deswegen gesaget, und sie hat mir geantwortet, sie vertraute sie einer Nehterinn an, die sie seit zwanzig Jahren hätte, und für die sie eben so gut wäre, als für sich. Das kann mich noch nicht beruhige. Meine Mägdchen sind ganz hübsch, vornehmlich die Aelteste. Mich dünket seit einiger Zeit, sie putze sich recht heraus; sie saget sie hätten großen Verdienst bey ihrer Frau. Ungeachtet dieser Antwort geht es mir doch im Kopfe herum.

Madem. Gut.

Sie hat Recht, deswegen beunruhiget zu seyn,

Mut-

Mutter Johanne. Man kann auf junge Mägdchen nicht Acht genug haben; und es ist für sie mehr Gefahr in großen Städten, als auf den Dörfern. Warum hat sie ihre Töchter nicht erzogen, gute Pachtersfrauen zu werden?

Mutter Johanne.

Was wollen sie, Mademoiselle? Man hat ein wenig Ehrgeiz; man möchte sich gern über das erheben, was man geboren ist. Ein Mägdchen, das klug und artig ist, und etwas von Galanteriearbeit weis, kann einen guten Bürgersmann bekommen, der sie von dem Kuhstalle wegzieht: das machet einer Familie Ehre; oder es kann auch zu einer vornehmen Frau in Dienste kommen.

Madem. Gut.

Ich versichere sie, meine liebe Mutter Johanne, daß alle Leute, die ein wenig gesunde Vernunft haben, eine gute Pachtersfrau höher schätzen, als eine Nehterinn oder eine Kammerfrau. Die edelste unter allen Handthierungen ist der Ackerbau, und sie ist auch die nützlichste. Ach! wohl, Mutter Johanne, sie wird die kleineste wieder zurücknehmen, und zu allen Verrichtungen der Landwirthschaft abrichten müssen. Ihre Unschuld wird besser erhalten werden, ob sie gleich bey den rechtschaffensten Leuten von der Welt ist.

Mutter Johanne.

Sie riethen mir also die andere wieder zurückzunehmen? Die Thörinn weinet alle Tage, daß sie hieherkommen und die Stadt verlassen soll, wo sie ihr Glück machen kann.

Madem. Gut.

Nun was ist das für ein Glück? Zeiget sich etwan eine vortheilhafte Heurath für sie?

Mutter Johanne.

Ja, Mademoiselle; ein wackerer Bürger, der von seinen Einkünften lebet, und der ihr alle Vortheile schaffen wird, die sie nur wird wünschen können. Er verlanget nicht einen Groschen von mir zur Mitgift, und das würde mich in den Stand setzen, die andern gut auszustatten. Er ist ein sanftmüthiger, haushälterischer Mann, gar nicht lüderlich, und der sein gutes baares Geld hat. Es ist wahr, er ist ein wenig alt: aber desto eher wird er sterben; und die Närrinn wird ihr Brod auf ihre übrige Lebenszeit gebacken haben. Sie saget aber, er könne ihr Vater seyn, sie sey ihm nicht gut, und was dergleichen mehr ist.

Madem. Gut.

In Wahrheit, Mutter Johanne, ich kann mich nicht enthalten, die Partey ihrer Tochter wider sie zu nehmen. Weis sie wohl, daß es eine große Sünde ist, eine Tochter zu zwingen, einen Mann zu nehmen, vor dem sie eine Abneigung hat. Man setzet sie der Gefahr aus, in dieser, und in der andern Welt elend zu seyn. Sie saget, er werde bald sterben, und sie hat so gar die Unverschämtheit, es ihrer Tochter zu sagen. Will sie also, ihre Tochter solle sich verheurathen, ihrem Manne den Tod zu wünschen? Bey dem Heurathen haben die Aeltern das Recht, ihre Kinder zu verhindern, daß sie sich nicht übel verheurathen: sie dürfen aber niemals ihre Nei-

gung

gung zwingen, es sey unter welchem Vorwande es wolle.

Mutter Johanne.

Ich habe ihnen nicht alles gesaget, Mademoiselle; sie hasset diesen wackern Mann nur, weil sie sich in einen jungen Burschen aus dem Flecken vergaffet hat. Ich habe wider ihn und seine Familie nichts zu sagen; es sind wackere Leute; er kann ein gutes Handwerk; denn er ist ein Wagner: er hat aber wenig, weil viele Kinder in dem Hause seines Vaters sind, so daß meine Tochter mehr Uebels in einem Tage haben wird, als sie in ihrem ganzen Leben haben würde, wenn sie mir folgen wollte. Wenn ich ihr zusetze, sie solle den Alten heurathen, so saget sie, sie werde niemals einen andern lieben, als Bastian; sie werde ihn ohne meine Erlaubniß nicht heurathen: sie werde aber ihr ganzes Lebenslang ledig bleiben, wenn ich ihr diesen nicht geben wolle. Was für Halsstarrigkeit! So sein Glück auszuschlagen!

Madem. Gut.

Das wahre Glück ist, einen Mann zu heurathen, mit dem man seine Glückseligkeit bevördern könne. Das ist schwer, wenn ein Mann zweymal so alt ist, als seine Frau; und es gehöret fast ein Wunderwerk dazu, daß es geschehe, wenn man einen Alten heurathet, den man hasset, vornehmlich wenn man sonst eine Neigung im Herzen hat. Denket sie wohl daran, daß, wenn man heurathet, man vor Gott verspricht, man wolle den Mann lieben, den man nimmt? Wollte sie

wohl,

wohl, daß ihre Tochter einen falschen Eid thun sollte?

Mutter Johanne.

Ich denke, sie würde sich schon gewöhnen, ihn zu lieben; die schönen Kleider würden sie ein wenig trösten. Weil sie mir sagen, ich würde eine Sünde begehen, wenn ich sie plagete, so will ich es nicht thun: sie soll aber auch Bastian niemals heurathen, oder nicht einen Pfennig Vermögen bekommen. Alles was im Hause ist, gehöret mir; ihr Vater hatte nichts.

Madem. Gut.

Nun, wenn ihre Aeltern eben den Eigensinn gehabt hätten, den sie hat, so würde sie ihren verstorbenen Mann nicht geheurathet haben, weil er arm war.

Mutter Johanne.

Das ist ganz was anders, Mademoiselle; ich hatte für ihn und für mich gute tausend Thaler; und meine Tochter wird nur ihren Pflichttheil haben; werden sie nicht recht weit damit kommen?

Madem. Gut.

Ja, meine liebe Freundinn; denn sie werden in Frieden leben, wie sie mit ihrem Manne gelebet hat. Dieser kann, wie sie selbst saget, ein gutes Handwerk; das ist besser, als Geld, welches fortgehet, das Handwerk aber bleibt. Weil er über dieses etwas weniges hat, so ist alles das schon so viel werth, als was sie ihrer Tochter mitgeben kann. Die Furcht Gottes ist der kostbarste Schatz, den ein Mann seiner Frau zubrin-

gen

gen kan. Verheurathe sie ihre Tochter, wenn sie alt genug ist. Wie alt ist sie?

Mutter Johanne.

Achtzehn Jahre, und der Bursch nur erst drey und zwanzig; es sind noch Kinder, wie sie sehen.

Madem. Gut.

In der That, sie sind noch sehr jung .... Sehe sie, was ich thun würde, wenn ich in ihrer Stelle wäre. Anfänglich würde ich meine Tochter zu mir nehmen; sie verderbet ihre Zeit in der Stadt, weil sie sich aufs Land verheurathen will. Ich würde ihr einiges Vieh kaufen, welches sie warten sollte, und wovon ich ihr den Gewinnst lassen würde. Die beste Art, junge Leute zur Arbeit zu gewöhnen, ist, daß man sie durch den Gewinnst anzieht. Sie könnte ihr versprechen, Mutter Johanne, sie wollte sie ihren Liebhaber heurathen lassen, so bald sie volle zwanzig Jahre alt wäre, wenn sie sich als eine gute Wirthinn zeigete. Dieß ist das Mittel, sie haushälterisch zu machen, wenn sie auf eine kleine Wirthschaft Acht hat, die sie als ihre eigene ansehen wird: und weil sie sich sehr wohl darauf versteht, so wird sie sich unter ihren Augen bilden.

Mutter Johanne.

Ich werde ihrem Rathe folgen, das versichere ich sie. Ich konnte die jungen Leute so gar bey mir behalten, wenn sie verheurathet seyn werden.

Madem. Gut.

Das rathe ich ihr nicht aus vielerley Ursachen. Wenn ich mit ihrer Tochter redete, so würde ich ihr sagen, sie müßte sie nach zwanzig Jahren im

Ehe-

Ehestande noch eben so in Ehren halten, ihr noch eben so gehorchen, als jetzo; ich würde den Burschen ermahnen, eben das zu thun. Gegen sie aber, Mutter Johanne, muß ich eine andere Sprache führen. Sie ist so entsetzlich hitzig, daß ihre Töchter vor ihr zittern, und beben. Sie hat geglaubet, es wäre mehr daran gelegen, daß sie ihnen Furcht beybrächte, als Liebe; und das ist keine gute Methode. Ihre Tochter wird glauben, sie habe die Freyheit, ihre Wirthschaft ein wenig nach ihrem Sinne zu führen. Wenn sie das Glück hätte, eine vollkommene Gelehrigkeit bey ihr zu finden: so würden die bösen Rathgeber sie bald verderben. Hält man dich für ein Kind? würde der eine sagen. Fürchtest du nicht, daß man dir die Ruthe geben wird? würde der andere sagen, und was dergleichen mehr ist. Wenn es ihr einmal ungefähr begegnete, daß sie nicht so unterthänig zu seyn schiene, so würde Mutter Johanne sich ärgern; es würde ein Lärmen werden, und sie würden sich in Uneinigkeit trennen.

Mutter Johanne.

Ich werde sie also nicht mehr, als mein Kind, ansehen müssen; ich werde nicht die Freyheit haben, ihr einen guten Rath zu geben?

Madem. Gut.

Es geschieht Gegentheiles vielmehr, ihr diese Freyheit vorzubehalten, daß ich ihr den Rath gebe, nicht beyeinander zu wohnen. Sie hat ihren Sinn, meine liebe Mutter Johanne; ihre Tochter wird auch ihren eigenen Kopf haben; und

vielleicht wird so wenig Uebel dabey seyn, wenn man dem einen folgete, als dem andern. In allem, was von keiner Wichtigkeit seyn wird, lasse sie es solche nach ihrem Kopfe machen; das wird sie in die Nothwendigkeit setzen, ihr in wesentlichen Dingen zu gehorchen, da es sie hingegen ungeduldig machen würde, wenn sie ihr den halben Tag im Nacken wäre. Gestehe sie es nur, daß sie sich dessen nicht würde enthalten können, wenn sie stets vor ihren Augen wäre. Hätte sie einen Augenblick übele Laune, so würde solche auf sie fallen, da sie hingegen solche nicht eher besuchen wird, als wenn sie nichts verdrüßliches im Kopfe hat. Sie werden bessere Freundinnen in der Ferne seyn, als in der Nähe.

Mutter Johanne.

Es findet sich noch eins, was mir Kummer machet, Mademoiselle. Wenn ich Theresen wieder nehme, und sie zwey Jahre behalte, ehe ich sie verheurathe, so wird sie ihren Liebhaber sehen wollen; da werden sie einander bestellen; da werden sie immer zusammenstecken; die Welt ist boshaft, und der Teufel ist sehr fein.

Madem. Gut.

Ihre Anmerkung ist sehr vernünftig, und es ist wahr, ein Mägdchen, das einen Burschen liebet, ist schwer zu hüten. Aber wisset ihr warum, Mutter Johanne? Weil die Mütter lächerlich und gar zu streng sind. Es ist ganz natürlich, daß diese jungen Leute einander zu sprechen suchen. Wenn sie es ihnen erlaubet, wenn sie ihnen eine anständige Freyheit in ihrer Gegenwart läßt,

so werden sie nicht suchen, einander ingeheim zu sprechen. Sie saget, des jungen Menschen Aeltern sind rechtschaffene Leute. Was hindert es, daß sie nicht zusammen des Sonntages in die Kirche gehen, und nachher einen Spatziergang thun, oder nachdem das Wetter ist, ein Stückchen Brod miteinander essen? So lange die beyden Verliebten in ihrer Gegenwart seyn werden, so ist nichts zu befürchten; und sie werden gern da seyn, wenn sie ihnen eine anständige Freyheit läßt. Wenn alle andere Leute weggegangen seyn werden, so will ich ihre Therese da behalten; und ich hoffe, sie wird mit ihr zufrieden seyn, wenn sie meinem Rathe folgen will.

Allgemeine Lehrstunde.

Alle vorhergehnde redende Personen, Therese, Mieke.

Madem. Gut.

Wir haben in den vorhergehenden Stunden gesaget das Mittel, in den Himmel zu kommen, und die Hölle zu vermeiden, sey, daß man von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von allen Kräften Gott liebet. Sage sie mir, meine liebe Anne, was muß man thun, wenn man versichert seyn will, daß man Gott liebet?

Anne.

Ey, mein Gott, Mademoiselle, sie wenden sich an die Unwissendste in dem ganzen Flecken. Ich will ihnen gleichwohl mit demjenigen antworten, was ich von dem behalten habe, was uns unser Herr Pfarrer von dieser Sache gesagt hat. Er las uns aus dem Evangelio vor, daß Jesus sagete, derjenige, welcher sage, er liebe seinen Vater, und halte seine Gebothe nicht, der sey ein Lügner. Ich dachte darauf, man könnte hoffen, daß man Gott liebete, wenn man seine Gebothe hielte.

Madem. Gut.

Nichts ist wahrer. Ein junger Mensch fragete Jesum: Meister, was muß ich thun, daß ich das ewige Leben erwerbe? Jesus antwortete ihm: Halte die Gebothe. Es giebt derer aber nur zwey, meine lieben Leute, man soll Gott seinen Herrn von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften und von ganzem Gemüthe, und seinen Nächsten als wie sich selbst lieben.

Aenne.

Ich bitte sie um Verzeihung, Mademoiselle, wenn ich ihnen widerspreche; man hat uns viel mehr Gebothe gelehret.

Madem. Gut.

Sie kommen alle auf diese zwey, Aenne, wie ich euch hernach zeigen werde. Sie sagen uns alles, was wir vermeiden und thun müssen, unsere Pflichten gegen unsern Schöpfer, gegen uns selbst und gegen andere zu erfüllen. Wir wollen sie einzeln untersuchen. Das erste Geboth befiehlt uns, wir sollen Gott anbethen und lieben,

un des verbiethet uns, einen andern anzubethen, und einem andern zu dienen, als ihm.

Frau Pernotinn.

Giebt es wohl so elende Leute, die etwas anders anbethen, als Gott? Sie wären ärger, als die Türken.

Madem. Gut.

Ich sehe wohl, sie begreifen nicht, was es heißt, Gott anbethen; und ich will es ihnen erklären, meine liebe Frau Pernotinn.

Gott anbethen heißt erkennen, daß er gütig, daß er weise, daß er gerecht, daß er heilig, allmächtig, ewig, mit einem Worte, unendlich vollkommen ist, daß alles, was er verordnet hat, gut, gerecht und weise ist. Gott anbethen heißt erkennen, daß er der Schöpfer des Himmels und der Erde, der Sonne, der Gestirne, mit einem Worte, aller Dinge ist, die da sind. Gott anbethen heißt erkennen, daß er unser Herr, unser König, unser Richter, unser Vater ist, daß er die Welt regieret, und daß nichts ohne seinen Willen oder ohne seine Erlaubniß geschieht.

Frau Pernotinn.

Ey! Mademoiselle, ich denke, es finde sich keine Person; so dumm sie auch seyn mag, welche nicht alles dieses wisse.

Madem. Gut.

Und ich, ich werde versuchet, zu glauben, daß es niemand weis, weil man so handelt, als ob man es nicht wüßte. Prüfet euch nur, meine lieben Leute, wenn euch ein Verdruß, ein Verlust, ein Unglück begegnet; wenn der Hagel eure

Wein=

Weinstöcke verderbet, wenn das Vieh euer Getraide verderbet, wenn ihr eine Person verlieret, die ihr geliebet habet; habet ihr da niemals gemurret? Habet ihr euch niemals beklaget?

Der Pachter.

Ich kann es mich nicht rühmen, daß ich bey diesen Gelegenheiten keinen Verdruß gehabt hätte. Ich schwöre, ich ärgere mich, ich murre.

Frau Pernotinn.

Ich bin bey dem Verluste des Vermögens nicht so gar sehr empfindlich: ich hatte aber eine Tochter, Mademoiselle, die mir der liebe Gott weggenommen hat, und da habe ich sehr gemurret.

Madem. Gut.

Und da ließen sie es an der Anbethung ermangeln, welche sie ihrem Schöpfer schuldig waren. Wenn sie fest glauben, daß Gott unendlich weise ist, und daß er die Sachen weis, die am besten für sie sind; daß er allmächtig ist, und daß es ihm nicht mehr kosten würde, ihnen gut Wetter, als Hagel und Schlossen, zu geben, und daß er nur unser Bestes will, so würden sie nicht wider seine Befehle murren. Nun, meine arme Mutter Anne, ihr Haus ist ihr abgebrannt mit allem ihrem kleinen Geräthe. Sage sie mir offenherzig, was hat sie bey dieser Gelegenheit gedacht?

Anne.

Ich war so vergnügt, daß ich meine Mutter und meine Kinder aus dem Feuer gerettet hatte, daß ich weder an das Haus, noch an das Geräth dachte; und ich konnte Gott nicht genug dafür

danken, daß sie nicht verbrannt waren. Einige Tage darnach kam es mir zwar in die Gedanken, dieser Brand hätte uns an den Bettelstab gebracht: Gott schickete mir aber einen andern Gedanken, der mich gleich tröstete. Ich sagete bey mir selbst: Gott konnte, wenn er es für dienlich erachtet hätte, mir mein Haus, mein Geräth, mein Getraide wohl lassen. Weil er es nun nicht gethan hat, so wußte er vermuthlich wohl, daß es besser für mich wäre, arm, als reich, zu seyn. Man muß sich also seinem Willen unterwerfen, und ihm für das danken, was er zu meinem Besten gethan hat.

Eine Frau.

Ich machete es nicht so; wie Anne, als wir abbrannten. Ich wollte mir immer das Leben nehmen, als ich mein armseliges Geräth verbrennen sah; und ich wurde vor Verdrusse krank darüber. O ich versichere sie, ich murrete recht wider Gott, weil das Haus eines Reichen, welches nahe an unserm stund, nicht abgebrannt war.

Madem. Gut.

Ey! ihre Klagen, ihr Murren gaben ihr weder ihr Haus, noch ihr Geräth wieder. Sie bekam noch eine Krankheit oben darein. Sehet ihr wohl, meine lieben Leute, wie nothwendig es ist, daß man Religion hat. Anne hat alles ohne Kummer verloren; und das Unglück, welches ihr begegnet ist, hat ihr nicht den zehnten Theil so viel Uebels gethan, als es einer andern würde gethan haben. Wem ist sie dafür verbunden? Der Religion, welche sie gelehret hat, daß Gott alles

zum

zum Besten seiner Geschöpfe thut oder zuläßt. Sie that bey dieser Gelegenheit eine vollkommene Handlung der Anbethung, und vollbrachte das erste Geboth Gottes. Wir lassen es allemal daran ermangeln, wenn wir wider die Vorsehung bey denen Zufällen murren, die uns begegnen. Damit man diesen Fehler vermeide, so muß man oft sagen: Mein Gott, ich unterwerfe mich deinem heiligen Willen in allen Unglücksfällen, die du mir nach deinen Belieben zuschicken willst.

Ein Bauer.

Ich habe wohl noch eine andere Thorheit begangen, Mademoiselle. Ich habe oftmals gesaget; wenn ich an des lieben Gottes Stelle wäre, es sollte ganz anders in der Welt zugehen, als es zugienge. Ich wollte den Reichen Müßiggängern alle Güter wegnehmen, damit sie arbeiten lerneten. Ich wollte, es sollte keiner reicher seyn, als der andere. Ich wollte, es sollte keine Grafen und Edelleute geben, kurz, ich würde alles nach meinem Kopfe ganz anders einrichten.

Madem. Gut.

Ihr würdet was schönes machen, mein Freund. Höret ein Mährchen an, das ich euch erzählen will. Es war einmal ein Bauer, der so, wie ihr, dachte, wenn ihm Gott die Sorge überlassen hätte, die Welt einzurichten, so sollten die Dinge darinnen viel besser gehen. Eines Tages, da er auf dem Felde spatzierete, sah er einen Eichbaum, und sagete bey sich selbst: Warum trägt doch ein so großer Baum eine so kleine Frucht, indessen daß die Kürbisse auf einer Pflanze wach-

sen, welche nicht die Kraft hat, sie zu tragen, so daß ein Theil des Kürbisses auf der Erde liegt, wo er verfaulet. Er würde auf diesem großen Baume viel besser reif geworden seyn. Indem er diesen schönen Vernunftschluß machete, so bekam er eine große Begierde, zu schlafen: und weil die Sonne sehr brennend war, so legete er sich unter die Eiche an einen Ort, welcher Schatten gab. Er schlief nicht lange; denn der Wind hatte sich erhoben, schüttelte die Eiche, und ließ ihm zwo oder drey Eicheln auf die Nase fallen, worüber er plötzlich aufwachete. Ich muß gestehen, ich bin nur ein Thor, sagete er, indem er eiligst aufstund. Wie würde es mir ergangen seyn, wenn diese Eicheln Kürbisse gewesen wären. Ich würde itzo ein recht breites Gesicht haben. O mein Gott! alles, was du thust, ist gut; und wenn du es uns aufgetragen hättest, die Sachen in dieser Welt einzurichten, so würden sie alle ganz verkehrt seyn.

Saget eben das, mein lieber Freund; und so oft es euch in den Kopf kommen wird, demjenigen zu widersprechen, was Gott gethan hat, so saget bey euch selbst: Wahrhaftig, ich bin bey meiner Unwissenheit doch ein rechter Thor. O mein Gott, ich danke dir, daß du alle Dinge dieser Welt so eingerichtet hast, wie sie sind. Ich bin überzeuget, sie sind sehr gut, weil ich weis, du bist gut und weise.

Marie.

Ich habe oftmals gewünschet, daß ich keine Magd wäre, und daß ich von meinen Einkünften leben könnte. Heißt das, es an der Anbethung er-

ermangeln lassen, die wir Gott schuldig sind, und ist es nicht erlaubet, zu wünschen, daß man besser sey, als man ist?

Madem. Gut.

Höret mich wohl an, Marie. Ihr müsset es euch recht in den Sinn fassen, daß es dem lieben Gott nicht mehr würde gekostet haben, euch zu einer vornehmen Frau zu machen, als es ihm gekostet hat, euch zu einer Magd zu machen. Das eine war ihm so leicht, als das andere. Weil er aber die Dinge, die geschehen sollen, so gut kennet, als die vergangenen, so hat er gesehen, daß ihr eure Seligkeit nicht befördern würdet, wenn er euch reich ließe geboren werden; und dieser wegen hat er erlaubet, daß ihr in einem Stande geboren würdet, wo ihr verbunden seyd, andern zu dienen. Ihr fraget mich, ob es nicht erlaubt sey, zu wünschen, daß man besser seyn möchte, als man ist? Ja, ohne Zweifel. Aber wer hat euch gesaget, daß ihr besser seyn würdet, wenn ihr reich wäret, als itzo? Glaubet mir, meine liebe Marie, jeder Stand hat seine Beschwerden. Der ganze Unterschied darunter ist, daß, je reicher und vornehmer man ist, desto größer die Beschwerden sind. Lasset uns alle in unserm Zustande vergnügt seyn, in welchen uns Gott gesetzet hat, und denket, daß er der beste für uns sey; dieß ist eine gute Handlung der Anbethung.

Anne.

Gott erweiset mir die Gnade, daß ich mit meinem Zustande zufrieden bin; indessen thue ich doch alles, was auf mich ankömmt, ihn besser zu ma-

chen. Deswegen arbeite ich vom Morgen bis auf den Abend. Heißt das wider die Anbethung sündigen, die wir Gott schuldig sind?

Madem. Gut.

Das heißt vielmehr eine Handlung der Anbethung ausüben, meine liebe Anne. Sie weis, man bedienet sich gemeiniglich unter euch eines Sprichwortes, das heißt: Gott hat es gesaget, hilf dir, so will ich dir helfen. Nichts auf der Welt ist wahrer. Gott hat sie in einen sehr armen Stand gesetzet; sie bittet ihn täglich in ihrem Gebethe, er möchte ihr doch ihr Brod geben, das heißt die Bedürfnisse ihres Leibes: man muß Gott aber nicht mit in den Schooß gelegeten Händen darum bitten. Bitte sie ihn um ihr Brod, arbeite sie, um es zu gewinnen, und unterwerfe sie sich wegen der Frucht ihrer Arbeit seinem Willen; das ist, murre sie nicht wider ihn, wenn er zuläßt, daß das, was sie thut, ihren Zustand zu verbessern, nicht gelingt; nehme sie ihre Arbeit mit noch mehrerm Muthe wiederum vor, und denke sie, wenn es Gott nicht für rathsam erachtet, sie zu segnen, er gebe ihr doch dafür die Stärke, sie fortzusetzen, damit sie ihm gehorche; und dieser Gehorsam ist ein geistliches Gut, das viel kostbarer ist, als die Nahrung und die Kleidung.

Aenne.

Ach Mademoiselle, wie verdrüßlich bin ich doch daß ich so dumm bin! Sie sagen da die schönsten Sachen: ich werde aber nicht ein einziges Wort behalten.

Madem.

Madem. Gut.

Ich bin überzeuget, ihr werdet nicht alles vergessen, meine liebe Aenne; denn ihr habet einen guten Willen, und Gott wird diesen guten Willen segnen. Er wird euch den Geist geben, der euch nöthig ist, ihn anzubethen und ihn zu lieben. Ach! frisch, Aenne, ihr bringet euer Leben auf dem Felde mit Spinnen zu, wobey ihr die Schafe hütet. Was hindert es, wenn ihr an den Ort kommet, wo ihr bleiben wollet: daß ihr nicht auf die Knie fallet, und saget: Mein Gott, du bist mein rechter Herr; dir will ich dadurch dienen, daß ich spinne, und meine Schafe hüte: und wie du ein guter Herr bist, so will ich alles thun, was ich werde thun können, dir so gut zu dienen, als es mir möglich seyn wird, und meine Zeit nicht zu verderben. Ist das so schwer?

Aenne.

Ich glaube, das werde ich behalten, Mademoiselle: aber es wird mir oft verdrüßlich, immer zu spinnen. Oftmals werfe ich meine Spindel hin, und gehe, Castanien, oder Nüsse, oder Aepfel, oder andere Früchte aufzusuchen, nachdem sich dergleichen an dem Orte befinden, wo ich bin. So lange es Früchte giebt, esse ich den ganzen Tag; das vertreibt mir die lange Weile: wenn es keine mehr giebt, so weis ich nicht, was ich anfangen soll.

Madem. Gut.

Das ist sehr übel gethan, meine liebe Aenne. Anfänglich ist es eine Sünde der Gefräßigkeit, wenn man so den ganzen Tag ißt; und hernach

erzeu-

erzeuget das bey euch Würmer, und wird verursachen, daß ihr sehr jung sterbet. Ich habe eine Magd gehabt, die es eben so gemacht hatte, wie ihr, als sie jung gewesen war. Das arme Geschöpf hatte sich die Gedärme so weit gemacht, daß nichts darinnen blieb Sie starb vor Hunger, nachdem sie für vier Personen geessen hatte. Ihr Gesicht war stets voller großen garstigen Knoten, als wenn sie die Krätze gehabt hätte. Wollet ihr auch so werden, meine gute Aenne?

Aenne.

Ich würde mich sehr darüber ärgern; ich habe es mir aber so stark angewöhnet, von Morgen bis an den Abend zu essen, daß ich mich nicht werde davon bessern können.

Madem. Gut.

Ihr habet da ein gutes Mittel, Gott zu gefallen, meine liebe Aenne, wenn ihr ihm die Begierde aufopfert, die ihr habet, beständig zu essen. Den Morgen wenn ihr mit euerm Stücke Brode zum Frühstücke auf das Feld kommet, so könnet ihr wohl nach eurem Appetite Obst dazu essen. Wenn aber das Frühstück vorbey ist, so müsset ihr keines weiter anrühren, und allemal, wenn euch die Lust dazu ankommen wird, sagen: Mein Gott, ich will die Gefräßigkeit, aus Liebe zu dir, übersteigen. Wenn Aenne das Herz hat, solches zu thun, so wird sie ein sehr frommes Mägdchen werden. Denn der liebe Gott, welcher erkennen wird, daß sie eine wahre Begierde hat, ihm zu gefallen, ist so gütig, daß er alles das belohnet, was wir seinetwegen thun, ob wir gleich nur unsere

sere Pflicht thun, und wir wahrhaftig in Ansehung seiner unnütze Knechte sind. Die Herren der Erde sind nicht so.

Aenne.

Allein, Mademoiselle, wenn ich allemal, da ich Lust haben werde, Obst zu essen, bethe, so werde ich den ganzen Tag bethen. Mich hungert stets; nach Obste versteht sichs. O ich werde mich nicht enthalten können, solches zu essen, das ist unmöglich.

Madem. Gut.

Das glaubet ihr, mein Kind: aber ihr betrieget euch. Wir können mit der Gnade Gottes alles, was wir nur recht wollen. Wohlan, ich verlange, daß ihr nur eine einzige Woche, außer euren vier Mahlzeiten, kein Obst esset: und wenn ihr mir es versprechet, und euer Wort haltet, so verspreche ich euch eine neue Haube auf künftigen Sonntag. Ihr müsset nicht lügen, mein Kind, damit ihr diese Haube erhaltet; das würde sie stehlen heißen; ich würde es auf eine oder die andere Art erfahren. Wenn ihr mich aber auch betriegen könntet: so würdet ihr doch den lieben Gott nicht betriegen. Ihr wisset wohl, er ist überall; er sieht euch; er würde euch diese Lügen und diesen Diebstahl am jüngsten Gerichte vor aller Welt vorrücken.

Aenne.

Alle Welt kann ihnen sagen, Mademoiselle, daß ich keine Lügnerinn bin. Was das gefräßig seyn anbetrifft, so ist es wahr, ich mag gern essen: ich habe aber hübsche Kleider doch noch lieber.

Ich

Ich werde ihnen diese Woche gehorchen. Werden an der Haube auch Spitzen seyn?

Madem. Gut.

Da sehe man nur die arme Aenne, welche es für unmöglich hielt, sich von ihrer Gefräßigkeit zu bessern, damit sie dem lieben Gott gefalle; und itzo findet sie, daß sie es thun könne, damit sie eine Haube gewinne. Ihr müsset Gott um Verzeihung bitten, daß ihr nicht habet aus Liebe für ihn das thun wollen, was ihr aus Eitelkeit thun wollet. Ich werde indessen doch mein Wort halten, mein Kind. Ich verspreche euch sogar, daß ich hübsche Spitzen an diese Haube setzen will: erinnert euch aber, daß diese Spitzen nur etwas sehr geringes gegen das Glück sind, Gott zu gefallen. Bittet ihn um die Gnade, euch aus Liebe zu ihm zu bessern.

Aenne.

Wie muß man es machen, daß man so oft, als sie sagen, Mademoiselle, an Gott denken, und mit ihm reden kann? Hören sie, das kömmt mir auch noch unmöglich vor. Ich kann an sie und an andere Personen von meinen Bekannten denken, wenn ich will; weil ich sie kenne, weil ich sie gesehen habe: den lieben Gott aber habe ich niemals gesehen; ich kenne ihn nicht so, wie sie.

Madem. Gut.

Höret mich recht an, Aenne; ich bin versichert, ihr werdet diese Woche oft an mich denken; denn eure Haube wird euch oft einfallen; ich will euch sagen, was eure Gedanken seyn wer-

werden: Wenn die Haube, die mir Mademoiselle Gut geben will, mit Spitzen seyn wird, so wird sie hübscher seyn, als alle meine andern Hauben: sie ist doch aber recht gütig, daß sie mir diese Haube giebt; ich werde ihr sehr verbunden dafür seyn. Nun wohl, mein liebes Kind, sehet, wie man an den lieben Gott denken muß. Wenn ihr ihn gleich nicht gesehen habet, so könnet ihr euch doch nicht enthalten, die Dinge zu kennen, womit er euch alle Tage beschenket.

Aenne.

Beschenket mich denn der liebe Gott, Mademoiselle? Ich versichere sie, man hat mir niemals ein Geschenk gegeben.

Madem. Gut.

Alles, was ihr habet, mein liebes Kind, alle Dinge, die euch umgeben, sind Geschenke, die euch Gott giebt. Wenn ihr an dem Fuße eines Baumes sitzet, und arbeitet; könnet ihr da nicht die Augen gen Himmel erheben, und denken: Gott hat diese schöne Sonne, diesen schönen Himmel gemacht; er hat ihn für mich gemacht. Für mich machet die Sonne das Getraide, die Früchte und alle die andern Sachen reif, womit ich mich ernähre. Ihr könnet alsdann sagen: O mein Gott, ich danke dir, daß du so gütig gegen mich gewesen bist. Ein andersmal kann Aenne sagen: Die Könige haben schöne Palläste; die Reichen haben große Häuser; und ich habe nicht einmal eine armselige kleine Hütte: aber dort oben ist ein prächtiger Pallast, den mir Gott bestimmet, wenn ich den Reichthum verachte, den

er mir nicht zugetheilet hat; und wenn ich mein Leben anwende, ihm zu dienen, und ihn zu lieben.

Peter.

Wenn man sie anhöret, Mademoiselle, so sollte man sagen, Gott habe die Sonne ausdrücklich für Aennen gemacht. Hat er sie nicht für die ganze Welt gemacht?

Madem Gut.

Wenn es lange nicht geregnet hat, so ist kein Wasser mehr in dem Bache. Habet ihr diese Zeit gern, mein lieber Peter?

Peter.

Nein, das wissen sie wohl, Mademoiselle; ich bin alsdann so übel daran, als ein Pferd; denn ich muß das Wasser sehr weit holen.

Madem. Gut.

Ich gestehe es, das ist sehr unbequem. Nun, wenn ich einen guten Brunnen in dem Flecken machen ließe, der euch die Mühe überhöbe, dieses Wasser so weit zu holen; würdet ihr mir dafür wohl verbunden seyn, mein armer Peter?

Peter.

Eine schöne Frage! Ganz gewiß, Mademoiselle. Ich würde sie allemal, wenn ich dahin gienge, Wasser zu holen, hundertmal preisen.

Madem. Gut.

Aber mein lieber Sohn, ich hätte doch den Brunnen nicht für euch allein machen lassen; alle Leute des Fleckens würden sich dessen bedienen.

Peter.

Was thäte mir das, wenn ich nur Wasser genug hätte, für mein Vieh, und meinen Garten zu begießen?

begießen? Ist es nicht wahr, ihr Antheil würde meinen nicht vermindern? Sie könnten alles übrige nehmen, ich würde sie nicht daran verhindern. Aber sie sind doch recht boshaft, Mademoiselle; wie sie das so herumdrehen! Ist es nicht wahr, sie wollen sagen, die Sonne und die andern Dinge, welche Gott gemachet hat, sind so, wie das Wasser aus dem Brunnen? Was die andern davon haben, vermindert mein Antheil nicht.

Madem. Gut.

Ganz recht, mein Freund. Ich sehe wohl, Peter hat Witz, er erräth die Sachen. Ihr habet also dem lieben Gott, eben so viel Verbindlichkeit, als wenn er die Sonne und alle andere Dinge für euch ganz allein gemacht hätte, weil euer Antheil durch das nicht vermindert wird, was die andern daran nehmen. Folglich solltet ihr die Sonne niemals ansehen, und die Hitze ihrer Strahlen empfinden, ohne dem lieben Gott für die Gnade zu danken, die er euch erwiesen hat, daß er sie für euch erschaffen hat.

Aenne.

Ich versichere sie, Mademoiselle, ich werde das nicht vergessen, was sie mir da sagen. Wenn das Wetter aber trübe ist, wenn es regnet, wenn es donnert, oder wenn es stürmet; was muß man da thun?

Madem. Gut.

Im Winter, oder wenn es schlecht Wetter ist, und die Sonne sich verstecket, so hat das ganze Feld ein trauriges und finsteres Ansehen. Ach! unsere arme Seele ist in einem weit traurigern

Zustande, wenn uns Gott verläßt, uns deswegen zu strafen, daß wir ihn zuerst verlassen haben. Denn Gott ist die Sonne unserer Seele. Man muß bey diesem Wetter zu ihm sagen: O Sonne meiner Seele! Komm, sie zu erwärmen, sie zu erfreuen. Ein andermal muß man denken: Dieser Regen, dieses trübe Wetter ist zum Besten der Erde nothwendig, welche verderben, und verbrannt werden würde, wenn stets schöner Sonnenschein wäre. Eben so ist es auch mit meiner Seele. Wenn mir niemals etwas verdrüßliches begegnete; wenn ich nur lauter Vergnügen und keine Mühseligkeit hätte, so würde ich dich vergessen, mein Gott, und ich würde keine Gelegenheit haben, Buße zu thun. Ich danke dir also wegen aller Mühseligkeiten, die ich erlitten habe; ich bringe sie dir dar, weil du sie mir zuschickest. O mein Gott, ich glaube, sie sind zu meinem Besten, und sie sind mir eben so nothwendig, als der Erde das trübe Wetter und der Regen sind.

Frau Pernotinn.

Sie haben ganz Recht, Mademoiselle, zu sagen, daß man wenig oder gar nicht an den lieben Gott denken würde, wenn man nur lauter Vergnügen hätte. Wenn ich Kummer und Verdruß habe, so bin ich recht andächtig, so bethe ich recht aufrichtig zum lieben Gott: das geschieht aber, damit er mir meinen Verdruß wegnehme, welchen ich stets als ein Unglück angesehen habe.

Madem. Gut.

Es ist nichts Böses dabey, wenn man Gott um das Ende seiner Beschwerden ersuchet, so bald

man

man dergleichen hat, wenn man nur seinem Willen unterworfen ist. Wenn er es nicht für dienlich erachtet, uns diese Gelegenheiten zum Kummer zu benehmen, so ist das Gebeth doch niemals verloren, wenn man es thut, wie es sich gehöret: und wenn uns Gott nicht das Kreuz abnimmt, welches er uns zugeschicket hat, weil es zu unserer Seligkeit nothwendig ist, so giebt er uns doch die Geduld, es zu ertragen; welches noch besser ist, weil das Kreutz unsere Seele reiniget, und uns zu wahren Jüngern Christi machet.

Aenne.

Gleichwohl ist es doch etwas entsetzliches, Mademoiselle, zu leiden. Ich habe oftmals große Zahnschmerzen; und wenn ich solche bekomme, so heule ich, so weine ich, so laufe ich wie ein unsinniges Mensch umher, und martere mich, ohne daß ich weis, was ich thue.

Madem. Gut.

Und die arme Aenne weis nicht, daß ihre Ungeduld ihren Schmerz ansehnlich vermehret. Wenn sie Geduld hätte, so würde sie weniger leiden.

Anne.

O es ist nichts wahrer, als das. Vor dem machete ich es, wie Aenne, wenn ich Zahnschmerzen hatte; ich trieb es ärger, als eine Unsinnige. Jetzo bleibe ich still sitzen, lege die kranke Backe in meine Hand, damit ich sie warm halte, und ich leide viel weniger.

Madem. Gut.

Aenne wird ihrem Beyspiele folgen, meine

gute Anne, und sie wird nicht halb so viel leiden, das bin ich versichert.

Der Pachter.

Sie wollen uns das nur bereden, Mademoiselle. Wie kann die Geduld das Uebel vermindern? Das ist nicht möglich.

Madem. Gut.

Die Krankheit, der Schmerz kommen stets aus einer Unordnung im Blute, und in den Säften, die in unserm Körper sind. Dieses Blut, und diese Säfte sind wie der neue Wein, den man in Fässer thut. Er arbeitet viel. Wenn man aber das Faß beständig bewegete, so würde er noch mehr arbeiten, und könnte die Reifen sehr wohl absprengen; man muß ihn ruhig liegen lassen. Eben so ist es auch mit unserm Leibe. Wenn man ungeduldig ist, so beweget man die Säfte, welche das Uebel verursachen; da es sich hingegen nach und nach legen würde, wenn man es mit Geduld ertrüge. Das wird Aenne thun; sie wird sich alles bedienen, an Gott zu denken, und ihr Herz zu ihm zu erheben.

Frau Pernotinn.

Ich liebe diese Art zu bethen sehr, Mademoiselle; geben sie uns noch einige Mittel, wenn es ihnen beliebet, solches zu thun.

Madem. Gut.

Wenn eine große Dürre ist, so sieht man das Erdreich ganz aufgeborsten, ganz verändert; es scheint sich von allen Seiten zu eröffnen, den Regen einzunehmen. Bey diesem Wetter ist es ganz natürlich, zu denken: Da sehe man, wie

mei-

meine Seele beschaffen ist, wenn sie sich von Gott durch die Sünde entfernet hat. O mein Jesu, komm, sie zu erquicken, zu erfrischen, und sie Frucht tragen zu lassen.

Wenn es hagelt, wenn es windig ist, wenn es donnert, so muß man bey sich selbst sagen: Wie mächtig und erschrecklich ist Gott, wenn wir uns seine Züchtigungen wegen unserer Sünden zuziehen! Uns zu bestrafen, schicket er diese Schlossen, diese Winde, welche unsere Felder, unsere Weinberge verderben. Mein Gott erhalte die Güter der Erde, wenn wir sie gut brauchen sollen. Wenn du es aber für dienlich erachtest, uns zu bestrafen, so gieb uns deine Gnade, unsern Verlust christlich zu ertragen. Ich unterwerfe mich deinem heiligen Willen.

Der Pachter.

Was das Gebeth anbetrifft, daß Gott unsere Felder erhalten möchte, so thun wir es aufrichtig, und mit gutem Herzen; denn wir haben unser Brod davon. Daß wir uns aber willig und gern unterwürfen, wenn wir sie niederhageln sehen, da würde ich lügen, wie ein Teufel, wenn ich das sagete. Denken sie also nur ein wenig daran, was das heißt, Mademoiselle. Man placket sich zu Tode, das Feld zu ackern, es mit gutem Getraide zu besäen; man führet Mist darauf; man arbeitet das ganze Jahre in den Weinbergen; die Güter der Erde stehen recht vortrefflich; man machet sich auf eine gute Aernde, auf eine gute Weinlese Rechnung. Man saget, bey sich selbst: Es wird so viel zur Bezahlung der Steuren und des Pach-

tes, so viel für den Herrn, und noch einige Groschen nebenbey zur Ausstattung der Kinder, die heranwachsen, zur Bezahlung des Lehrgeldes für andere abwerfen. Man brauchet Strümpfe, Schuhe, Kleider. Von dieser guten Aernde wird man alles bestreiten können: und sieh da, mitten in dieser schönen Rechnung kömmt ein entsetzlicher Hagel, der alles zerstöret, und der uns an den Bettelstab bringt. Sie haben niemals ein Vermögen auf dem Felde gehabt, wenn sie sagen: man müsse sich dem ohne Murren unterwerfen.

Madem. Gut.

Ich werde ihm das wiederholen, was ich Liesen gesaget habe, Nachbar Niklas. Wenn er nun recht gefluchet hat; machet das seine Felder und Weinberge wieder gut?

Der Pachter.

Ey wahrhaftig, nein, das weis man wohl: aber wie Liese saget, das tröstet; man möchte zerplatzen, wenn man nicht murret.

Madem. Gut.

Und über wen beklaget er sich, mein Freund, wider wen murret er? Wider Gott selbst; wider denjenigen Gott, der ihm auch eben so leicht das Leben nehmen könnte, als er ihm einen Theil seines Vermögens genommen hat, wider einen Gott, der ihn ohne Ungerechtigkeit in die Hölle stürzen könnte, die er verdienet hat; wider einen Gott, der ihn an allen seinen Gliedern lahm machen, der ihn an den Bettelstab bringen könnte, der ihm viele gute Jahre gegen ein schlechtes Jahr giebt; wider einen Vater, der seine wahren Be-

dürf-

dürfnisse kennet, der da weis, daß es ihm vortheilhafter ist, Buße zu thun, als eine gute Aernde zu haben; der ihn nur züchtiget, damit er ihn verbinde, in sich selbst zu gehen, und sich zu bekehren. Er murret wider einen unendlichen guten Gott. Denn lege er die Hand nur auf sein Gewissen: wie dienet er ihm? Wenn er in seinem Hause einen Knecht hätte, der ihm so schlecht dienete, der sich weigerte, ihm zu gehorchen, der seine Arbeit mit solcher Nachläßigkeit verrichtete, so würde er ihn als einen Taugenichts wegjagen; er würde zu ihm sagen, er verdienete nicht das Brod, das er äße. Will er nun nicht, daß Gott ihm diese Gerechtigkeit erweise, die er einem bösen Knechte erweisen würde? Schäme er sich, Nachbar Niklas; bethe er die Güte Gottes an, wenn er ihm ein gutes Jahr giebt; bethe er seine Gerechtigkeit an, wenn er ihm ein schlechtes zuschicket. Denke er, Gott wisse sehr wohl, daß er Steuer und Pacht zu bezahlen, und Kinder zu versorgen habe; und er würde ihn nicht so oft strafen, wenn er ihm so gut dienete, als er könnte. Sein Murren zieht ihm seine Züchtigungen zu.

Marie.

Ich bin ganz verwundert über die schönen Sachen, die sie Aennen gesaget haben. Sie kann Gott recht oftmals des Tages anbethen, wenn sie ihren Rocken spinnt. Aber wie wollen sie, daß ich mich dieser Pflicht entledigen soll, da ich stets einen Fuß in der Luft habe?

Madem Gut.

Ihr könnet es so gut, als Aenne thun, aber nur auf eine andere Art. Ich versichere euch, Marie, eine Magd, die ihre Pflicht recht thut, hat alle nothwendige Mittel, eine große Heilige zu werden, die eine strenge Klosterfrau haben kann.

Marie.

Wahrhaftig, ich habe eben nicht den Ehrgeiz, eine Heilige zu werden; das würde bey allem dem Gewirre, das ich im Kopfe habe, unmöglich seyn. Ich würde schon sehr zufrieden seyn, wenn ich nur den letzten Platz im Himmel hätte, sollte ich auch gleich hinter der Thüre stehen, wie man saget.

Madem. Gut.

Und es ist gar nicht schön, wenn man das sagt, meine arme Marie. Setzet es euch recht in den Kopf, daß man heilig seyn muß, wenn man in den Himmel kommen will, und daß ihr es nicht allein gewiß, sondern auch noch mit leichter Mühe werden könnet, wenn ihr meinem Rathe folgen wollet. Zuerst müsset ihr anfangen, einen andern Herrn anzunehmen; ihr müsset demjenigen, den ihr bishieher gehabt habet, nicht mehr dienen.

Marie.

Ich bitte sie um Verzeihung, Mademoiselle: ich bin aber mit meinem Dienste zufrieden. Ob ich mich gleich darinnen placken muß, wie ein Hund, so will ich doch nicht daraus gehen. Meine Frau ist die beste Frau von der Welt, und wenn sie nur allein wäre, so würde ich recht glücklich seyn.

Madem. Gut.

Ich schlage euch auch nicht vor, meine Tochter, daß ihr das Haus verlassen sollet, worinnen ihr jetzt seyd, sondern nur daß ihr einen andern Herrn annehmet, indem ihr darinnen bleibet. Ihr müsset euch in des lieben Gottes Dienst begeben, meine liebe Tochter. Er hat euch in einem Stande geboren werden lassen, wo ihr verbunden seyd, zu dienen, und ihn müsset ihr in der Person eurer Herren und aller derjenigen ansehen, mit denen ihr zu thun habet. Ihr müsset euch, so wie ich gesaget habe, dem lieben Gott vermiethen, und zu ihm sagen: Mein Gott, ich habe bis auf diesen Tag gearbeitet, meinen Unterhalt und meinen Lohn zu gewinnen: jetzo will ich dir dienen, dir meine Liebe und meinen Gehorsam zu beweisen, der du mein Vater, mein wahrer Herr bist. Mein Stand ist sehr beschwerlich: ich glaube aber, es sey besser für mich, eine arme Magd, als eine große Frau, zu seyn, weil du, der du mein lieber Vater bist, diesen Stand für mich erwählet hast. Du weißt, was ich brauche, mein Gott; ohne Zweifel würde ich verloren gegangen seyn, wenn ich reich oder vornehm gewesen wäre.

Marie.

Hören sie, Mademoiselle, es fällt mir schwer, solches zu glauben. Mich dünket, ich würde Gott eben so gut gedienet haben, wenn ich reich gewesen wäre; ich würde Almosen gegeben haben; ich würde die Armen nicht verachtet haben; ich wür-

de täglich in die Messe und Predigt gegangen seyn.

Madem. Gut.

Saget mir, meine liebe Marie, glaubet ihr, daß Gott alles weis? daß er alles kann? glaubet ihr, daß er euch liebet?

Marie.

Ja, Mademoiselle, ich glaube alles das. Gott sey Dank, es steht in meinem Katechismus, meine Frau läßt mich ihn sehr oft wiederholen.

Madem. Gut.

Wenn ihr Kinder hättet, meine liebe Marie, wenn ihr den Stand kennetet, der am besten für sie wäre, und wenn es in eurer Macht stünde, ihnen diesen Stand zu geben, ohne daß es euch einige Mühe kostete; würdet ihr wohl ermangeln solches zu thun? Wenn meine Mutter sagete, ich will nicht, daß mein Sohn eine solche Heurath thue, daß er ein solches Handwerk lerne, weil ihn dieses glücklich machen würde, ich aber verlange, daß er elend seyn soll; glaubet ihr, daß diese Frau eine gute Mutter seyn würde?

Marie.

Sie würde die boshafteste Frau von der Welt seyn. Aber es giebt solche Mütter nicht; ein jeder machet es so gut, als er kann, seine Kinder wohl unterzubringen. Wenn ich welche hätte, so würde ich Tag und Nacht arbeiten, sie in einen Stand zu setzen, worinnen sie ehrliche Leute und glücklich seyn könnten.

Madem. Gut.

Nun wohl, meine liebe Marie, Gott ist der

Va:

Vater aller Menschen; er weis, welcher Stand sich am besten für sie schicket; und er hat nicht nöthig, zu arbeiten, ihnen diesen Stand zu geben. Glaubet ihr, daß er weniger Güte für die Menschen hat, als eine Mutter für ihre Kinder? Es würde ihm nicht mehr gekostet haben, euch zu einer Prinzessinn, als zu einer Magd, zu machen; er hätte euch eben so gut reich, als arm, machen können. Er hat aber vorausgesehen, daß ihr eure Seligkeit in dem Stande, worinnen ihr seyd, besser bevördern würdet, als in einem andern, und darum hat er euch hineingesetzet. Glaubet nur, wenn er denjenigen, die er liebet, den Reichthum versaget, so geschieht es bloß, weil er vorher sieht, sie würden denselben misbrauchen. Er versaget ihnen solchen aus seiner Barmherzigkeit. Wolltet ihr lieber reich seyn, und in die Hölle kommen?

Marie.

Nein, gewiß nicht, Mademoiselle: aber alle Reichen kommen auch nicht in die Hölle, das bin ich versichert. Ich kenne einige, welche wie die Heiligen leben.

Madem. Gut.

Das kömmt daher, weil Gott vorausgesehen hat, sie würden den Reichthum gut gebrauchen, welchen er zuweilen denen giebt, die ihm dienen. Ich versichere euch aber, die reichen Leute, welche fromm leben, zittern bey dem Anblicke ihres Reichthumes. Sie demüthigen sich vor Gott, daß er sie nicht würdig gefunden hat, arm zu seyn. Sie sind stets in Furcht, sie möchten ihr Vermögen

gen übel gebrauchen; denn sie wissen, er wird eine strenge Rechenschaft deswegen von ihnen fordern. Glaubet ihr wohl, daß die Reichen ihr Geld nach ihrem Kopfe verthun können?

Der Pachter.

Und wer würde sie daran verhindern? sagen sie doch. Ist es etwas böses, dasjenige zu verthun, was man hat? Man thut niemanden Unrecht, wenn es ein Vermögen ist, das nicht übel erworben worden.

Madem. Gut.

Das Vermögen der Reichen gehöret ihnen, so wie das Pachtgut, welches er jetzt nutzet, dem Nachbar Niklas.

Der Pachter.

Sie scherzen, Mademoiselle; es gehöret mir nicht ein einziger Daumenbreit Landes in diesem großen Gute, welches ich jetzt nutze; alles gehöret meinem Herren. Es ist wahr, ich kann mit demjenigen schalten und walten, was es hervorbringt, wenn ich meinen Pacht bezahlet habe: mein Herr aber zahlet nichts.

Madem. Gut.

Er irret sich, mein lieber Freund; die Reichen sind des lieben Gottes Pachter, und müssen ihm ihren Pacht bezahlen. Sie können ohne Zweifel einen bessern Tisch und bessere Kleider haben, als er. Wenn ihr Stand es verlanget, so ist es ihnen nicht verbothen, eine Kutsche, viele Dienstleute zu halten, wie die Leute ihres Standes zu haben gewohnt sind. Ihr Aufwand aber muß nicht nach

ih-

ihrer Phantasie eingerichtet werden. Die Religion, die Vernunft müssen alles das einrichten.

Aenne.

Ich begreife das nicht recht, Mademoiselle; wollten sie wohl die Gütigkeit haben, und es uns durch irgend ein Beyspiel erklären?

Madem. Gut.

Sehr gern, mein Schatz; eine große wohlhabende Pachterinn, die gut steht, kann schon ein Zeugkleid, ein Wams und einen Rock von Kalamank oder wollenem Satine, wie ihr es nennet, ein goldenes Kreuzchen und einen goldenen Ring tragen. Alle diejenigen Leute, die so reich sind, wie sie, haben dergleichen Kleidung; das ist die Gewohnheit. Diese Pachtersfrau aber will ein Leibchen von schönerm Zeuge haben, sie will rechte feine nesseltuchene Schürzen tragen, die sehr viel kosten, und bald zerreißen: so bald ein Kramer oder Tabuletträger vorbeygeht, so kaufet sie Band, Ringe und andere Sachen, die ihr in den Sinn kommen, und eben nicht nöthig sind; sie wendet also ihr Geld zur Unzeit an; sie thut ihren Kindern Unrecht, wenn sie welche hat; sie läuft Gefahr, ihren Mann zu Grunde zu richten: und wenn sie reich genug ist, daß ihm das eben keinen Nachtheil bringt, so thut sie den Armen Unrecht, welche sie erquicken könnte, wenn sie sich ihrer Grillen enthielte.

Frau Pernotinn.

Ich mag gern Spitzen haben, und ich kann der Versuchung nicht widerstehen, solche zu kaufen, wenn ich dergleichen finde, ob ich gleich derer

mehr habe, als ich brauchen kann, wenn ich auch hundert Jahre lebete. Ist dabey etwas Böses, Mademoiselle?

Madem. Gut.

Ja, ich versichere sie, Frau Pernotinn. Gott segnet ihren Handel nicht deswegen, damit er sie in den Stand setze, ihren Grillen zu willfahren. Sie können wohl einige Spitzen haben: sie werden aber Gott wegen des Geldes Rechenschaft geben müssen, welches sie aufwenden, ein ganzes Waarenlager davon anzulegen.

Der Pachter.

Die reichen Leute sind nicht recht daran, daß sie sich der Dinge berauben, die sie nur haben wollen, da sie alle diejenigen im Ueberflusse haben, welche sie nothwendig brauchen. Was könnten sie mehr verlangen? Wenn ich so reich wäre, wie der Herr Amtmann, so würde ich so zufrieden seyn, wie ein König.

Madem. Gut.

Das glaubet er wohl, mein Freund: er betriegt sich aber sehr. Sage er mir doch, ich bitte ihn, ist er niemals ärmer gewesen, als er jetzt ist?

Der Pachter.

Wenn ich ein Paar Groschen vor mich gebracht habe, so habe ich sie nicht ohne Mühe gewonnen. Als ich mich verheurathete, so hatte ich nicht mehr Feld, als in meiner Hand hier ist, und ich habe es mir recht sauer müssen werden lassen, das Wenige zu kaufen, was ich jetzt habe.

Madem. Gut.

Und da er noch gar nichts hatte, Nachbar

Niklas; was wünschete er sich da, zufrieden zu seyn? Sage er es mir frey heraus.

Der Pachter

O zu der Zeit wünschete ich nur, daß ich so viel gewinnen könnte, als ich brauchete, meine Frau und Kinder so lange zu ernähren, bis sie selbst ihr Brod verdienen könnten. So bald ich aber die Mittel hatte, ein kleines Stück Feld zu kaufen, so habe ich ein größeres gewünschet.

Madem. Gut.

Nun wohl, sein Begehren ist erfüllet worden. Er hat gute Weinberge, gute Felder; ist er nun zufrieden? Nein, er wünschet noch mehr; und wenn er auch das erhielte, was er jetzt wünschet, so würde er doch noch nicht zufrieden seyn, sondern er würde etwas anders wünschen. Der Appetit kömmt im Essen, Nachbar Niklas; das ist, die Begierden kommen mit dem Vermögen. Je mehr man hat, desto mehr will man haben. Die Bedürfnisse vermehren sich mit dem Reichthume; ich sage, die falschen Bedürfnisse; denn die wahren sind stets einerley.

Der Pachter.

Was ist es denn Böses, neue Bedürfnisse zu haben? Man hat das Vergnügen, ihnen zu willfahren.

Madem. Gut.

Es ist ein Vergnügen, das sehr hoch zu stehen kömmt, entweder in diesem oder in jenem Leben. Anfänglich so bekümmert man sich nicht lange um eine Sache, die man hat; man hat nur zu derjenigen Lust, die man nicht hat: und wenn man die-

diese hat, so will man eine andere; also ist man stets elend. Diese Pein aber ist noch nichts, wenn man sie mit derjenigen vergleicht, die man in dem andern Leben haben wird. Erinneret euch des gottlosen Reichen. Er wurde verdammet, weil er seinem Einfalle, herrlich und in Freuden zu leben, gefolget war. Denn ich wiederhole es euch, er war kein Dieb, kein Lügner, kein Schwörer, kein Mörder. Jesus Christus wirft ihm keines von diesen Lastern vor, sondern nur bloß daß er sein Geld angewandt habe, seinen Einfällen genugzuthun, so daß ihm nichts übrig blieb, dem armen Lazarus beyzustehen.

Aenne.

Wenn er aber diesem Armen beygestanden hätte, so würde er nicht deswegen seyn verdammet worden, daß er sich lustig gemachet hätte; nicht wahr, Mademoiselle?

Madem. Gut.

Wenn man im Stande seyn will, den Armen beyzustehen, so muß man Geld haben, meine liebe Aenne. Je reicher man ist, desto mehr Einfälle hat man, wie ich euch gesaget habe. Alles Geld nun, was man hat, reichet nicht zu, diesen Einfällen genugzuthun, so daß die Reichen viel ärmer sind, als wir.

Aenne.

Sie irren sich wohl, Mademoiselle. Denken sie doch nur, daß ich auf der ganzen Welt sonst nichts habe, als meine Kleider: und deren habe ich noch dazu auch nicht viel.

Madem. Gut.

Mit zwölf, fünfzehn Thalern könnte ich Aennen vom Kopfe bis auf die Füße kleiden. Aenne ist also nur um fünfzehen Thaler arm. Wenn ich ein Fräulein fragete: Was wünschen sie sich? so würde es mir sagen, seidene Kleider, Ringe, Spitzen; und da würde ich ihm mit vier, fünfhundert Thalern das kaum schaffen können, was es verlangete. Dieses Fräulein ist also viel ärmer, als Aenne; denn es fehlen ihm fünfhundert Thaler, und Aennen nur fünfzehn. Das kömmt nicht daher, daß es alles das wahrhaftig bedarf, was es wünschet; es kann ohne Ringe schon leben: es würde aber elend seyn, wenn es solche wünschete, und sie nicht hätte. Wenn es Geld bekäme, so würde es solche geschwind kaufen, und allen seinen Einfällen eben so ein Genüge thun, so daß es nicht mehr Geld übrig haben würde, als Aenne, und daß es keines hätte, den Armen beyzustehen. Es ist also eine große Versuchung, reich zu seyn, meine lieben Leute; denn es ist sehr schwer, seines Reichthumes nicht zu misbrauchen. Saget mir, Aenne, welches ist am schwersten, im Sommer, wenn das Feld ganz voller schönen Früchte ist, oder im Winter, wenn ganz und gar nichts auf den Bäumen ist, nicht gefräßig zu seyn?

Aenne.

Da, wenn man mitten unter den Früchten ist, und doch nicht so viel davon zu sich nimmt, bis man übersatt ist. Im winter denket man nicht einmal daran, wenn man keine sieht.

Madem. Gut.

Nun wohl, eben so geht es mit dem Reichthume, wenn man solchen hat. Es ist wie mit dem Obste, das rund um uns herum ist, und wovon man nach seinem Belieben so viel essen kann, daß man krank davon wird. Es scheint, diese Frucht bittet einen gefräßig zu seyn; und der Reichthum bittet einen auch, Einfälle zu haben. Jesus saget auch, es sey viel leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher in den Himmel komme. Nun ist ein Kameel ein viel größeres Thier, als ein Pferd.

Marie.

Wenn das ist, Mademoiselle, so wird wohl nicht ein einziger Reicher in Himmel kommen; denn es ist unmöglich, daß ein so starkes Thier durch ein Nadelöhr gehen könne. Man könnte nicht einmal ein Hühnchen durchbringen, wenn es auch noch so klein wäre.

Madem. Gut.

Nein, meine liebe Tochter, es wird nicht ein einziger Reicher in dem Paradiese seyn. Aber nicht alle diejenigen, welche viel Geld und große Ländereyen besitzen, sind solche Reichen, welche nicht in den Himmel kommen können. Es giebt einige, die gar nicht an ihren Gütern kleben, und sie lieber verlieren, als Gott beleidigen wollen. Sie haben nur ein Vergnügen, viele Güter zu besitzen, weil ihnen dieses das Mittel giebt, den Armen beyzustehen, und ihren Freunden ein Vergnügen zu machen. Nun sind diese Reichen da wahrhaftig Arme. Wenn ihr hingegen nur fünf

Gro-

Groschen hättet, und bereit wäret, eine Sünde zu begehen, diese fünf Groschen zu erhalten, oder noch fünf andere zu gewinnen, so würdet ihr Uebels thun. Nun ist es leichter, meine lieben Leute, sein Herz an hundert Luisdor zu hängen, als an fünf Groschen. Ihr müsset also, meine liebe Marie, alle Tage, wenn ihr aufstehet, die Güte Gottes deswegen anbethen, daß sie euch die Gelegenheit benommen hat, viele Sünden zu begehen, da sie euch den Reichthum nimmt, an welchen ihr euch zu hängen keine Erlaubniß haben würdet. Ihr müsset ihn auch von ganzem Herzen um die Gnade bitten, das Wenige, was ihr habet, nicht zu sehr zu lieben, aus Furcht, ihr möchtet ungeachtet eurer Armuth der gottlose Reiche werden.

Marie.

Ich würde es noch hingehen lassen, daß ich arm wäre, Mademoiselle. Aber sehen sie nur, was ich bey meinem Zustande am unerträglichsten finde, das ist, daß ich den ganzen Tag gezwungen bin, den Willen anderer Leute zu thun, ohne daß ich meinen Willen thun kann, daß mir in allem widersprochen wird, daß man oftmals mit Unrechte auf mich schmälet. Ich finde nichts so angenehm, als eine Frau im Hause zu seyn, welche alles das befiehlt, was ihr in den Kopf kömmt, ohne daß sie verbunden ist, Rede und Antwort zu geben, warum sie will, daß das eine rechts, das andere links seyn soll.

Madem. Gut.

Wenn ihr jemals eine Frau werdet, meine

arme Marie, so bin ich versichert, ihr werdet euch in einem größern Zwange befinden, als ihr itzo seyd. Fraget nur eure hochachtungswürdige Frau, die Frau Amtmanninn, deswegen. Muß sie nicht tausenderley Personen unterworfen seyn? Sie befiehlt nur ihren Dienstbothen; und sie ist gezwungen, Leuten zu gehorchen, die lange nicht so vernünftig sind, als sie.

Marie.

Ich gebe das zu, was meine Frau anbetrifft: aber es giebt einige, welche befehlen, ohne daß sie die Mühe haben, zu gehorchen.

Madem. Gut.

Ihr irret euch, meine liebe Marie, jedermann hat seine Vorgesetzten in diesem Leben. Die Könige hängen von den öffentlichen Reden, von den Angelegenheiten ab. Sie sind verbunden, eine große Gesellschaft zu haben, wenn sie gern allein seyn möchten, fleißig zu seyn, wenn sie gern nichts thun möchten; denn sie sind verbunden, ihr Königreich zu regieren; und ein König, der seine Pflicht thun will, ist wie ein wahrer Sklav. Die großen Herren, die Fürsten selbst, hängen von dem Könige, und sehr oft von seinen Staatsministern, zuweilen auch von seinen Lieblingen ab, die sehr übermüthig sind. Oftmals muß eine vornehme Dame, die bis unter das Kinn dick und fett ist, sich ganze Stunden lang in dem Zimmer der Königinn aufgerichtet stehend, bald auf dem einen, bald auf dem andern Fuße, erhalten, wobey ihr immer übel werden möchte

Aenne.

Ey! warum geht denn diese vornehme Dame dahin? Wenn ich an ihrer Stelle wäre, ich würde zu Hause bleiben; hat sie nicht ihr Brod schon vor verdienet?

Madem. Gut.

Die vornehme Frau hat Kinder anzubringen, mein Schatz; sie ist verbunden, einen Aufwand zu machen, und oftmals fehlet es ihr an allem, weil sie einen Mann hat, der das Geld zum Fenster hinauswirft, das ist, der es auf eine thörichte Art durchbringt. Sie muß also nach Hofe gehen, damit sie sich bemühe, das Glück ihrer Kinder zu befördern, und sie eine gute Stelle erhalten zu lassen. Ueber dieses so ist es die Pflicht einer Standesperson, daß sie zuweilen nach Hofe geht, der Königinn ihre Aufwartung zu machen. Nun hat man aber nicht Erlaubniß, sich zu setzen, wofern man nicht wenigstens eine Herzoginn ist.

Aenne.

Auf die Art will ich lieber eine Kuhmagd, als eine vornehme Dame seyn. Wie eine arme kranke Frau muß aufgerichtet da stehen?

Madem. Gut.

Sie muß noch wohl andere Ungemächlichkeiten ausstehen, meine liebe Aenne. Ich erinnere mich, als ich jung war, so sah ich den König um fünf Uhr des Abends um Allerheiligen von der Jagd zurückkommen, auf welcher er seit neun Uhr des Morgens gewesen war. Es regnete ganz klein und dicht, so daß es bis auf die Knochen durchnässete, und es waren drey Prinzessinnen zu

Pferde dabey, die so naß waren, wie eingeweichetes Brod. Alle Herren und Hofbedienten hatten ihren Theil vom Regen bekommen, wie ihr leicht denken könnet, und sie unterstunden sich nicht, ihren Hut aufzusetzen. Glaubet mir, meine lieben Leute, es waren ihrer mehr, als vier, die ihre Größe verfluchten, welche sie nöthigte, den Regen auszustehen, da sie lieber in einem Winkel am Feuer ruhig hätten sitzen wollen. Aber das ist noch nichts. Diejenigen, die am Hofe und in der großen Welt leben, sind verbunden, in einem beständigen Zwange zu leben. Man hat Verdruß, und man möchte vor Begierde zu weinen sterben; aber nein, es kömmt Gesellschaft; man muß seine Thränen verdrücken, und ein fröhliches und ruhiges Gesicht annehmen. In dieser Gesellschaft wird eine Person seyn, die den Herrn und die Frau des Hauses hasset; und ob sie sich gleich gut stellet, so wird sie doch nur ihnen zu schaden suchen. Sie wissen es wohl, und gleichwohl müssen sie ihr ein freundliches Gesicht machen, sie umarmen, ihr ihre Katzenliebkosungen erwiedern, ob man gleich versichert ist, daß sie nur schmeichelt, um zu kratzen und zu beißen. Thun diese Leute ihren Willen, meine gute Marie?

Peter.

Ey der Kuckuck, Mademoiselle, wenn ich an ihrer Stelle wäre, ich würde nicht so viel Geduld haben, und ich würde diesen Verräthern so begegnen, wie sie es verdienen.

Madem. Gut.

Das ist einer von den Vortheilen eures Standes

des, mein Freund; man hat die Freyheit, dasjenige frey zu sagen, was man auf dem Herzen hat; dahingegen die Reichen und Mächtigen Wohlanständigkeiten zu beobachten haben, die eine wahre Sklaverey sind. Ja, meine arme Marie, eure Dienstbarkeit ist nicht so hart, als dieser Leute ihre: aber hier habet ihr noch bessere Ursachen, eure Dienstbarkeit zu lieben. Jesus, euer göttlicher Herr, hat für sich selbst einen Stand der Unterthänigkeit, der Knechtschaft, des Gehorsames erwählet. Das Evangelium saget uns nichts oder fast gar nichts von ihm die dreyßig Jahre über, außer daß er Marien und Josephen unterthänig war, und ihnen gehorchete. Er hat von sich selbst gesaget, er sey nicht in diese Welt gekommen, daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene. Ein anderer Vortheil, den ihr vor eurer Frau habet, ist, daß sie nicht stets versichert seyn kann, sie thue den Willen Gottes, wenn sie euch befiehlt, ihr aber hingegen stets versicheret seyd, daß ihr ihn thut, wenn ihr gehorchet. Ich wiederhole euch also, ihr müsset nicht ein einzigesmal aufstehen, daß ihr nicht Gott danket, daß er euch in einen Sand gesetzet hat, welchen Jesus für sich selbst gewählet hat, und worinnen ihr leicht selig werden könnet.

Marie.

Sie glauben also, Mademoiselle, daß ich Zeit habe, viel zu bethen, wenn ich aufstehe? Ach wahrhaftig nein! man ruft mich auf der einen Seite; man schreyt nach mir auf der andern. Ich muß meinen Topf an das Feuer setzen, zu Markte

te laufen, kaum habe ich Zeit niederzuknien, ein Vater unser und Ave Maria zu bethen.

Madem. Gut.

Ich sage euch nicht, daß ihr lange auf den Knien liegen, oder eure Arbeit verzögern sollet, dasjenige zu thun, was ich euch sage. Ihr denket an etwas, wenn ihr euch anzieht, nicht wahr? Könnet ihr nicht an das denken, was ich euch sage?

Marie.

Ja, Mademoiselle: aber denken ist ja nicht bethen. Wenn man mit Gott reden will, dünket mich, so muß man knien.

Madem Gut.

Ich weis selbst, daß es Leute giebt, welche den ganzen Tag bethen, ohne ein einzigesmal niederzuknien, außer bey dem Morgen- und Abendgebethe. Höret mich wohl an, meine lieben Leute: niederknien, den Rosenkranz bethen, in seinem Gebethbuche lesen, und an tausenderley andere Dinge dabey denken, das heißt nicht bethen, wenn es freywillig geschieht. An Gott denken bey der Arbeit, ihm seine Verrichtungen darbringen, und aufopfern, sich befleißigen, sie aus Liebe zu ihm recht zu vollbringen, ihm oftmals zu wiederholen: Mein Gott, du bist mein gütiger Herr, ich arbeite für dich; sehet, das ist ein wahres und vortreffliches Gebeth; und nichts verhindert, daß man solches nicht oft in einem Tage thue.

Liese.

Wie ich höre, Mademoiselle, so habe ich nicht

ein

ein einzigesmal in meinem Leben gebethet. Ich bethe doch oft den Rosenkranz: es geschieht aber, ohne daranzudenken. Ich weis, daß es Leute giebt, die lange in der Kirche beharren, und ich denke bey mir selbst: was können sie aber wohl dem lieben Gott sagen? Wenn ich für mein Theil es eben so machen wollte, wie sie, so könnte ich es nicht thun; ich weis kein Gebeth auswendig. Wird mich Gott deswegen verdammen? Es ist ein Mangel am Verstande.

Madem. Gut.

Sage sie mir, meine liebe Liese, wenn sie um Almosen bittet, was saget sie?

Liese.

Alles, was mir in den Sinn kömmt; ich sage zu den Leuten, ich sey ein armes sehr betrübtes Weib, des weder Anverwandten noch Freunde hat; ich lebe nur von Wasser und Brode, und habe auch das oftmals nicht genug, mich zu sättigen; ich liege, wie ein armer Hund, auf dem Strohe, ohne Decke den Winter über; ich zeige ihnen meine armseligen ganz zerrissenen Lumpen; mit einem Worte, ich thue alles, was ich nur kann, sie zum Mitleiden zu bewegen: indessen weist man mich doch oft ab, anstatt daß man mir beystehen sollte. Alsdann weine ich; ich ärgere mich; ich verfluche die Reichen, die ein so hartes Herz haben, und darauf zwingt mich der Hunger, hinzugehen, und andere Personen zu plagen, bis man mir etwas giebt. O das ist sehr hart!

Madem. Gut.

Ich gestehe es mit ihr, das ist sehr hart. Sage

ge sie mir aber, wer hat sie alles das gelehrt, was sie zu den reichen Leuten saget, um sie zu vermögen, daß sie ihr etwas geben?

Liese.

Brauchet man das noch erst zu lernen, Mademoiselle? Man empfindet den Hunger, den Durst, die Kälte; man saget es den Reichen; das thut es ganz allein.

Madem. Gut.

Sie hat recht, meine liebe Freundinn. Wenn der Hunger und Kummer dringen, so hat man nicht nöthig, um Beystand bitten zu lernen. Aber ach! wie sie sehr wohl saget, die Reichen sind unbarmherzig, und man hat viele Mühe, ihnen einigen Beystand zu entreißen. Warum saget sie nicht dem lieben Gott, was sie diesen Leuten saget? Sie würde ein vortreffliches Gebeth verrichtet haben, und nicht abgewiesen werden.

Liese.

Wozu würde es mir dienen, wenn ich mein Elend dem lieben Gott klagete? Würde er selbst kommen, und mir Brod geben?

Madem. Gut.

Er würde es den Reichen eingeben, daß sie ihr beystünden, meine liebe Freundinn. Aber das ist noch nicht das wichtigste. Höre sie mich recht an, meine gute Liese. Ihre Seele ist noch viel ärmer, als sie, meine liebe Mutter; und man müßte erst darauf denken, dieser Armuth zu Statten zu kommen, ehe man auf die andere dächte. Sie saget, sie habe keinen Verstand zu bethen; und warum ruft sie nicht zum lieben Gott: Herr, ich

ich bin ein armes sehr betrübtes Weib; ich habe keine Geduld in meinem Unglücke; ich verfluche meine Armuth, die ich doch lieben sollte, weil sie dir gefällt, und mich in den Himmel führen könnte: meine arme Seele ist blinder, als mein Leib; sie hat mehr Hunger, mehr Elend, als er; sie ist viel nackender, viel kränker. Habe die Güte, und sieh sie an; sie wird dich erbarmen; o mein Gott, du wirst ihr ein Almosen geben. Gieb es mir, um der Liebe Jesu Christi willen; gieb mir deine Gnade, deine Liebe; gieb mir die Geduld, gieb mir den Schmerz, daß ich dich beleidiget habe. — Was ich zu Liesen sage, meine lieben Leute, das sage ich zu euch allen; unsere Seele ist noch viel ärmer, als sie. Es ist nicht schwer, dem lieben Gott all unser Elend zu sagen, und ihn um Beystand zu bitten.

Marie.

Ich versichere sie, Mademoiselle, ich habe den lieben Gott vielmals gebethen, er wolle mir doch Geduld geben, und er hat sie mir nicht ertheilet.

Madem. Gut.

Der liebe Gott will oft gebethen seyn, meine liebe Marie. Liese hat euch den Augenblick gesaget, das Bedürfniß zu essen zwänge sie, die Reichen anzulaufen, ob sie solche gleich hundertmal bitten müßte, ehe sie etwas erhielte. Eben so muß man es auch mit dem lieben Gott machen. Er sieht gern, daß man seine Zuflucht zu ihm nimmt, da solches den Reichen hingegen beschwerlich fällt. Ihr saget, der liebe Gott ertheile euch das nicht, warum ihr ihn bittet, meine liebe Marie.

Glau-

Glaubet, er bewilliget uns stets etwas: aber er will uns, so zu sagen, zwingen, unser Gebeth zu verdoppeln; gewiß, er wünschet mehr, uns mit seiner Gnade zu überhäufen, als wir wünschen, sie zu erhalten.

Liese.

Ich habe viel Mühe, das zu glauben, Mademoiselle. Ich habe ihn hundertmal gebethen, er möchte doch den Reichen eingeben, mir Allmosen mitzutheilen; und ich bitte ihn aufrichtig darum, das versichere ich sie. Ich habe es nur heute noch gethan: er hat mich aber nicht erhöret. Ich habe nicht ein Vierthel Pfund Brod zu meiner Mittagesmahlzeit gehabt, und vielleicht werde ich mich auch niederlegen müssen, ohne zu Abende zu essen; denn den ganzen Tag habe ich nicht einen Pfenning bekommen.

Madem. Gut.

Höre sie nur, meine liebe Liese, Christus hat uns gesaget, wir sollten am ersten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit trachten, und alsdann würde uns das andere alles zufallen. Das heißt, man muß anfänglich die Mittel suchen, den Himmel zu gewinnen, seine Liebe, seine Gnade zu erhalten; und er hat versprochen, die Bedürfnisse des Leibes denjenigen zu ertheilen, welche nichts verabsäumen würden, die Bedürfnisse der Seele zu erhalten. Die arme Liese hat sich bis auf diesen Tag um die Armuth ihrer Seele nicht bekümmert; sie hat nicht nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit getrachtet. Dieß hat gemacht, daß Gott nicht das Gebeth erhöret

höret hat, welches sie an ihn gethan, die Bedürfnisse ihres Leibes zu erhalten. Indessen hat der liebe Gott sie doch, ungeachtet dieser Nachläßigkeit, nicht verlassen. Er hat eine Person von meiner Bekanntschaft erwecket, ihr alle Wochen ein Brod nebst einer Decke und einem Kleide auf diesen Winter zu geben.

Frau Pernotinn.

Und ich will der armen Liese alle Sonntage zu essen geben, mit der Bedingung, daß sie alles das thue, was sie ihr sagen werden, Mademoiselle.

Liese.

Der liebe Gott segne doch diese Person, die Frau Pernotinn und sie, Mademoiselle! Ich will alles thun, was sie mir sagen werden; ich will das Gebeth oft wiederholen, das sie mir gesaget haben, ich verspreche es ihnen. Mein Gott, wie haben sie doch alle, so viel ihrer da sind, so viele Güte, an eine arme elende Person, wie ich bin, zu denken.

Madem. Gut.

Weder der Frau Pernotinn, noch meiner mildthätigen Bekannten hat sie so viel Verbindlichkeit, meine arme Liese, sondern dem lieben Gott, der ihnen den Gedanken eingegeben hat, ihr beyzuspringen; und weis sie wohl, warum, meine arme Liese? — Weil sie angefangen hat, nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit zu trachten. Sie hat nichts zu ihrem Abendbrode; indessen hat sie doch lieber hieherkommen, und die Mittel, dem lieben Gott zu dienen, erlernen, als sich von dem Bedürfnisse, das sie hatte, ein

Stück Brod zu suchen, davon abhalten lassen wollen. Gott hat ihr diesen guten Gedanken zugeschicket; und weil sie ihm gehorchet hat, so hat er auch andern den Gedanken beygebracht, ihr zu essen zu geben. Sie muß also Gott für das danken, was man ihr giebt; sie muß ihn auch für diejenigen bitten, die es ihr geben, und den Herrn bitten, daß er selbst ihr Lohn sey; er wird sie gewiß erhören; denn er hat versprochen, er wollte das, was man den Armen gäbe, so annehmen, als wenn man es ihm selbst gäbe.

Aenne.

Es fällt mir ein Gedanken ein, Mademoiselle, nämlich das Gott die Armen sehr lieb hat, weil er denjenigen das Himmelreich giebt, die ihnen beystehen, und den gottlosen Reichen in die Hölle stößt, bloß darum, weil er dem armen Lazarus nicht beygestanden hat. Hören sie, ich fange an, zu begreifen, daß die Armen die Lieblinge des lieben Gottes sind. Itzo bitte ich sie, uns zu erklären, was es heiße, sein Herz zu Gott erheben.

Madem Gut.

Es heißt, alles das thun, was ich gesaget habe, meine liebe Aenne. Zum Beyspiele, Marie kann, wenn sie sich anzieht, sagen: Mein Gott ich danke dir, daß du mich zu einer Magd gemacht hast; ich will es gern seyn, weil es dein heiliger Willen ist; ich glaube, es gereichet zu meinem Besten. Wenn Marie dieses Gebeth thut, so wird sie ihr Herz zu Gott erheben; sie wird das erste Geboth halten, indem sie ihren

Schöp-

Schöpfer liebet, seinen heiligen Willen anbethet, sich demselben mit gutem Herzen unterwirft. Das erste, was sie thut, wenn sie aufsteht, ist, daß sie nach ihrem Feuer läuft: wenn es ausgegangen ist, so schlägt sie es mit dem Feuerstahle wiederum an: wenn es sich unter der Asche erhalten hat, so bläst sie es wieder auf.

Marie.

Und sie wird über den verwünscheten Feuerstahl stets ungeduldig, den sie im Winter wohl eine Stunde lang schlagen muß. Den Abend will ein jeder sein Bette gewärmet haben; das zernichtet mein Feuer dergestalt, daß mir nicht ein Fünkchen übrig bleibt. Dieß machet, daß ich seit einiger Zeit den Vortheil ergriffen habe, alle Abende ein grimmiges Feuer zu machen; ich verbrenne alsdann so viel Holz, als am ganzen Tage.

Madem. Gut.

Was für Schätze für die andere Welt verlieret ihr doch durch eure Ungeduld, meine arme Marie! Wenn ihr findet, daß sich das Feuer unter der Asche erhalten hat, so müsset ihr bey euch selbst sagen: Mein Gott, erhalte in meiner Seele das Feuer deiner göttlichen Liebe. Dieses Gebeth müsset ihr auch des Abends thun, wenn ihr es zudecket. Wenn das Feuer ausgegangen ist, so müsset ihr denken: Ach! das begegnet mir alle Tage; du giebst mir die Gnade, deine Liebe in meinem Herzen zu erhalteu, und ich lasse sie ausgehen. Erlaube doch nicht, o mein Gott, daß die Sünde diese göttliche Liebe in meinem Herzen auslösche. Wenn die gute Marie mit vieler Mühe

he

he das Feuer anschlägt, so muß sie sagen: Wenn mein Feuer ausgelöschet ist, so muß man lange wieder schlagen, ehe nur ein Fünkchen kömmt. Ach! mein Gott, wenn ich deine Liebe durch Begehung der Sünde auslösche, so muß ich sie durch die Buße wieder anzünden; und gleichwohl will ich nichts leiden. Mein Gott, gieb mir den Muth, meine Fehler wieder gutzumachen; ich opfere dir die kleine Mühe auf, die ich itzt habe.

Marie.

Ich denke, das würde die Ehrerbiethung gegen den lieben Gott aus den Augen setzen heißen, wenn man ihm solche Kleinigkeiten aufopfern wollte. Was ist ihm daran gelegen?

Madem. Gut.

Gar nichts: eure Ungeduld aber beleidigtt ihn, und er hat ein Vergnügen an euern Bemühungen, sie zu verbessern. Wir sehen es gern, wenn uns jemand Dienste zu leisten suchet, weil das ein Beweis ist, daß man uns liebe. Wenn es auch nur Kleinigkeiten seyn sollten, so sind wir ihm doch dafür verbunden, und wissen ihm Dank dafür. Eben so ist es mit dem lieben Gott. Er nimmt die kleinsten Dienste an, wenn wir sie thun, ihm zu gefallen. Saget mir aber, Marie, wenn ihr eure eigene Wirthschaft führetet, und ihr müßtet das Geld aus eurer Tasche nehmen, das Holz zu bezahlen; würdet ihr ein so großes Feuer machen; oder würdet ihr nicht lieber Feuer anschlagen?

Marie.

Ich würde ohne Zweifel das Holz sparen; denn ich würde nicht die Mittel haben, eine so große Menge zu kaufen: ich würde aber bedacht seyn, das Feuer nicht alle Abende so zu zerstören, als sie insgesammt thun; ich murre sehr darüber.

Madem. Gut.

Gleich als ob euer Murren euer Feuer wieder anzündete. Gestehet nur, meine gute Marie, daß es eine Thorheit sey, verdrüßlich zu werden, wenn dadurch nichts gut gemacht wird. Erkennet auch, daß die vornehmste Eigenschaft einer guten Magd sey, sich in den Kopf zu setzen, die Wirthschaft ihres Herrn sey ihre eigene, und niemals in dem Hause eines andern das zu thun, was sie nicht wollte, daß man es in ihrem thäte. Ich bin versichert, Marie, wenn ihr eine Hausfrau wäret, ihr würdet sehr verdrüßlich seyn, wenn ihr eine Magd hättet, die so viel Holz verbrennete, damit sie sich die Mühe ersparete, Feuer anzuschlagen. Nun muß man niemals vergessen, daß man andern das nicht thue, was man nicht gern wollte, daß sie es uns thun.

Marie.

Vielleicht würde ich auch, wenn ich so reich wäre, als meine Herrschaft, nicht so genau darauf sehen. Wahrhaftig, es geschieht noch wohl mancher anderer unnützer Aufwand, und es gehen viele Dinge in dem Hause meiner Herrschaft verloren, die ich in meinem nicht würde verloren gehen lassen.

Madem. Gut.

Ihr werdet euch sehr wundern, und recht erschrecken, meine gute Marie: aber ich muß euch die Wahrheit sagen. So bald ihr in eures Herrn Hause etwas verloren gehen, zerbrechen und verderben lasset, was ihr hättet erhalten können, so seyd ihr verbunden, ihm das Geld dafür wiederzugeben, was es ihm gekostet hat. Bemerket, daß ich voraussetze, es gehe durch eure Schuld verloren, oder werde verderbet.

Marie.

Sie hatten wohl Ursache zu sagen, Mademoiselle, ich würde erschrecken. Mein ganzer Lohn würde nicht hinlänglich dazu seyn. Da sind Lichtstücker, die man herumschleppen läßt, so lange bis sie verderbt sind; alsdann wirft man sie ins Feuer; das machet, daß es besser brennet, und ersparet die Mühe, es anzublasen. Da sind Speisen, welche verberben, weil man sie in einem Schranke vergessen hat; da wird ein Glas, eine Schüssel zerbrochen, weil man sie nicht wieder an ihren Ort gestellet hat. Da wird ein Vorhang zerrissen, weil man ihn mit den Händen aufzieht; das ist eher geschehen, als wenn man erst an der Schnure zieht; da wird eine Serviette verbrannt, oder eingeschwärzet, daß sie nicht wieder kann weiß gemachet werden, ohne sie zu zerstücken, und das bloß aus Faulheit, einen Strohwisch anzugreifen; da wird eine Lampe umgestoßen; und wer weis was noch mehr? Es sind tausenderley Kleinigkeiten, die für reiche Leute nichts sind, und die eine arme Magd, wie ich

bin

bin, zu Grunde richten würden, wenn sie solche bezahlen müßte.

Madem. Gut.

Ihr wolltet doch wohl nicht gern, meine arme Marie, daß ich euch in einer Sache, worauf eure Seligkeit ankömmt, die Wahrheit verhehle. Dieß zwingt mich, daß ich mich harter Worte bedienen muß, welche ich euch bitte, mir zu verzeihen. Ihr habet eurem Herrn alles das gestohlen, was ihr habet verderben lassen. Es ist eine Kleinigkeit für ihn, saget ihr: allein, diese Kleinigkeit würde einen oder mehr Arme getröstet haben. Wenn alle Dienstbothen in einem Hause bey ihren Verrichtungen so viel thun: so sehet ihr wohl ein, daß diese Kleinigkeiten am Ende eines Jahres eine beträchtliche Summe ausmachen werden. Ich wiederhole es, ihr seyd dem Gewissen nach verbunden, es zu ersetzen.

Marie.

Sie bringen mich in Verzweiflung, Mademoiselle. Ich habe nicht die Mittel, solches zu ersetzen; und hernach müßte man einen eisernen Kopf haben, wenn man an alles denken wollte; man möchte närrisch darüber werden. Gehen sie, ich verdiene das schon, was man mir giebt. Das Dienen ist undankbar, ob ich gleich eine sehr billige Herrschaft habe.

Madem. Gut.

Ich will euch so wenig betriegen, als in Verzweifelung bringen, meine liebe Marie. Ihr seyd nicht verbunden, mehr zu thun, als ihr thun könnet. Wenn man mit vielen einzelnen Din-

gen zu thun hat, so weis man wohl, daß einem vieles entwischet, so ungern man auch will. Für diese Dinge nun dürftet ihr nicht stehen, wenn ihr alles gethan habet, was auf euch ankam, dafür Sorge zu tragen. Ich rede nur von den freywilligen Nachläßigkeiten; von denjenigen, welche die Trägheit zur Ursache haben. Ihr sehet wohl ein, daß diese strafbar machen.

Marie.

Wie kann man aber dasjenige, was freywillig ist, von demjenigen unterscheiden, was es nicht ist? Denken sie nur, daß ich ein armes sehr unwissendes Mägdchen bin.

Madem. Gut.

Ihr habet ein eben so gelehrtes Gewissen, als der größten Doctoren ihres. Das wird euch erinnern; und außer dem Beystande dieses Gewissens will ich euch ein vortreffliches Mittel geben, euch selbst zu beurtheilen, ohne Furcht euch zu betriegen. Gesetzt, daß eure Herrschaft zu euch sagete: Marie: wir wissen, daß bis jetzo viele Kleinigkeiten in dem Hause verloren gegangen sind; nun wohl, schonet alle diese Kleinigkeiten, und wir wollen sie euch nach dem Ende des Jahres bezahlen; das soll euren Lohn erhöhen. Saget mir aufrichtig, meine liebe Marie, würde euch dieses Versprechen einen bessern Kopf geben, als ihr itzt habet?

Marie.

Damit ich nicht lüge, Mademoiseille, das würde mich ein wenig aufmerksamer machen, als ich bin. Eine arme Magd hat sehr nöthig, sich ei-

nige Groschen zu sammlen, so lange sie noch jung ist; denn wenn sie alt wird, und nicht mehr dienen kann, so hat sie keine andere Herberge zu Hoffen, als das Spittel. Sie sehen gar wohl ein, daß die Furcht, dereinst dahinzugehen, einem etwas Verstand giebt.

Madem. Gut.

Ihr habet euch verurtheilet, meine liebe Marie. Was die Furcht anbetrifft, ihr möchtet euch dahin gebracht sehen, in dem Spittel zu sterben, so setzet ein wenig mehr Vertrauen auf eure Herrschaft, und ihr werdet sehen, daß sie bis an euer Ende Sorge für euch tragen wird.

Marie.

Ich bin fest überzeuget, es werden mich der Herr und die Frau nicht verstoßen, so lange sie leben werden: sie können aber sterben, Mademoiselle.

Madem. Gut.

Ich will nicht von dem Herrn Amtmanne und seiner Gemahlinn reden, meine liebe Marie. Sie können sterben, wie ihr sehr wohl saget. Ihr würdet sehr hintergangen werden, wenn ihr fortfahren wolltet, ihnen zu dienen. Wie! ihr wolltet den Leib und die Seele um zwanzig Thaler willen tödten, die sie euch jährlich geben? Das würde nicht der Mühe werth seyn. Haben wir nicht ausgemacht, ihr solltet euch bey dem lieben Gott vermiethen; er sollte euer Herr seyn? Der stirbt nicht, mein Kind. Ihn müsset ihr in der Person eurer Herrschaft ansehen; er muß euch belohnen. Wenn ihr euch das recht in den Kopf

setzet, so werdet ihr nicht mehr an den Lohn denken, der in der That wenig ist: und wenn ihr daran denket, daß euch Gott den Himmel für den Dienst bestimmet, den ihr ihm erwiesen habet, so werdet ihr finden, daß für eine solche Belohnung alles, was ihr thun könnet, weniger als nichts ist.

Marie.

Ich gebe das zu, Mademoiselle; das ist vortrefflich für das andere Leben: in dem gegenwärtigen aber wird mich das nicht verhindern, in dem Spittel zu sterben.

Madem. Gut.

Ey! was liegt doch daran, an welchem Orte wir sterben, meine liebe Marie, wenn wir nur von unserm Todbette in den Himmel kommen. Wollte Gott, ich stürbe auf der Landstraße, auf einem Misthaufen, auf einer Schütte Stroh, wenn ich nur selig würde. Wolltet ihr lieber in einem Pallaste sterben, und in die Hölle kommen? Denket oft daran, meine lieben Leute. Das Leben ist sehr kurz; wenn man auch hundert Jahre leben sollte, so ist wenig daran gelegen, wie wir dieses Leben zubringen. Diejenigen, welche seidene Kleider, goldene und silberne Zeuge getragen haben, werden nichts, als ein Tuch, mitnehmen, ihre Leiche zu bedecken. Ihr werdet in diesem Augenblicke eben so reich seyn, als sie, wenn ihr auch das Almosen gebettelt hättet.

Marie.

Nun, es ist ausgemacht, Mademoiselle, ich will nicht mehr, weder an meine Beschwerlichkeit noch

an

an meine Armuth, noch an die Gefahr denken, worinnen ich bin, in dem Spittel zu sterben, wenn ich alt seyn werde. Bey allem dem, so haben sie Recht; das Leben ist sehr kurz, und ich bin recht dumm, daß ich mich so sehr darum bekümmere, wie ich es zubringen und endigen werde. Fahren sie fort, wenn es ihnen beliebet, mich dasjenige zu lehren, was ich thun muß, damit ich am Ende den Himmel finde. Ich werde Zeit genug haben, auszuruhen, und glücklich zu seyn, wenn ich da seyn werde.

Madem. Gut.

Ja meine liebe Marie, die ewige Seligkeit wird uns alle Müheseligkeit reichlich vergüten, welche wir in dieser Welt gehabt haben. Damit ihr dahin gelangen möget, so werdet ihr anfangen müssen, wie ich schon gesaget habe, Gott zu eurem Herrn anzunehmen, und ihr werdet alle Morgen zu ihm sagen müssen: Mein Gott, mein Herr, für dich will ich heute alle meine Verrichtungen thun. Dieses Gebeth müsset ihr den Tag oft wiederholen.

Marie.

Aber Mademoiselle, wenn ich mich aufhalte, so oft zu bethen, so wird meine Arbeit darunter leiden; ich werde nicht alles thun können.

Madem. Gut.

Ihr vergesset stets, daß ich euch gesaget habe, es sey nicht nöthig, daß ihr eure Arbeit verlasset, wenn ihr euer Herz zu Gott erhebet. Seit dem wir hier sind, habe ich dem lieben Gott dasjeni-

ge,

ge, was wir thun, schon vielmal dargebracht. Habet ihr es wahrgenommen?

Marie.

Nein, Mademoiselle: aber das begriefe ich doch gar nicht, daß man bethen könne, ohne die Hände zu falten, und die Lippen zu bewegen.

Madem. Gut.

Ich bin überzeuget, es ist euch vielmals begegnet, daß ihr Lust gehabt habet, etwas zu essen, was euch leckerhaft vorgekommen; oder daß ihr verlanget habet, ein solches Kleid, eine solche Schürze, eine solche Haube zu haben; habet ihr da nöthig gehabt, die Lippen zu bewegen, dergleichen zu verlangen?

Marie.

Wahrhaftig nein, Mademoiselle; dieses Verlangen war in meinem Geiste, das gieng in mir vor; das ist von dem Bethen ganz unterschieden.

Madem. Gut.

Ganz und gar nicht, meine liebe Marie. Wenn euch unterdessen, daß ihr eure Arbeit verrichtet, in die Gedanken kömmt: Mein Gott, ich wollte diese Arbeit gern aus Liebe zu dir verrichten: so ist dieser Gedanken ein sehr gutes Gebeth. Sehet ihr wohl, meine lieben Leute, ich werde dieß so lange wiederholen, bis ihr mich recht verstehet. Ihr habet nicht die Zeit, immer in die Kirche zu gehen, lange Gebethe herzusagen; ihr könnet diese langen Gebethe auch nicht einmal machen; und weil ihr nicht lesen könnet, so könnet ihr euch auch derjenigen nicht bedienen, welche in den Büchern stehen. Ihr habet aber

ein

ein Herz; und dieses Herz kann zwanzigmal, hundertmal, tausendmal, des Tages, alle Augenblicke wünschen, den lieben Gott zu lieben. Sagen sie mir, Frau Pernotinn, ist es nicht wahr, sie denken an tausenderley Dinge in einem Tage, und unter diesen Dingen giebt es viele, die sie wünschen?

Frau Pernotinn.

Ach wahrhaftig, Mademoiselle, es kommen mir in einer einzigen Viertelstunde tausenderley Dinge in den Kopf. Ich weis nicht, wie alles das darinnen haften kann.

Madem. Gut.

Nun wohl, man muß sich gewöhnen, an die Stelle aller dieser Gedanken andere zu setzen. Man wünsche, in den Himmel zu kommen, sich von seinen Fehlern zu bessern, Gott zu dienen, seine Arbeiten für ihn zu verrichten, und man wird da beständig bethen; denn wünschen ist ein Gebeth. Wenn Marie von ihrer Frau Befehl holen will, auf den Markt zu gehen: so kann sie denken: Meine Frau ist mir an Gottes Statt; ich will von ihm Befehl holen. Alsdann wird Marie eine Andacht gehabt, alsdann wird sie Gott angebethet haben; sie wird das erste Geboth Gottes halten. Wenn sie dasjenige behandeln wird, was sie kaufen will, so kann sie in Gedanken haben: Mein Gott, ich will das Beste meiner Herrschaft besorgen, damit ich meine Pflicht thue. Wenn sie die Augen auf alle die Lebensmittel werfen wird, die auf dem Markte sind, so kann sie denken, Gott sey ein prächtiger Herr, ein

zärtlicher Vater; er sey der Urheber aller Güter, und er habe sie für uns erschaffen; ich lobe und preise ihn, und danke ihm dafür. Wenn sie bey einer Kirche vorbeygehet, kann sie in der Stille sagen, oder denken: Ich bethe dich an, o mein Jesu, der du da aus Liebe zu uns gegenwärtig bist. Oder: Göttlicher Erlöser, bethe deinen himmlischen Vater für mich an, danke ihm für mich, liebe ihn für mich. Wenn sie den Tisch decken, oder ihr Essen anrichten wird, so kann sie denken: Wann werde ich doch in dem Himmel, von den Sorgen der irrdischen Dingen befreyet, und nur allein mit der Sorgfalt, dich zu lieben, beschäfftiget seyn? Wenn es ihr im Sommer bey dem Feuer sehr heiß werden wird, so kann sie denken: Diese Hitze läßt mich viel ausstehen; ich kann sie kaum tragen; wie würde ich denn das Fegfeuer, oder gar das höllische ertragen? Ach! ich würde wirklich hinein kommen, wenn sich Gott nicht meiner erbarmete. Ich danke dir, o mein Gott, daß du mich auf der Erde gelassen hast, damit du mir Zeit gebest, Buße zu thun. Ich bringe dir das Blut und die Verdienste Jesu Christi dar, damit sie die Unvollkommenheit meiner Buße und meines Schmerzens ergänzen.

Marie.

In kurzer Zeit, Mademoiselle, werde ich mich gewöhnen können, diese Dinge zu thun, die nicht sehr schwer sind: wie wollen sie aber, daß man bethen soll, wenn man im Zorne, oder übel aufgeräumet ist? Das Essen brennet an, eine Brühe geräth nicht, aller meiner Vorsichtigkeit

keit ungeachtet; eine verwünschete Katze nimmt einen Vogel fast aus der Hand: alsdann stampfe ich mit dem Fuße; ich sage: der Teufel hole doch die Brühe oder die Katze. Zuweilen werfe ich die Pfanne, oder was ich in der Hand habe, mitten in die Küche, ohne daranzudenken, daß ich es wieder aufnehmen muß; und da bin ich denn den ganzen Tag übel aufgeräumet.

Madem Gut.

Und das einzige Hülfsmittel wider diesen Zorn, wider dieses übel aufgeräumete Wesen ist die Gewohnheit, sein Herz zu Gott zu erheben. Wenn Marie diese glückliche Gewohnheit wird angenommen haben, so wird sie bey diesen Gelegenheiten sagen: Mein Gott ich danke dir wegen dieses Mittels, das du mir schickest, Buße zu thun. Ich unterwerfe mich, ausgescholten zu werden, ob es gleich nicht meine Schuld ist. Man wird sagen, ich sey ein dummes Thier, ein unbesonnenes Mensch: ich will aber, anstatt daß ich eine übele Entschuldigung suchen, oder zur Unzeit antworten sollte, lieber stillschweigen, oder auch versprechen, ich wolle nichts sparen, es ein andersmal besser zu machen. O mein Jesu, du hast das Stillschweigen beobachtet, als man dich fälschlich anklagete, lehre mich doch auch, bey diesen Gelegenheiten stillschweigen; ich vereinige die Mühe, die mir das machen wird, mit deinem Stillschweigen; gieb mir die Kraft, zu schweigen.

Marie.

Ich gestehe es, Mademoiselle, es würde leichter seyn, zu schweigen, als zu streiten: ich kann

es

es aber nicht ertragen, wenn man mir saget, ich habe Unrecht, wenn ich es nicht habe. Ich kann es auch nicht einmal einräumen, wenn ich gleich Schuld daran bin. Hören sie nur, daß ich Unrecht habe, ist ein Wort, welches nicht aus meinem Munde gehen kann.

Madem. Gut.

Das heißt, meine liebe Marie, ihr habet viel Stolz. Ihr habet ihn gleichwohl nicht ganz; ich habe auch mein gutes Antheil davon. Ich versichere euch indessen doch, wenn ich untersuche, was ich bey einem Wortwechsel, vornehmlich mit Leuten, die über mir sind, leide, so finde ich, daß ich weniger Beschwerde habe, wenn ich das schwere Wort sage, ich habe Unrecht; und zuweilen sage ich es aus Trägheit, ob ich es gleich eben so wenig liebe, als ihr. Erwäget über dieses, meine liebe Marie, die große Anzahl Fehler, welche dieser Stolz begehen läßt. Man lügt oftmals, damit man sich entschuldige; man läßt es an der Ehrerbiethung gegen diejenigen ermangeln, die uns an Gottes Statt sind; man verliert die Freundschaft, die Hochachtung seiner Herrschaft; man giebt den andern Dienstbothen ein böses Beyspiel; kurz, man setzet sich der Gefahr aus, sich seinen Abschied geben zu lassen, oder ihn selbst in einem übel aufgeräumten Augenblicke zu fordern.

Marie.

Was das betrifft, Mademoiselle, so fehlet es nicht an Diensten, Gott sey Dank. Wenn man dienen kann, und treu ist, so bleibt man nicht auf der Straße liegen.

Ma-

Madem. Gut.

Ich bin gezwungen, der armen Marie Schimpfreden zu sagen, weil ich sie liebe. Der Stolz hat euch diese Antwort in den Mund geleget, und ich bin versichert, ihr habet sie oftmals eurer Herrschaft gegeben. Das ist ein gemeiner Fehler bey den Dienstbothen. Es scheint, daß die Herrschaft ihnen dafür noch etwas schuldig sey, wenn sie treu sind, und sie reiben ihr das bey allen Gelegenheiten unter die Nase. Wenn ihr eine Diebinn wäret, meine liebe Marie, so würde man euch hinrichten: wenn ihr treu seyd, so thut ihr nur eure Schuldigkeit. Ihr saget, ein guter Dienstbothe finde allzeit einen Herrn; glaubet ihr, daß es einer guten Herrschaft an Dienstbothen fehlet?

Marie.

Wissen sie wohl, Mademoiselle, daß ich große Lust habe auf sie böse zu werden; ich denke aber, es geschieht aus Freundschaft gegen mich, was sie da sagen.

Madem. Gut.

Ich will euch noch wohl etwas anders sagen, meine liebe Marie; ich werde alles thun, was auf mich ankommen wird, euch dadurch zu einem vollkommenen Mägdchen zu machen, wenn ich euch alle eure Fehler benehme. Ich habe derer mehr, als ihr, meine liebe Marie, und ich wollte wünschen, daß einer die christliche Liebe hätte, und sie mir sagete. Das würde der größte Dienst seyn, den man mir erweisen könnte. Uebrigens be-

betrieget ihr euch nicht, wenn ihr denket, daß ich aus Freundschaft mit euch rede.

Aenne.

Ich hatte vor einiger Zeit einen Streit mit unserm Herrn; und ich sagete ihm alles das, was sie da gesaget haben. Hat er es ihnen etwan wieder gesaget, Mademoiselle?

Madem. Gut.

Nein, ich versichere es euch, Aenne. Man weis aber wohl, wie das geht. Ihr müsset euch davon bessern, mein Kind. Nichts machet einer Magd mehr Ehre, als wenn sie lange in einem Dienste bliebt. Hingegen achtet man diejenigen nicht, die stets einen Fuß aufgehoben haben, so zu sagen, aus den Diensten zu gehen; und die wegen eines Ja oder eines Nein gleich die Herrschaft ändern. Das zeiget, daß sie keine Zuneigung zu denjenigen haben, denen sie dienen, und das hat man nicht gerne. Eine gute Magd muß ihre Herrrschaften lieben, und in Ehren halten; sie muß ihr Haus, ihr Bestes, als ihr eigenes ansehen, und sie wird solches leicht thun, wenn sie denket, daß solche an Gottes Statt sind.

Ich werde Gelegenheit finden, meine lieben Leute, euch in der Folge unserer Unterredungen zu lehren, wie ein jeder in seinem Stande das Gesetz Gottes erfüllen, und ihn in allen seinen Handlungen anbethen kann. Das ist aber noch nicht alles, was er uns in seinem ersten Gebothe befiehlt. Es ist noch etwas anders darinnen; erinnert ihr euch dessen, Aenne?

Aen-

Aenne.

Mich dünket, sie haben uns gesaget, er beföhle uns auch, ihn mehr, als alles, zu lieben.

Madem. Gut.

Das ist sehr gut geantwortet. Aenne ist ein gutes Mägdchen, welches etwas merket. Das erste Geboth befiehlt uns, wir sollen Gott anbethen, weil er groß und mächtig ist. Es befiehlt uns auch, wir sollen ihn lieben, weil er gut ist, weil er liebenswürdig ist, weil er uns alle Tage unsers Lebens Gutes thut, und weil er uns noch größere Güter nach unserm Tode zubereitet. Wie muß man aber Gott lieben? Von ganzem Herzen, von ganzer Seele, und nach allen unsern Kräften, über alles, kurz, mehr, als uns selbst; so, daß wir vielmehr bereit seyn müssen, zu sterben, als ihn zu beleidigen. Liebet ihr Gott wohl so, mein guter Peter?

Peter.

Ich will ihnen aufrichtig die Wahrheit sagen, Mademoiselle, ich habe es niemals untersuchet, ob ich Gott liebete, oder ob ich ihn nicht liebete. Man hat mich etwas davon gelehret, glaube ich, als ich das erstemal zum heiligen Abendmahle gieng: aber bey meiner Treue, das ist so lange, daß ich mich gar nichts mehr davon erinnere. Man hat mit seiner Arbeit zu thun; man geht seinen Gang. Ich hasse deswegen den lieben Gott nicht, nein; ich denke nur bloß wenig daran. Ich höre indessen doch mit Aufmerksamkeit dasjenige an, was sie uns sagen; und seit vergangenem Sonntage, habe ich zu mir selbst gesaget: wie werde

de ich es anfangen können, daß ich Gott liebe? Ich mag aber immerhin herumsuchen, mein Herz bewegt sich weder mehr, noch weniger, als ein Brett. Wenn ich nur Gott ein einzigesmal sähe, vielleicht würde ich ihn lieben.

Madem. Gut.

Ihr saget, ihr hasset Gott nicht; der Ausdruck ist entsetzlich, mein lieber Freund; bedienet euch dessen niemals, ich bitte euch darum. Er machet, daß ich vom Kopfe bis auf die Füße zittere und bebe. Was das anbetrifft, daß ihr den lieben Gott sehen wollet, so ist das unmöglich; denn er hat keinen Leib. Ihr könnet die Liebe, die ihr gegen ihn habet, auch eben so wenig empfinden, als ihr die fühlet, die ihr für Aennen habet: dieß ist das Vorrecht der heiligsten Seelen. Es giebt aber andere Mittel, woraus man erkennen kann, ob man ihn liebet.

Der Müller.

Erlauben sie mir, daß ich ihnen ein Wörtchen sage. Es giebt in der Welt jemand, den ich sehr liebe. Wenn ich diese Person sehe, oder wenn ich auch nur an sie denke, so beweget sich alle mein Blut bis in meine Fingerspitzen. Woher kömmt es, daß ich das nicht auch für den lieben Gott empfinde? Wenn ich ihn liebete, so würde ich sehr vergnügt seyn, wenn ich in die Kirche gienge, zu ihm zu bethen, oder sein Wort anzuhören: es machet mir aber vielmehr lange Weile. Dieß läßt mich glauben, daß ich den lieben Gott nicht liebe; und das verdrießt mich.

Ich

Ich sage, wie Peter, das kömmt daher, weil ich ihn nicht kenne.

Madem. Gut.

Wenn ich zu unserm Müller sagete: Ich will mit einer Person reden, die ihm fünfhundert Gulden geben soll, seine Tochter zu verheurathen; und alsdann wird es ihm frey stehen, die Person zu heurathen, die er so sehr liebet: er würde ganz gewiß diejenige Person lieben, die ihm dieses Geld geben würde.

Der Müller.

Rühmen sie sich damit, Mademoiselle; ich würde sie mein ganzes Lebenlang lieben; und ich würde ihr eine Kanne von meinem Blute geben, wenn sie solches brauchete.

Madem. Gut.

Ich sagete es euch letzten Sonntag, meine lieben Leute, man liebet eine Person, die uns Gutes thut, ob man sie gleich nicht kennet, weil man ihre Geschenke kennet. Nun sind wir in den Wohlthaten Gottes, so zu sagen, ersäufet. Man muß ihn also lieben, wenn es auch gleich nur aus Erkenntlichkeit geschähe. Ich wiederhole es euch aber, ihr werdet diese Liebe nicht so empfinden, als ihr diejenige empfindet, die ihr gegen eure Geliebte, eure Frau, eure Kinder und eure Freunde habet.

Der Müller.

Weil ich die Liebe, die ich gegen Gott habe, nicht empfinden kann; was wird mich denn versichern können, daß ich ihn liebe?

Madem. Gut.

Es giebt ein unfehlbares Mittel, solches zu erkennen, mein lieber Mann. Wenn man Gott liebet, so hält man seine Gebothe. Gott verbiethet, zu schwören, sich zu betrinken, Böses von seinem Nächsten zu reden, ihm Unrecht zu thun, zu stehlen, zu lügen, unehrbare Worte und Lieder zu sagen, seinen Herren ungehorsam zu seyn. Er befiehlt uns, alle Tage unser Gebeth zu verrichten, unsern Vorgesetzten zu gehorchen, uns mit einer anständigen Arbeit zu beschäfftigen. Es ist gewiß, daß eine Person, welche das thut, was Gott verbiethet, und welche das nicht thut, was er gebiethet, nicht glauben kann, daß sie ihren Schöpfer liebe. Diejenige hingegen, welche das Verbothene meidet, und dasjenige ausübet, was gebothen ist, hat Ursache, zu hoffen, daß sie ihn liebe.

Frau Pernotinn.

Man ist Gott nicht in allem ungehorsam, Mademoiselle: aber es entfährt einem stets etwas; man ist so schwach.

Madem. Gut.

Die Fehler, welche einem entwischen, löschen die Liebe Gottes nicht aus, meine liebe Frau Pernotinn, vornehmlich wenn man den festen Vorsatz hat, sich zu bessern, und wenn man mit allen Kräften daran arbeitet. Thomas hatte große Lust, vielmehr in das Wirthshaus zu gehen, und sich zu betrinken, als zu dem Unterrichte zu kommen. Er hat diesem Gedanken nicht Gehör gegeben, und ist hieher gekommen; er hat gewiß etwas gethan, welches seine Liebe zu Gott

anzeiget. Ich setze, Karl hätte ein böses Lied gehöret, dessen Weise ihm sehr gefällt; er hätte große Lust, es zu singen: weil er aber weis, daß solches Gott misfällt, so singt er es nicht; er thut also gewiß etwas, welches die Liebe zu Gott zu erkennen giebt. Peter hat große Lust, zu schwören, und zu fluchen, sich zu erzürnen: weil das aber Gott beleidiget, so thut er es nicht; und das ist ein Zeichen, daß er Gott liebet. Ein anderer hat die Gewohnheit, zu faullenzen; er wendet seinen Tag übel an, wenn man ihm Unterhalt giebt und bezahlet, daß er gut arbeiten soll. Er saget bey sich selbst, Gott hat den gefallenen Menschen verurtheilet, er solle im Schweiße seines Angesichtes sein Brod essen: ich stehle aber das Brod, das ich esse; ich will also meine Zeit besser anwenden, damit ich Gott gefalle. Dieser Mensch thut etwas aus Liebe zu Gott. Eine Person, welche oft und viel dergleichen thut, kann bey sich denken: Weil mir Gott die Gnade erweist, dasjenige zu vermeiden, was ihm misfällt, so unterstehe ich mich, mir zu schmeicheln, daß ich seine Liebe in meinem Herzen habe. Sie ist zwar schwach, weil es mir noch oft begegnet, daß ich ihn beleidige: weil solches aber nicht mit Willen geschieht, so hoffe ich von seiner Barmherzigkeit, er werde diese Liebe in meinem Herzen stärken, und ich werde ihn jeden Tag mehr lieben. Ihr werdet den Fortgang dieser Liebe aus eurer Aufmerksamkeit, euch von den Fehlern zu bessern, die ihr dadurch begehet, daß ihr seine Gebothe nicht haltet, leicht erkennen. Denn wenn man befürchtet,

man möchte jemanden misfallen, so ist solches ein Zeichen, daß man ihn wahrhaftig liebet.

Karl.

Nicht allezeit, Mademoiselle; ich liebe meinen Meister nicht, das ist gewiß; denn er ist so böse, wie der Teufel: indessen fürchte ich mich doch sehr, ihn böse zu machen; nicht eben, als wenn ich viel darnach fragete, daß er Verdruß hätte, sondern weil ich mich fürchte, ich möchte Schläge bekommen.

Madem. Gut.

Wenn also euer Meister nicht so hitzig und heftig wäre, so würde der arme Karl viele Thorheiten begehen, welche die Furcht, er möchte Schläge bekommen, ihn vermeiden läßt?

Karl.

Eben keine große Thorheiten, Mademoiselle. Zum Beyspiele, ich mag nicht gern in einem fort beständig arbeiten; die Woche ist sehr lang, als daß man so immer auf einem Flecke sitzen soll; ich wollte lieber von Zeit zu Zeit herumlaufen, hüpfen und springen, mit meinen Freunden einmal trinken, oder auch ein Spiel machen. Ich thue es auch, so oft ich nur kann, ohne daß es dieser Teufel vom Menschen gewahr wird; denn er liebet nur seinen Gewinnst, und bekümmert sich wenig um das Vergnügen anderer.

Madem. Gut.

Ich will euch nur im Vorbeygehen sagen, mein Sohn, daß euer Meister mehr für euren Gewinnst sorget, als für seinen, wenn er euch zwingt, die Gewohnheit anzunehmen, fleißig zu

arbei-

arbeiten, und ihr werdet ihm dafür verbunden seyn, wenn ihr zu euren vernünftigen Jahren gekommen seyn werdet. Ich will noch hinzusetzen, daß er von euch nichts fordert, als was billig ist; denn er erhält euch, und ihr müsset euer Brod verdienen. Wir werden aber wieder auf diesen Punkt kommen; itzo ist nicht die Rede davon. Ich will euch anmerken lassen, meine lieben Leute, daß es Leute giebt, die sich gegen Gott so aufführen, als Karl gegen seinen Meister. Sie lieben die Sünde, wie er die Belustigung liebet: sie wollten sie gern begehen, die bloße Furcht vor der Hölle aber hält sie zurück; sie murren wider Gott; und wenn es in ihrer Gewalt stünde, so würden sie ihm die Macht nehmen, die Sünde zu bestrafen, damit sie solche nach ihrer Bequemlichkeit begehen könnten. Diese Furcht aber tauget nun gar nicht.

Frau Pernotinn.

Ist es übel gethan, wenn man sich fürchtet, in die Hölle zu kommen? Ich habe stets geglaubet, es sey etwas gutes, und ich preise es allen meinen Dienstbothen an.

Madem. Gut.

Sie thun sehr wohl, Frau Pernotinn; und alle Hausväter sollten ihren Leuten, und ihren Kindern diese Furcht beybringen. Man kann es ihnen nicht genug wiederholen, daß nichts erschrecklicher sey, als die Hölle: man muß aber bedacht seyn, hinzuzusetzen, daß sie dadurch noch erschrecklicher werde, daß Gott diejenigen hasset, die das Unglück haben, darinnen zu seyn;

und daß diese armen elenden Seelen auch ihrer Seits Gott hassen, welches die größte unter allen Unglückseligkeiten ist. Diejenigen nun, welche sich vor der Hölle fürchten, weil sie sich scheuen, der Gegenstand des Zornes Gottes zu seyn, haben eine gute Furcht; sie ist der Anfang der Weisheit, weil sie mit der Liebe Gottes vermenget ist Diese Furcht Gottes ist uns auch in dem ersten Gebothe befohlen.

Aenne.

Ich habe das nicht recht gefasset, was sie uns da gesaget haben, Mademoiselle. Haben sie doch die Güte, und erklären es uns noch etwas.

Madem. Gut.

Sehr gern, Marie fürchtet sich, eine Schüssel zu zerbrechen, bloß weil sie eine andere von dem Gelde aus ihrer Tasche kaufen müßte. Wenn sie versichert wäre, daß es ihre Frau nicht erführe, so würde sie sich nicht scheuen, solche zn zerbrechen. Ihr sehet wohl, daß ihre Frau ihr wegen der Sorgfalt, die sie hätte, diese Schüssel zu erhalten, nicht verbunden seyn könnte: Marie weis aber, daß ihre Frau diese Schüssel liebet, weil eine von ihren Freundinnen ihr solche gegeben hat: da sie nun auch ihre Frau liebet, und ihr um aller Welt willen nicht gern Verdruß machen wollte, so nimmt sie diese Schüssel wohl in Acht; es würde ihr auch nicht recht lieb seyn, wenn sie aus dem Dienste gehen, und die Schüssel bezahlen sollte. Diese zweyte Furcht fängt an, einiges Verdienst zu haben. Marie ist aber versichert, ihre Frau wer-

de es nicht erfahren, daß sie die Schüssel zerbrochen hat, oder daß sie ihr diese Ungeschicklichkeit verzeihen werde, sie mag nun größer oder kleiner seyn; gleichwohl nimmt sie solche eben so gut in Acht, weil sie nicht so wohl die Strafe fürchtet, als vielmehr ihre Frau zu beleidigen. Diese letzte Furcht ist vollkommen. Begreifet ihr das, Aenne?

Aenne.

Ja, Mademoiselle, ich fange an zu begreifen, daß es vielerley Arten giebt, etwas zu fürchten.

Madem. Gut.

Ich will euch noch eine andere Vergleichnng geben. Wir wollen annehmen, ein Vater hat drey Söhne; der älteste ist ein Taugenichts, welcher seinen Vater gar nicht liebet; er gehorchet ihm gleichwohl, weil er versichert ist, sein Vater würde ihn enterben, oder ihm Streiche mit dem Ochsenziemen geben, wenn er das nicht thäte, was er ihm befiehlt. Wie gehorchet er ihm aber? Voller Unwillen, und indem er bey sich fluchet. Er verwünschet seinen Vater, und sähe gern, daß er todt wäre, oder im Bette gehalten würde; ohne daß er sich bewegen könnte, damit er ihm nicht gehorchen, und keine Schläge befürchten dürfte. Denket ihr wohl, daß dieser Vater mit dem Gehorsame seines Sohnes zufrieden seyn könnte, wenn er wüßte, was in seinem Herzen vorgienge? Saget es mir, Karl.

Karl.

Bey meiner Treue, nein, weil er seinen Vater hasset, und ihm nur durch Zwang gehorchet; er

könnte ihm also wegen seines Gehorsames keinen Dank wissen.

Madem. Gut.

Diejenigen, welche die Sünde nur aus Furcht, in die Hölle zu kommen, vermeiden, und welche alles in der Welt darum geben würden, damit sie die Freyheit hätten, sie nach ihrer Bequemlichkeit zu begehen, sind diesem boshaften Burschen ähnlich. Es ist aber der Unterschied darunter, daß der Vater dieses Taugenichts das nicht weis, was in seinem Herzen vorgeht, dahingegen Gott alle unsere Begierden und Gedanken kennet. Er weis, daß der Sünder, der die Sünde liebet, ihm gern seine Allmacht nehmen möchte, ihn zu strafen, wenn solches auf ihn ankäme. Er weis, daß, wenn er diese Sünde nicht begeht, er doch wünschet, er möchte sie begehen können; er kann ihm also wegen seines Gehorsames keinen Dank wissen.

Karl.

Das ist wie mit einem Menschen, der das Stehlen liebet, und doch nicht stiehlt, aus Furcht, er möchte aufgehängt werden. Wenn er sicher wäre, daß die Gerichte niemals erfahren würden, was er weggenommen hätte, so würde er stehlen. Ich denke, dieser Mensch würde wirklich ein Dieb seyn.

Madem. Gut.

Diese Vergleichung ist vortrefflich, Karl, und ich werde sie in der Folge wieder nehmen können. Ich will meine vollenden.

Wir

Wir haben gesaget, dieser Vater hatte drey Söhne, und der erste taugete ganz und gar nichts. Der zweyte liebet seinen Vater, und es würde ihm Leid thun, wenn er demselben Verdruß machete; er würde ihm Gegentheils vielmehr aus vielerley Ursachen Vergnügen machen wollen. Die erste ist, wie ich gesagt habe, weil er seinen Vater liebet; die zweyte, weil er weis, daß sein Vater ein rechtschaffener Mann ist, vor dem man aufrichtig einhergehen muß, weil er keinen Fehler hingehen läßt, ohne ihn zu bestrafen. Dieser zweyte Sohn hat böse Gewohnheiten; er ist aus beyden angeführten Ursachen verdrüßlich darüber, daß er sie hat; und er thut alles, was er kann, sich davon zu bessern. Ist dieser Bursche eben so böse, als sein Bruder?

Karl.

Gar nicht, Mademoiselle; und ich bin beynahe eben so, wie er. Ich habe es ihnen gesaget, ich arbeite oft, ohne daß ich Lust dazu habe, bloß aus Furcht, ich möchte von meinem Lehrmeister geschlagen werden: ich bin aber auch oft fleißig, damit ich meinem Vater keinen Kummer mache, weil ich ihn lieb habe.

Der Pachter.

Du bist ein rechter Heuchler. Wenn du mich lieb hättest, so würdest du nicht einen einzigen Augenblick verderben. Du weist wohl, was du mir für Lehrgeld kostest.

Karl.

Ja, lieber Vater, ich weis es, und was noch mehr ist, so denke ich oft daran; sonst würde ich

ganz und gar nicht arbeiten, und lieber unter die Soldaten gehen. Wenn ich meine Zeit verderbt habe, so ärgere ich mich darüber; ich schelte mich selbst aus, ich möchte mich immer prügeln, und ungeachtet dessen thue ich es hernach doch wieder.

Madem. Gut.

Wohlan, Nachbar Niklas, er muß mit Karln zufrieden seyn; er liebet ihn. Seine Liebe ist zwar noch klein: sie wird aber mit ihm größer werden; und so, wie Karl vernünftiger werden wird, wird er ihn auch mehr lieben. Ein Sünder, welcher angefangen hat, sich zu bekehren, meine lieben Leute, gleichet dem zweyten Sohne dieses Mannes, von dem ich geredet habe. Er ist noch ein Kind in der Gottesfurcht: er fängt gleichwohl an, seinen Vater zu lieben, seine Liebe aber ist noch schwach. Wenn ihm alsdann eine große Versuchung aufstößt, so hat er nöthig, an die Hölle zu denken. Er vermeidet also die Sünde, so wohl weil sie Gott misfällt, als weil er fürchtet, in die Hölle zu kommen, wo man ihn nicht liebet, und wo man viel leidet. Diese zweyte Furcht ist nicht böse, sondern sie ist Gegentheiles vielmehr eine Bewegung des heiligen Geistes, und eine große Gnade Gottes.

Karl.

Sie haben uns von einem Manne gesaget, der drey Söhne hatte; daß sind nun zween; was machet der dritte?

Madem. Gut.

O der dritte, das ist das beste Kind von der Welt; er liebet seinen Vater so vollkommen, daß

er lieber sterben, als ihm auch nur in den kleinsten Dingen misfallen wollte. Er fürchtet nicht, daß er möchte geschlagen werden; er denket nicht einmal daran, und wenn er seinen Vater in einem Bette gichtbrüchig sähe, und nicht einen Häller von ihm zu hoffen hätte, so würde er doch eben so seyn. Was denket ihr von diesem dritten Kinde, Aenne?

Aenne.

Daß es das beste Kind von der Welt ist, wie sie sagen, Mademoiselle. Ich wollte den lieben Gott gern auch so lieben, wie dieses Kind seinen Vater liebet.

Madem. Gut.

Aenne hat ihre Liebe gegen Gott gezeiget. Denn wenn man wünschet, ihn zu lieben, so fängt man schon an, ihn zu lieben. Sie möchte immerhin wünschen, schön zu seyn, schöne Kleider, viel Geld zu haben; das würde nichts ausrichten. Wenn man aber wünschet, Gott zu lieben, so erhält man auch gleich das, was man wünschet. Wenn Aenne Gott liebte, wie dieses gute Kind seinen Vater liebet, so würde sie die kindliche Furcht haben; das ist die Furcht der rechtschaffenen Kinder. Diejenigen, welche das Glück besitzen, sie zu haben, denken so wenig an die Hölle und an den Himmel, als wenn solche nicht wären; das ist, wenn sie auch durch die Begehung der Sünde in den Himmel kommen könnten, so würden sie solche doch nicht begehen, aus Furcht, sie möchten ihrem lieben Vater misfallen, der sie

hasset

hasset. Aenne, wiederholet mir doch die dreyerley Art Furcht.

Aenne.

Mich dünket, Mademoiselle, die erste ist des bösen Knaben seine, der nichts Böses thut, aus Furcht, er möchte Schläge bekommen, ohne welche er es thun würde, weil er gern böses thun mag. Die zweyte ist diejenige, welche die Sünde ein wenig aus Liebe zu Gott, und ein wenig aus Furcht vor der Hölle vermeiden läßt. Die dritte ist diejenige, welche die Sünde bloß vermeiden läßt, weil sie Gott beleidiget, und man ihn von ganzem Herzen liebet, wie das dritte Kind, wovon sie uns gesaget haben, seinen Vater liebet.

Madem. Gut.

Bemerket wohl, meine lieben Leute, daß ich euch nicht gesaget habe, man müsse weder an die Hölle, noch an den Himmel denken; sondern bloß, daß man hauptsächlich die Sünde vermeiden müsse, weil sie Gott misfällt. Lebet wohl bis auf nächsten Sonntag.

Der vierte Sonntag.

Madem. Gut.

Ich habe euch vergangenen Sonntag gesaget, Gott befehle uns in seinem ersten Gebothe, wir sollten ihn anbethen, ihn lieben und fürchten. Er giebt uns zu gleicher Zeit ein Verboth, nämlich

lich wir sollen keinen andern anbethen und lieben, als ihn.

Mieke.

Verbiethet uns Gott, unsern Vater und unsere Mutter, unsere Anverwandten und Freunde zu lieben?

Madem. Gut.

Gar nicht, meine liebe Mieke, er gebiethet uns vielmehr, alle diese Personen zu lieben: er will aber nicht, daß wir sie mehr, als ihn, und auch nicht einmal so viel, als ihn, lieben sollen; weil es billig ist, daß wir ihn über alles lieben.

Mieke.

Wie kann man aber erkennen, ob man Gott mehr, als diese Personen, liebet? Hat man eine Wagschaale, diese beyderley Liebe abzuwiegen?

Madem. Gut.

Ja, meine liebe Tochter, man hat eine Wagschaale, diese beyderley Liebe abzuwiegen. Wenn ihre Anverwandten oder ihre Freunde ihr anbefählen, eine Sünde zu thun, und sie solche thäte, aus Furcht ihnen zu misfallen, so würde es sicher seyn, daß sie solche mehr liebete, als Gott, und alsdann würde sie unterlassen, das erste Geboth zu beobachten. Eine Frau zum Beyspiele muß ihren Mann und ihre Kinder lieben. Es stößt ihnen eine Krankheit, ein Zufall zu, sie sterben. Diese Frau wird ohne Zweifel sehr betrübt darüber seyn, und das ist nichts Böses. Wenn sie sich aber weigert, sich dem Willen Gottes zu unterwerfen; wenn sie murret; wenn sie in Verzweifelung geräth: so ist es gewiß, daß sie

ihren

ihren Mann und ihre Kinder mehr liebet, als Gott, weil ihr Gott alles dieses verbiethet, und sie ihn dadurch beleidiget.

Mutter Johanne.

Aber, Mademoiselle, es ist für eine arme Frau sehr hart, einen Mann zu verlieren, der ihr und ihren Kindern das Brod verdienete. Sie sieht sich verbunden, einen Schwarm Kinder zu erziehen, und zu ernähren, wobey sie kaum das liebe Leben hat. Ich für mein Theil, ich gestehe es, ich habe über den Tod meines armen Mannes recht gemurret. Ich sagete ostmals: Warum nimmt doch Gott nicht viellieber die großen dicken Reicharte hin, die sich auf dem Golde und Silber wälzen? Ihre Kinder haben ihr schon verdientes Brod.

Madem. Gut.

Sie beleidigte den lieben Gott, Mutter Johanne. Glaubet sie, daß er nicht wußte, daß sie Kinder zu ernähren, und zu erziehen hatte? Glaubet sie, daß es ihm an Macht oder gutem Willen fehlete, ihr beyzustehen? Hat sie solche nicht erzogen?

Mutter Johanne.

Es ist wahr, Gott hat mir viel Gnade erwiesen, und sie sind bald alle in dem Stande, ihr Brod selbst zu verdienen. Aber, Mademoiselle, ich habe viel dabey ausgestanden. Meine Aelteste da, war nur erst fünf Jahre alt, als ihr Vater starb. Ich wußte nicht, wo ich hin sollte; und wenn sich nicht rechtschaffene Leute gefunden hätten,

ten, die mir beygestanden, so weis ich nicht, ob ich nicht vor Kummer gestorben seyn würde.

Madem. Gut.

Und wer hat es diesen guten Leuten eingegeben, daß sie ihr beygestanden haben? Hat es nicht der liebe Gott gethan? Sie machete sich seines Schutzes durch ihr Murren unwürdig: und wenn er nicht hundertmal besser gewesen wäre, als sie böse war, so würde er sie verlassen haben, weil es ihr am Vertrauen auf seine göttliche Vorsehung fehlete.

Mutter Johanne.

Das ist wohl wahr, Mademoiselle: aber ich dachte damals nicht daran, daß man uns beystehen würde. Ein verfluchter Geizhals, dessen Pachter wir waren, hatte uns ganz heruntergebracht. Hören sie, ich kann an diesen Mann nicht denken, daß ich nicht fühle, wie sich alles in meinem Leibe umkehret. Mich dünket, ich wollte von Herzen gern das Almosen betteln, wenn ich nur das Vergnügen hätte, ihn an seinem Halse aufgehänget, oder wenistens auf einem Misthaufen als einen elenden Menschen, dergleichen er ist, umkommen zu sehen. Man muß nicht lügen, ich hasse ihn recht.

Madem. Gut.

Ey, Mutter Johanne, wenn sie so in dem Hasse gegen diesem Mann stürbe, so ist es gewiß, sie würde in die Hölle kommen. Sie liebet Gott ganz sicher nicht, weil sie ihren Nächsten hasset. Es ist gewiß, daß alle ihre Beichten, und Communionen, die sie in diesem Hasse verrichtet hat,

gottes=

gottesräuberisch sind: das ist, daß sie eine weit größere Sünde begangen hat, als wenn sie die heilige Hostie auf die Erde geworfen hätte.

Mutter Johanne

Was sagen sie, Mademoiselle? ich wollte ja lieber sterben, als ein solches Laster begehen: ich erzittere wenn ich nur daran denke

Madem. Gut.

Und bey allem dem hat sie es doch noch ärger gemacht, meine gute Mutter Johanne. Eine Person, welche die heilige Communion in einer Todsünde empfängt, leget Jesum Christum in ihrem Herzen zu den Füßen des Teufels hin, der darinn herrschet. Sie hat etwan wohl sagen hören, daß die Jüden die heiligen Hostien in den Koth, auf den Mist geworfen haben: Jesus will aber lieber an solchen Orten liegen, als in einer Seele, die mit Todsünden beflecket ist; denn vor seinen Augen ist nichts häßlicher als die Sünde. Nun ist aber in ihrer Seele die Sünde solang, so lang sie ihren vorigen Herrn hasset.

Mutter Johanne.

Der Herr Pfarrer sagt dieses wohl auch, und das ist es eben, warum er mir an den letzten Ostern die Lossprechung versagte; allein ich werde bis Pfingsten nicht besser werden, ich könnte mich einmal nicht entschließen, diesen Mann zu lieben.

Madem. Gut.

Sie beklagte sich vormals über ihren Pfarrer, daß er so gewissenhaft wäre: Ach! was würde es mit ihr geworden seyn, meine arme Johanne! wenn er nicht wenigst angefangen hätte, sie zu be-

kehren, sie hätte ruhig im Gottesraube fortgelebet, und würde darinn auch gestorben seyn; denn wie man lebt, so stirbt man. Ich sage *nicht*, daß sie diesen Menschen lieben muß, so wie sie ihre Freunde liebt, mit einer empfindsamen Liebe: nein, das ist eben nicht nothwendig: aber sie muß doch, so oft der Haß bey ihr aufsteigt, für ihn bethen, sie muß Gott bitten, daß er ihr die Gnade verleiht, ihn zu lieben. Ich gebe zu, daß er ihr viel Uebel zugefügt hat; es wird jedoch nicht mehr oder größer seyn, als was die Henkersknechte Jesu Christo thaten, und doch hat er für sie gebethen. Er ist willig und bereit ihr ihre Sünden zu vergeben, wenn sie ihren Feinden verzeiht. Was aber das erschrecklichste ist, so bittet sie sogar alle Tage, er soll ihr nicht verzeihen.

Mutter Johanne.

Wie, ich müßte ja Unsinnig seyn, wenn ich so bethen sollte; vielmehr bitte ich Gott sehr oft um Verzeihung.

Madem. Gut.

Bethet sie denn nicht alle Tage das Vater unser? Sagt sie da nicht: Vergieb uns unsere Schulden, als wie wir vergeben unsern Schuldigern; wenn ihr aber Gott so vergeben soll, wie sie vergiebt, so erhält sie ja keine Verzeihung, weil sie selbst nicht verzeiht. Merket es wohl, meine gute Leuten! so lang ihr jemand hasset, und ihm nicht verzeihen wollet, so lang wird Gott auch euch nicht verzeihen.

Frau Pernotinn.

Was mich anbetrifft, so hasse ich niemand, Gott sey Dank! Als ich den Herrn Pernot heurathete, so hatte er eine Tochter von seiner ersten Frau. Ich habe sie wie mein Kind erzogen, und sie so gut gehalten, als es ihre eigene Mutter nur hätte thun können. Indessen ist die Undankbare mir doch aus dem Hause entlaufen, und hat eine närrische Heurath gethan, welche sie zu dem unglücklichsten Geschöpfe von der Welt gemacht hat. Ihr Mann hat das Wenige durchgebracht, das sie von ihrer Mutter hatte, nämlich die hundert Thälerchen, die sie mitbekam, und hat ihr drey Kinder auf dem Halse gelassen. Wir haben ihr ihre Thorheit vergeben: wir wollen sie aber nicht sehen; ich stehe ihr, ohne Vorwurf, von Zeit zu Zeit bey, weil sie uns Schande machet. Ist es nicht wahr, wir thun recht, daß wir sie nicht bey uns leiden? Sie ist ein schönes Beyspiel für andere Töchter. Wenn man diejenigen wieder annähme, welche dergleichen Thorheiten begehen, so würde man bald mehrere sehen.

Madem. Gut.

Nun, Frau Pernotinn, der liebe Gott wird ihnen so verzeihen, wie sie dieser armen Frau verzeihen. Sie schließen die Thüre ihres Hauses vor ihr zu; er wird die Thüre des Himmels vor ihnen zuschließen. Jesus hat es uns gesaget, ich wiederhole es. Mit eben dem Maaße, womit ihr messet, wird man euch wieder messen.

Frau Pernotinn.

Ich habe geglaubet, Mademoiselle, es sey genug,

nug, daß man die Leute nur nicht hassete, und man wäre eben nicht verbunden, ihnen so zu begegnen, als wenn sie sich stets gut aufgeführet hätten.

Madem. Gut.

Wenn Gott in Ansehung unserer so dächte, meine liebe Frau Pernotinn, so würden wir sehr elend seyn. Denn gewiß, wir haben uns sehr schlecht gegen ihn aufgeführt, ob er uns gleich mehr Gutes gethan hat, als sie diesem armen Geschöpfe erwiesen haben.

Frau Pernotinn.

Sie wollten also, Mademoiselle, daß wir sie mit ihren dreyen Kindern zu uns nähmen? Das würde ein schöner Zug seyn, wahrhaftig.

Madem. Gut.

Nein, Frau Pernotinn, ich will nicht, daß sie sie zu sich nehmen sollten, weil sie vielleicht gute Ursachen haben, die sie davon abhalten. Sie müssen dieß mit dem Beichtvater ausmachen, ob diese Gründe gut sind. Es ist aber kein Zweifel, daß sie sie sehen, mit ihr reden, ihr beystehen müssen, nicht, weil sie ihnen Schande machet, sondern weil sie ein Kind Gottes, ein Glied Jesu Christi ist. Außer diesen Bewegungsgründen aber findet sich noch ein anderer, der sie insbesondere verbinden muß, ihr Gutes zu thun, nämlich der, daß solche sie beleidiget hat. Sie müssen sie mit ihren Vater wieder aussöhnen, und wenn er befürchtet, sie bringe das Geld übel durch, welches er ihr würde mitgegeben haben, wenn sie sich mit seiner Einwilligung verheurathet

hätte, so muß er es anwenden, ihre Kinder gut zu erziehen, und sie ein gutes Handwerk lernen zu lassen. Mit einem Worte, man muß jenen die uns beleidiget haben, ganz und vollkommen verzeihen, man muß sie grüßen, besuchen, für sie bethen, ihnen dienen, und Gutes von ihnen reden, wenn es mit Wahrheit geschehen kann; wo nicht, so muß man lieber schweigen. Dadurch nun erfüllen wir das erste Geboth Gottes. Aber saget mir, Aenne! muß man die göttliche Mutter Maria, und die Heiligen anbethen?

Aenne.

Sie haben uns ja gesagt, daß Gott anbethen soviel heiße, als erkennen, daß er niemals einen Anfang gehabt habe. Nun aber halte ich dafür, die allerseeligste Jungfrau und die Heiligen sind eben sowohl in der Zeit gebohren worden, wie wir; denn man begehet das Fest der Geburt Mariä, und des heiligen Johann des Täufers: also kann man von ihnen mit Grunde nicht sagen, sie kämen von Ewigkeit her: man würde lügen, und ihnen dadurch keine Ehre erweisen.

Madem. Gut.

Ihr redet wie ein Dokter, Aenne. Gott anbethen, heißt erkennen, daß er auch allmächtig, unendlich vollkommen sey: daß er unser Gott, unser Herr, unser Wohlthäter sey: daß er uns das Leben gegeben habe: daß er den Himmel und die Erde, die Engel, und die Menschen erschaffen habe: daß er allwissend, daß er über alles sey: daß er alles wegen seiner, und seiner Herrlichkeit gemacht habe. Aenne saget sehr weislich,

daß

daß man alles dieses von der allerseligsten Jungfrau, und von andern Heiligen nicht denken kann. Man kann zu ihnen nicht sagen: Ich danke euch, daß ihr mir das Leben gegeben habet, ich bitte euch, mir meine Sünden zu vergeben; denn es ist bekannt, daß sie uns nicht haben auf die Welt kommen lassen, und Gnaden verleihen können. Nur Gott allein ist es, der uns das Leben gegeben, der uns die Gnade, und andere Gutthaten ertheilet hat: man würde also thöricht handeln, wenn man den Heiligen die Sachen verdanken wollte, die sie uns nicht geben, und nicht einmal haben geben können. Es ist gerade so, als wenn ich sagte: Danket mir, weil es gestern geregnet hat. Ihr würdet sagen: Ihr habet ja nicht gemacht daß es regnete, sondern Gott.

Der Pachter.

Warum halten wir denn Bittgänge, damit wir Regen bekommen, oder auch schön Wetter, wenn es nöthig ist? Wir halten dem heiligen Rochus einen Festtag von der Pest befreyt zu seyn: man sucht in Zahnschmerzen bey der heiligen Apollonia Hülfe.

Madem. Gut.

Wenn einer zum Strange verurtheilet wäre, Nachbar Niklas! meynet er wohl, daß ihm der Herr Marquis, so ein großer Herr ist, Gnade ertheilen könnte?

Der Pachter.

Ey keineswegs. Er hatte einsmals ein Taufkind, welches zufälliger Weise jemand ums Leben brachte, und welches man deswegen kurzum

aufhenken wollte. Der Herr Marquis, so ein großer Herr er ist, vermochte allein nichts, er mußte gleichwohl zum Könige gehen. Da er denn einen nahen Verwandten am Hofe hat, der immer um den König ist, so redete dieser mit dem Könige vom armen Taufkinde des Herrn Marquis, und dann ertheilte der König die Gnade, welche eben ankam, als man den Tropfen zum Galgen führen wollte.

Madem. Gut.

Aber warum bat der Herr Marquis nicht selbst den König um diese Gnade für sein Taufkind?

Der Pachter.

Der König kennet eben den Herrn Marquis kaum, wogegen sein Verwandter viel bey demselben gilt, und aus Liebe zu diesem, ertheilte er auch die Gnade.

Madem. Gut.

Sehet, gerade so verhält es sich in Ansehung der Heiligen. Gesetzt mein Vater hätte das Leben verwirkt, ich würde nicht zur Königinn, oder zu den Prinzessinnen sagen: Ertheilen sie mir Gnade für meinen Vater; denn ich wüßte wohl, daß es in ihrer Macht nicht stünde, so hohe Personen sie auch sind: an deßen Statt, würde ich mich dem Könige selbst zu Füssen werfen, und sagen: Ertheilen sie mir Gnade für meinen Vater. Wenn ich aber zur Königinn oder zu den Prinzessinnen deswegen gienge, würde ich sagen: Erwerben sie mir die Gnade bey dem Könige für meinen Vater.

The-

Therese.

Dieß ist gewiß auch die Ursache, daß es in den Litaneyen, wenn man zu Gott selbst redet, heißt: Erbarme dich unser, zu den Heiligen aber: Bitt für uns. Ich habe eben darauf nie viel Acht gegeben, es fällt mir aber diesen Augenblick ein, da sie davon reden.

Madem. Gut.

Wir sagen ja nicht: Heiliger Rochus behüte uns vor der Pest, heilige Apollonia heile uns von den Zahnschmerzen; denn es stehet nicht in ihrer Macht, dieses zu thun; sondern wir ersuchen sie, uns dieses von Gott zu erbitten, und das ist ja nicht unrecht.

Peter.

Bey allem dem sagen die unkatholischen Leute, dieß wäre nicht wohl gethan, man müßte sich gerade an Gott wenden.

Madem. Gut.

Diese Leute haben sehr Unrecht, mein Freund. Setzen wir, ihr hättet mir so viel Uebels zugefüget, als nur möglich wäre, kurz, ihr wäret mein ärgster Feind. Nach diesem reuete es euch, mich beleidiget zu haben; ihr möchtet wieder mit mir versöhnet seyn, und verlangtet von mir eine Gnade; nun merket ihrs wohl selbst, daß ihr solche zu erhalten nicht würdig wäret. Ihr gienget aber zu meiner Mutter, oder zu jemand von meinen Freunden, ihr ersuchtet sie, mir zu sagen, daß es euch recht Leid thäte, mich beleidiget zu haben, und daß ihr entschlossen wäret, mir künftig ganz anders zu begegnen. Saget

get mir nun, ob es mich verdrießen könnte, daß ihr euch an meine Mutter, oder Freunde gewendet hättet, euch mit mir zu versöhnen, und die benöthigte Gnade zu erwerben?

Peter.

Sie müßten einen sehr verkehrten Sinn haben, wenn sie das verdrießen sollte; man würde ihres gleichen kaum sehen.

Madem. Gut.

Eben so wenig verdrießt es Gott, wenn wir die göttliche Mutter, oder die Heiligen anrufen, daß sie uns mit ihm versöhnen, und Gnaden erwerben Gott liebet die Demuth allzusehr, als daß ihm eine solche Gesinnung misfallen könnte. Ich erkenne mich unwürdig, Gnaden von ihm zu erbitten, ich sage also: Ich weis daß ichs nicht verdiene, eine Gnade von dir zu erlangen; aber o mein Jesu! du liebest deine Mutter, die Apostel und die übrigen Heiligen, welche dir auf Erden so getreu gedienet haben, und die dich itzt im Himmel vollkommen lieben: aus Liebe zu ihnen ertheile mir jene Gnade, welcher ich nicht würdig bin: heiligste Jungfrau, und ihr alle Heiligen, bittet Gott für mich.

Peter.

Warum geht man aber eben zum heiligen Rochus vor andern Heiligen, wegen der Pest?

Madem. Gut.

Darum weil der heilige Rochus, in einer Stadt, wo diese erschreckliche Seuche grassierte, den Kranken beygesprungen, und selbst damit befallen worden ist; weil er sie mit größter Geduld

übertragen, wie wohl er heftig daran gelitten hat. Die heilige Apollonia war eine Jungfrau, welche man zwingen wollte, Jesum Christum zu verläugnen, und zwar so, daß man ihr alle Zähne mit Steinen einschlug: sehet das ist die Ursache, warum man sie in Zahnschmerzen anruft. Man muß aber wohl merken, daß es nicht in der Macht des heiligen Rochus, noch der heiligen Apollonia stehe, uns von diesen Uebeln zu bewahren: es stehet dieses bey ihnen eben so wenig, als bey mir regnen zu lassen. Ich kann Gott um den Regen bitten, und sie um die Genesung. Der ganze Unterschied bestehet darinn, daß das Gebeth der Heiligen Gott viel angenehmer ist, und daß sie viel leichter die uns nothwendigen Gnaden erlangen.

Aenne.

Es thut mir wohl sehr leid, daß ich nicht lesen kann, denn meine Mutter hat mir gesagt, es gäbe ein Gebeth zu der seeligsten Jungfrau, welches man 30. Tage hintereinander sprechen müßte, und sodann könnte man von Gott alles erhalten, was man wollte.

Madem. Gut.

Dieß ist ein doppelter Aberglauben, theils weil es gerade 30. Tage soll gebethet werden, theils daß man sodann, wenn diese vorbey sind, alles sich r soll erhalten können. Es giebt Sachen, man dürfte 30. Jahre darum bitten, wenn sie uns schädlich wären, würde die Mutter Gottes sich nicht darum bemühen. Was würdet ihr

wohl bey Gott, durch die Fürbitte Mariä suchen, wenn ihr dieses Gebeth könntet, Aenne?

Aenne.

Ich würde die Gnade begehren, alle die guten Lehren merken zu können, die sie uns da geben, damit ich in den Himmel käme.

Madem. Gut.

Gehet meine gute Aenne, ihr erlanget diese Gnade, ohne jenes Gebeth zu verrichten: es ist sehr schön, und wenn ihr es könntet, würdet ihr es besser alle Tage bethen; wenn ihrs auch nur 20. Tage bethen solltet, so würde Maria doch nicht ermangeln, euch diese Gnade von Gott zu erbitten.

Mutter Johanne.

Ich hörte einmal sagen, daß, wer Mariam andächtig verehrt, nicht verdammt werden könne.

Madem. Gut.

Wahrlich nicht, Mutter Johanne, denn ein wahrer Diener Mariä liebet Jesum, und hält seine Gebothe. Nun weis sie ja, daß wenn man Gott aus ganzem Herzen liebt, und die Sünde flieht, man nicht verdammt werde.

Mutter Johanne.

Ich glaubte aber, eine Dienerinn Mariä zu seyn, dürfte man nur alle Tage den Rosenkranz bethen, oder ein anders Gebeth verrichten.

Madem. Gut.

Gesetzt, Mutter Johanne! es wäre meine Mutter hier, sie gienge alle Morgen zu ihr, machte ihr die Aufwartung, und wünschte ihr einen guten Tag; die übrige Zeit aber thäte sie

nichts,

nichts, als über mich schmähen, mir alles Böse nachsagen, und mich beleidigen: glaubet sie wohl, meiner Mutter würde ihre Aufwartung gefallen?

Mutter Johanne.

Ich müßte verruckt seyn, wenn ich das glaubete; ich denke vielmehr, sie würde mich von sich jagen, und mich nicht mehr sehen wollen. Sie würde sagen, wenn dieß Weib eine wahre Freundschaft zu mir trüge, so würde sie meine Tochter lieben, und nicht beleidigen.

Madem. Gut.

Urtheile sie also selbst, ob die seligste Jungfrau jene für ihre Diener ansehen könne, welche ihr Leben mit Beleidigung ihres göttlichen Sohnes zubringen, und sich nicht bessern. Dieser ihr Gebeth sieht Maria als eine Beschimpfung an.

Der Pachter.

Es ist aber eben die Rede nicht von jenen, die im Sündigen fortfahren; sondern es giebt Leute die einiges Verlangen haben, sich zu bessern, denen es aber zu schwer fällt, es zu thun, so, daß es ihnen an Muthe fehlt. Können diese Mariam nicht bitten, daß sie ihnen von Gott die Gnade erlange, sich zu bessern, nicht mehr träge, nicht mehr betrunken oder geizig zu seyn?

Madem. Gut.

In allweg, mein Freund! Wenn man Mariam bittet, uns von Gott die Gesundheit, einen Regen, gut Wetter oder andere Dinge, die den Leib betreffen, zu erwerben, so ist

man

man nicht sicher, ob ein solches Gebeth erhöret wird, weil es geschehen kann, daß es uns schädlich wäre, wenn wirs erlangten; wenn wir sie aber um die Liebe Gottes, um die Gnade der Bekehrung, der Buße, der Besserung von einem Fehler bitten, wenn wir das mit reinem Herzen, und mit großem Verlangen es zu erhalten bitten, weil es Güter der Seele sind, so können wir versichert seyn, daß sie uns solche erwerben wird; denn Jesus kann Marien nichts versagen, und Maria kann ihn um etwas Uebels nicht bitten. Was ich da von Maria sage, ist von allen übrigen Heiligen zu verstehen.

Der Pachter.

Ist denn die Gesundheit kein Gut? Wenn ich also die seligste Jungfrau um die Gesundheit anrufe, dafern ich krank bin, so sollte ich sie ja erhalten. Indessen habe ich oft gesehen, daß Leute krank blieben, wie wohl sie zur Ehre der Mutter Gottes, und der Heiligen um ihre Gesundheit viel gebethet haben.

Madem. Gut.

Die Gesundheit ist nicht allezeit ein Gut. Setzen wir, Nachbar Niklas! ein junger Mensch sey von seinen Gesellen zu einem Trunke verleitet worden, wobey er sich berauschet hat; den andern Morgen liegt er krank da, und die Krankheit hält 8 Tage an; dieser Zustand ist für ihn der beste von der Welt, weil er ihm vom vielen Trinken einen Eckel erwecket. Ihr werdet selbst erachten, daß, wenn er die seligste Jungfrau anriefe, ihm von Gott die Gesundheit

zu erbitten, sie vielmehr anhalten würde, er soll noch kränker werden; weil diese Krankheit, welche machen würde, daß er sich künftig für dem Trinken fürchtete, für ihn sehr heilsam und gut ist. Es giebt auch Leute, welche nie an den lieben Gott denken, als wenn sie ein Anliegen haben; nun die göttliche Mutter erbittet ihnen eine Krankheit, ein Unglück, damit sie öfter an Gott denken, und sich zu ihm bekehren müssen.

Therese.

Ja, das ist wohl gewiß. Nicht weit von uns wohnte ein junger Mensch, der ein recht böses Leben führte: er bekam eine schwere Krankheit, jederman glaubte er würde sterben; denn er konnte schon nicht mehr reden. Als er gesund wurde, war er nicht mehr zu kennen, so sehr hat er sich verändert; und dermalen ist er der beste Jüngling von der Welt, an dem sich alles erbauet. Sein Vater sagt, er hätte ihn dem Schutze Mariä gänzlich empfohlen.

Madem. Gut.

Zweifelt nur nicht, daß ihm Maria diese Krankheit als eine Gnade von Gott erbethen habe, sich solche zu Nutzen zu machen; sie war für ihn ein wahres Glück.

Therese.

Sagen sie mir aber, Mademoiselle! wer versichert uns davon, daß die Heiligen im Himmel wissen, was wir auf Erden thun?

Madem. Gut.

Jesus Christus selbst mein Kind! der gesagt hat, daß über die Bekehrung eines Sünders im Himmel

mel eine größere Freude entstehe, als über neun und neunzig Gerechte. Nun kann man sich aber über etwas, so man nicht weis, unmöglich erfreuen; folglich muß man im Himmel darum wissen. Freylich wissen es die Heiligen nicht aus sich selbst; aber Gott macht es ihnen bekannt.

Therese.

O seyn sie doch so gütig, Mademoiselle! und lehren sie mich einige schöne Gebethe zu der seligsten Jungfrau, ich will sie alle Tage sprechen, meine Bekehrung zu erwirken.

Madem. Gut.

Ihr wisset ohnehin ein sehr schönes, und ihr bethet dasselbe alle Tage. Wir wollen es hersagen: Gegrüßt seyst du Maria! Du bist voll der Gnaden; der Herr mit ist dir. Dieß sind die Worte, womit der Engel Mariam grüßte, als er ihr die Bothschaft brachte, daß sie Gott zur Mutter seines Sohns erkohren hatte. Man soll es oft wiederholen, aber das mit Aufmerksamkeit. Wisset ihr wohl Aenne, was diese Worte des Engels sagen wollen?

Aenne.

Man sagt, daß die Frau Marquisinn eine sehr gnädige Dame sey, voll der Güte und Gnade; und wer nur mit ihr redet, heißt sie eine gnädige Frau.

Madem. Gut.

Allerdings ist die Frau Marquisinn sehr gnädig, indem sie den armen Unterthanen viel Gutes thut, und noch mehr bey dem Herrn Marquis für sie ausbringet. Wenn aber auch das

nicht

nicht wäre, so müßte man sie doch ihres Standes und Ranges wegen eine gnädige Frau nennen, das ist eine Frau, welche ihren Untergebenen zu befehlen, und Gnaden zu ertheilen hat. Von diesem Ehrentitel redete der Engel nicht, da er Mariam grüßte; denn sie war nur von gemeinem Stande, und vor Gott sind ohnedas alle Stände gleich: er sieht nur auf die Tugend. Wenn also der Engel zu Maria sagt: Gegrüßt seyst du, voll der Gnaden, so will das sagen, voll der Liebe Gottes, und des Nächsten, voll der Sanftmuth, der Eingezogenheit, der Weisheit, der Demuth, mit einem Worte, voll aller jener Tugenden, die man sich einbilden kann. Der Herr war also mit ihr; und er wird immer mit jenen seyn, welche seine Gnade, und Liebe besitzen. Es ist aber nicht möglich, in der Liebe Gottes so weit zu kommen, wie Maria. Man muß also, wenn man jene Worte ausspricht, denken: O heiligste Jungfrau Maria, die du so glücklich warst, Gott so vollkommen zu lieben; ich erfreue mich darüber: bitte deinen Sohn, daß auch ich ihn aus ganzem Herzen liebe. Ich danke dir o mein Gott, daß du Mariam mit so vielen Gnaden erfüllet hast.

Wie heißt es aber weiter im englischen Gruße, Aenne?

Aenne.

Du bist gebenedeyt unter den Weibern, und gebenedeyt ist die Frucht deines Leibes Jesus.

Madem. Gut.

Diese Worte wurden von der heiligen Elisa-

beth

beth gesprochen, die eine Baase der göttlichen Mutter Maria war. Maria besuchte sie; und ihre Baase, anstatt eitler Complimente über ihre Schönheit und Gesundheit, sprach jene schönen Worte zu ihr. Lasset uns solche mit ihr wiederholen, indem wir gedenken, daß wir durch Mariam alles Heil erhalten haben, weil sie die Mutter Jesu ist, in welchem alle Geschlechte gesegnet sind. Nun endiget dieses schöne Gebeth.

Aenne.

Heilige Maria Mutter Gottes, bitt für uns arme Sünder, itzt, und in der Stunde unsers Absterbens.

Madem. Gut.

Diese Worte haben keine Erklärung nöthig: sie sind von der Kirche jenen des Engels und der heiligen Elisabeth beygesetzt worden. Lasset uns also bethen: Bitt für uns, o Maria! damit uns Gott seine Liebe verleihe; bitt absonderlich alsdann für uns, wenn wir in der Stunde des Todes seyn werden. Erwirb uns die Gnade, eine aufrichtige Beicht zu verrichten, mit schmerzlicher Reue über unsere Sünden, daß uns der böse Feind in diesem erschrecklichen Augenblicke nicht überwinde, daß uns die heiligen Engel getreulich beystehen: endlich erlange uns die Gnade recht zu leben, damit wir glückselig sterben können.

Aenne.

Ich habe dieses Gebeth wohl oft gebethet, aber nie mit Aufmersamkeit; nun aber werde ich, wie ich hoffe, an das denken, was sie uns vorsagten, wenn ich es bethen werde.

Ma-

Madem. Gut.

Das wird sehr gut seyn, meine Liebe! und wenn ihr euch auf dem Felde allein befindet, so sollt ihr es mit Ueberlegung oft wiederholen. Es giebt auch andere Gebethe zur seligsten Jungfrau, die mit Nutzen können gebethet werden; jenes aber ist das vornehmste, weil es von der Kirche gegeben worden. Nun haben wir gesehen, meine guten Leute, daß man niemand als Gott anbethen müsse; daß man ein Thor seyn müßte, wenn man die seligste Jungfrau und die Heiligen anbethete, weil man dabey nicht denken kann, daß sie uns erschaffen haben, und daß sie uns selig machen werden: weil sie uns aus sich keine Gnaden verleihen können; wir müssen sie nur anrufen, damit sie uns von Gott, dessen Freunde sie sind, Gnaden erbitten. Saget mir, Karl! kann man auch die Bilder um etwas bitten?

Karl.

Ich denke nein, sie verstehen uns nicht; denn die Bilder sind nur Papier, oder Figuren von Stein, Holz, Silber, u. s. w.

Madem. Gut.

Karl antwortet, wie ein Jüngling, der Witz hat. Ganz gewiß verstehen uns die Bilder nicht, sie können uns auch von Gott nichts erbitten; bey allem dem sind sie nicht unnütz. Zu was dienen sie wohl, Aenne?

Aenne.

Ich antworte vielleicht ungeschickt, Mademoiselle, ich werde aber das sagen, was mir begegnet. Ich habe in meiner Kammer ein Bild, Je-

sum am Kreuze; und es ist mir öfters schon geschehen, daß ich hätte weinen mögen, wenn ichs angesehen habe, weil mir das Bild das Leiden vorstellet, so er für mich ausgestanden hat.

Karl.

Ich war in diesem Jahre in der Paßionspredigt, und als der Prediger das Crucifixbild wies, weinte jederman, und ich auch.

Madem. Gut.

Nun sehet ihr ganz genau, meine guten Leute, wozu die Bilder nutzen: nämlich uns an das zu erinnern, was sie vorstellen. Ich bin versichert, so viel euer sind, ihr werdet den Hut abnehmen, oder eine Reverenz machen, wenn ihr bey dem Kreuze vorbeygehet, welches am Eingange dieses Fleckens errichtet ist. Das ist zwar schön, man muß aber dabey auch an Jesum denken, welcher am Kreuze gestorben ist, vor welchem ihr die Reverenz machet.

Peter.

Die Bußprediger, welche dieses Kreuz aufgerichtet, haben es wohl gesagt; allein ich denke das fünfzigstemal an nichts von allem dem.

Madem. Gut.

Ihr müsset es gleichwohl künftig besser machen, mein Freund! und indem ihr die Reverenz machet, könnet ihr sagen: Ich bethe dich an, o mein Jesu, der du für mich gekreuziget worden; oder noch besser: Mein Gott! ich opfere dir Jesum den Gekreuzigten auf; oder auch: O mein Jesu, gieß dein heiligstes Blut in meine Seele, damit sie von Sünden gereiniget und gewasch en

werde;

werde; oder andere solche Sachen. Dieses Kreuz ist errichtet, damit man sich des Leidens Christi erinnere, so man nicht unterlassen soll. Da aber die Bilder nichts göttliches, auch sonst keine Kraft an sich haben, muß man ihnen dennoch Ehrfurcht bezeigen?

Therese.

Ich meyne ja, denn man trägt ja auch Ehrfurcht für das Portrait des Königs.

Madem Gut.

Da habet ihr recht, man straft denjenigen, der eine Bildniß des Königs aus Verachtung mishandelt, weil es eine Beschimpfung wäre. Man hält auch die Bildnisse seiner Aeltern in Ehren, wenn man solche hat, und es würde niemand lieb seyn, daß sie verderbt würden. Man hält sich da nicht über die Leinwand, oder über die Farben auf, sondern wir schätzen die Vorstellung unserer Aeltern darauf. Das ist auch erlaubt; Gott verbiethet nur, die Bilder anzubethen, oder denselben solche Ehre zu erweisen, die man ihm allein schuldig ist, welches Anbethung und Liebe ist. Dieß hindert nicht, die seligste Jungfrau, und die Heiligen so zu lieben, wie unsere Aeltern: durch diese Liebe wird sogar Gott selbst mehr geehret, weil wir jene nur lieben in Gott, und wegen Gottes. Ich will setzen Karl sey mein innigster Freund: es käme nun sein Vater, oder eins seiner Verwandten zu mir, wovon ich niemand kenne; wenn ich ihnen nun in Ansehung Karls alle Ehre und Höflichkeit bezeigte, würde er darüber wohl böse werden?

Karl.

Ich müßte keinen Verstand haben, wenn mich das verdrießen soll: vielmehr müßte ich ihnen dafür verbunden seyn, eben darum, weil sie das aus Liebe zu mir thäten; und ich würde diese Ehre und Höflichkeit so aufnehmen, als wären sie mir selbst erwiesen worden.

Madem. Gut.

Eben so ist es, mein Freund, wenn wir Mariä und den Heiligen Ehre bezeigen, es geschieht wegen Gottes, weil Maria seine Mutter ist, und die Heiligen seine Freunde. Gott kann also nicht beleidiget werden, wenn wir seiner Mutter und seinen Freunden Ehre bezeigen: denn wir dächten nicht einmal daran, sie zu verehren, wenn sie nicht heilig wären, so wenig, als wir eine solche Ehre unsern Bekannten anthun, wenn sie gestorben sind. Wir wollen von dem zweyten Gebothe reden. Was verbiethet uns das, Frau Pernotinn?

Frau Pernotinn

Ich glaube, es verbiethet uns zu fluchen, und zu schwören, und den Namen Gottes unnützlich zu nennen. Ich verstehe aber das Wort unnützlich nennen nicht recht.

Madem. Gut.

Es will so viel sagen, als vergebens, ohne Noth nennen. Sie glauben vielleicht, daß die Frauenspersonen das nicht so nöthig haben, als die Mannspersonen, daß ihnen solches recht erkläret werde, weil nur diejenigen, welche ganz und gar nichts taugen, die Gewohnheit an sich haben, die

gar-

garstigen Worte zu sagen, welche beständig aus dem Munde der Mannspersonen gehen. Ich versichere sie aber, sie schwören öfters, als sie es sich einbilden; weil sie nicht wissen, was schwören heißt; und das will ich sie lehren. Es geschieht zuweilen, daß der Richter einen vor Gericht vorlädt einen Eid abzulegen, das heißt, zu schwören, daß diese oder jene Sache wahr oder falsch sey. Wissen sie wohl, was das heißt, Frau Pernotinn?

Frau Pernotinn.

Nein, in Wahrheit nicht Mademoiselle; ich bin einmal in meinem Leben gefordert worden, ein Zeugniß abzulegen. Man sagete, ich sollte die zween Vorderfinger meiner rechten Hand auf die linke Brust legen, und was man mir vorsagete, nachbethen; ich zitterte, wie ein Laub, ohne zu wissen warum.

Ein Bauer.

Ich sehe nicht, was dabey zu zittern ist. Ich habe vielmals in meinem Leben einen Eid abgeleget; das kostet nichts, und ist in einem Augenblicke geschehen.

Madem. Gut.

Ich sehe wohl, ihr wisset nicht, was es heißt, einen Eid ablegen, und ich will es euch den Augenblick lehren. Vorher aber muß ich die Frau Pernotinn erinnern, daß sie den Augenblick erst geschworen hat; und weil sie es ohne Noth gethan hat, so ist es eine übele Gewohnheit, wovon sie sich bessern muß.

Frau Pernotinn.

Ich hätte den Augenblick erst geschworen? In Wahrheit, Mademoiselle, das hat ihnen geträumet. Der liebe Gott und alle diejenigen, die hier sind, wissen wohl, daß ich niemals schwöre.

Madem. Gut.

Und sie haben zweymal geschworen, da sie mich versichert haben, sie schwüren niemals. Schwören, meine lieben Leute, heißt, Gott zum Zeugen desjenigen nehmen, was man saget. Wenn der Richter euch verbindet, einen Eid abzulegen, und ihr nicht falsch schwöret, so ist es eine gute Handlung, eine Religionshandlung.

Eine Frau.

Ich denke es wohl, Mademoiselle; denn es verhindert die Bösen, den andern dadurch Unrecht zu thun, daß sie ihr Vermögen behalten.

Madem. Gut.

Ohne Zweifel ist es etwas Gutes, wenn man die Bösen verhindert, ihren Nächsten Unrecht zu thun. Es ist eine Handlung der christlichen Liebe, der Gerechtigkeit: der Eid aber ist eine Religionshandlung. Eine Religionshandlung nennet man alle Pflichten, die man Gott selbst erweist; und eine Handlung der christlichen Liebe, alle die Pflichten, die man Gott in der Person des Nächsten erweist. Schwören heißt Gott zum Zeugen der Wahrheit dessen nehmen, was man saget. Es ist eben so viel, als wenn man sagete: Mein Gott, ich erkenne, daß du die höchste Wahrheit bist, daß du die Lügen und den Lügner hassest und bestrafest. Wenn ich dich also zum Zeugen an-

nehme, daß die Sache, die ich beschwöre, wahr sey, so unterwerfe ich mich deinen entsetzlichen Züchtigungen, wenn sie nicht wahr ist.

Es ist nicht erlaubet, Gott anders zum Zeugen zu nehmen, als auf Befehl des Richters, oder auch bey Gelegenheiten von großer Wichtigkeit. Es heißt, es an Ehrerbiethigkeit gegen ihn ermangeln lassen, und wider das zweyte Geboth sündigen, wenn man seinen heiligen Namen brauchet, ein Nichts, Kleinigkeiten zu versichern, und das aus bloßer Gewohnheit, und ohne daran zu denken.

Frau Pernotinn.

Ich begreife itzt wohl, daß ich geschworen habe, da ich Gott zum Zeugen angenommen. Gott weis ist mein Lieblingswort: ich sage es oft wegen nichts, und ich hoffe, Gott werde es mir verzeihen; denn ich wußte nicht, daß es etwas böses war, wenn man es sagete. Wie habe ich aber das erstemal geschworen, da sie es mir gemeldet haben?

Madem. Gut.

Das Wort in Wahrheit ist ein Eid. Es ist auch ein Schwur, wenn man saget, bey meiner Treue, bey meiner Seele, auf mein Gewissen, und andere mehr. Jesus verbiethet es uns, und befiehlt uns, nur ja und nein zu sagen. Man läßt es oft daran ermangeln, und ich am allerersten; wir müssen uns davon bessern. Wie man es aber ostmals thut, ohne zu wissen, daß es etwas böses ist, so ist es kein Verbrechen. Es ist aber ein entsetzliches Verbrechen, wenn man einen falschen Eid vor dem Richter ableget, oder

einen Schwur thut, wodurch man suchet, die Wahrheit auf irgend eine oder die andere Art zu verhehlen. Es ist auch eine sehr große Sünde, wenn man wider sich oder andere Flüche ausstößt.

Peter.

Was will das sagen, Flüche ausstoßen? Ich habe das niemals gehöret. Ist es eben so viel, als wenn wir fluchen?

Madem Gut.

Ja, Peter, und das ist eine recht gemeine Sünde, die ihr sehr oft begehet. Ich habe euch sonst anderswo reden hören, und bey jedem Worte, das ihr sagetet, thatet ihr einen Fluch. Der Teufel hohle mich, ich will des Teufels seyn, da schläge der Teufel drein, hohle ihn doch der Teufel, daß dich die schwere Noth, daß ihn alle Wetter erschlügen, und was dergleichen mehr ist. Und wenn ihr auf jemand böse seyd: Ich wollte, daß du am Galgen wärest, den Hals zerbrächest, lahm und krumm würdest; verwünscht, verflucht ist doch der Kerl, der Wagen, das Pferd. Was weis ich es alles? Man müßte ein ganzes Register machen, wenn man alle die Verwünschungen anführen wollte, die ihr alsdann vorbringet.

Der Pachter.

In dem Stücke bin ich Petern gleich; ich habe stets diese Worte im Munde: gleichwohl würde es mir sehr leid seyn, wenn das alsdann geschähe, was ich wünsche.

Madem. Gut.

Habe er wohl Acht auf diesen Fehler, Nachbar Niklas. Wenn er nur das Geringste ver-

sichern

sichern will, so thut er es mit einer Verwünschung, oder mit einem Fluche. Ich will des Todes seyn, der Bissen bleibe mir im Halse stecken, und dergleichen. Es könnte sich aus Gewohnheit und Unbedachtsamkeit sehr wohl eräugen, daß er diese Verwünschungen thäte, eine Lüge zu behaupten. Höre er die entsetzliche Züchtigung, welche Gott zuweilen wider diejenigen ausübet, die sich dieses Verbrechens schuldig machen Es hatte ein Mann einen König in England umbringen lassen. Dieser Mann war ein großer Herr; denn seine Tochter hatte den Bruder des Königs geheurathet, und es geschah, sie zur Königinn zu machen, daß er dieses Verbrechen begangen hatte. Gott fraget aber nichts nach dem Stande; und er strafet die Großen wie die Kleinen. Eines Tages also, da dieser böse Mensch mit dem neuen Könige speisete, der sein Schwiegersohn war, sagete dieser Fürst, er würde sich über den Tod seines armen Bruders niemals trösten, und vor denjenigen, die zu diesem Tode etwas beygetragen hätten, stets einen Abscheu hegen. Er sah dabey seinen Schwiegervater an. Dieser Elende, welcher wohl merkete, daß der König solches seinetwegen sagete, nahm einen Bissen Brod, und sagete: Wenn ich zu dem Tode des Königs, ihres Herrn Bruders, etwas beygetragen habe, so wolle Gott, daß der Bissen Brod, den ich in den Mund stecken will, mich ersticke; und zu gleicher Zeit aß er das Stückchen Brod: er schluckete es aber nicht hinunter, sondern erstickete daran, und starb vor den Augen aller Welt.

Der Pachter.

Sie haben aber gesagt, dieser Mann hätte den König umbringen lassen: wenn er ihn nicht selbst getödtet hatte, konnte er da diesen Schwur nicht thun, ohne zu lügen?

Madem. Gut.

Derjenige, welcher befiehlt, einen andern zu tödten, ist wahrhaftig sein Mörder, ob er gleich nicht die Hand an ihn geleget hat; es ist eben so gut, als ob er es selbst gethan hätte: und wenn er schwüre, er hätte es nicht gethan, so würde er einen falschen Eid thun. Man kann die Menschen wohl durch Umwege betriegen, mein lieber Nachbar, den lieben Gott aber betriegt man nicht; und so wenig man die Wahrheit verhehlet, so ist man doch meyneidig in seinen Augen. Ich setze zum Beyspiele, er hat Mutter Johannen gebethen, sie möchte ihm doch zehn Thaler leihen. Weil sie nun solche nicht bey sich hat, so saget sie zu ihm, er solle nach ihrem Hause schicken, und sie holen lassen; und er schicket auch seine Frau hin. Mutter Johanne stirbt den andern Morgen, und saget zu ihren Kindern bey ihrem Tode: Ich habe Nachbar Niklasen zehn Thaler geliehen. Sie fordern dieses Geld wieder von ihm: er behauptet aber, er habe nichts von ihrer Mutter empfangen. Sie lassen ihn vor den Richter fordern, und er schwört, daß ihm die Verstorbene dieses Geld niemals zugestellet habe. Es ist die Wahrheit, daß er es niemals von ihren Händen empfangen hat: es ist aber nicht weniger wahr, daß sie es ihm geliehen hat. Das versteht der Richter, was er von ihm fordert;

fordert; er leugnet es; und darinnen thut er einen falschen Eid; das ist, er begeht ein entsetzliches Verbrechen.

Thomas.

Gott sey mir gnädig; ich habe noch niemals vor Gerichte gezeuget. Was das Uebrige anbetrifft, so bin ich ein großer Schwörer und Flucher. Hören sie, Mademoiselle, wenn der Teufel alles das genommen hätte, was ich ihm gebe, so würde ich weder Frau, noch Kinder, noch Bette, noch Hausgeräth mehr haben. Es ist nicht eine einzige Sache im Hause, die ich ihm nicht gegeben habe, mit mir zuerst anzufangen: aber es war nicht im Ernste; und ich würde sehr verdrüßlich gewesen seyn, wenn er sie genommen hätte.

Madem. Gut.

Er mag immerhin seine Frau und Kinder dem Teufel übergeben; derselbe wird sie nicht nehmen können, weil sie eher dem lieben Gott zugehören, als ihm. Nur er ist des Teufels, mein lieber Mann, wenn er ihm andere übergiebt; er hat sich da einen schlechten Herrn erwählet, mein lieber Thomas.

Thomas

Geduld, ich will mich so vielmal dem lieben Gott ergeben, daß er mich aus seinen Klauen reißen wird. Allein, Mademoiselle, das Erschrecklichste bey dem allen ist die böse Gewohnheit: ich mag mich immerhin gern bessern wollen; es wird mir doch aus dem Munde herausfahren, ohne daß ich es einmal wahrnehme.

Madem. Gut.

O ich will ihm schon das Mittel geben, sich in kurzer Zeit zu bessern, wenn er wahrhaftig Lust dazu hat. Es giebt aber noch andere Worte, Thomas, die noch viel ärger sind, als diese. Wenn er nämlich den Namen Gottes zu seinen Sacramenten, Wettern und vielen andern setzet. Es sind Goteslästerungen, was er so ausspricht. Er thut dergleichen, wenn er Gott entsaget, welches ihm oft begegnet. Man hat auf die Gotteslästerungen schwere Strafen gesetzet. König Ludwig der Heilige, in Frankreich, hat die Gotteslästerer verurtheilet, es sollte ihnen die Zunge mit einem glühenden Eisen durchstochen werden — Das setzet ihn in Furcht, Thomas; nun wohl! ich werde nicht so strenge seyn: erinnere er sich aber, daß er mir versprochen hat, mir zu gehorchen. Ich verurtheile ihn nur, an dem Tage, da er dieses Geboth Gottes wird übertreten haben, bey seinem Mittagesbrode Wasser zu trinken.

Thomas.

Das heißt, ich soll niemals zu Mittage Bier trinken; denn es ist so gewiß, als es wahr ist, daß sie da sind, daß ich nicht einen einzigen Tag werde hingehen lassen, ohne zu schwören.

Madem. Gut.

Er glaubet es, mein Freund; und ich bin gewiß, daß, wenn er diese Buße nur dreymal thut, er sich bessern werde; denn wenn der liebe Gott seinen guten Willen sehen wird, so wird er ihm die Kraft geben, auf sich Acht zu haben. Er wird sehen,

sehen, daß seine Zunge, aus Furcht Wasser zu trinken, viel schwerer zum Schwören werden wird. Frisch! Muth gefaßt, mein lieber Freund, es kömmt darauf an, ein guter Christ zu werden, in das Paradies oder in die Hölle zu kommen; denn die Gotteslästerer kommen nicht in den Himmel. Bedenke er das wohl, mein guter Thomas. Wenn er versichert wäre, man würde ihm die Zunge mit einem glühenden Eisen durchstechen, so bin ich versichert, es würde ihm solches niemals wiederfahren.

Thomas.

Die Wahrheit zu sagen, Mademoiselle, das glühende Eisen würde mir immer vor Augen seyn; und ich glaube, das würde mich bessern. . . . Indessen ist es doch, wie sie sagen, noch viel ärger, in die Hölle kommen. Wohl, der Handel ist geschlossen. . . . Warten sie doch, daß ich ihnen erst noch eine kleine Frage thue. Gesetzt, ich hätte an einem Tage geschworen; ich werde meinen Krug Bier nach allem Rechte da verloren haben. Wenn es mir aber als ein großes Glück wiederführe, daß ich den andern Tag nicht schwüre, könnte ich da nicht beyde Krüge zusammen trinken? Das würde mich ein wenig belohnen. Bedenken sie, daß ich nöthig habe, ein wenig Stärke zur Arbeit zu bekommen. Wenn das Bier theuer wäre, so müßte man Geduld haben: itzo aber, da es so wohlfeil ist, o da ist es zu erbarmen, wenn man Wasser trinken soll.

Madem. Gut.

Wie doch der arme Thomas mit dem lieben

Gott

Gott handelt! Was würde er machen, mein lieber Freund, wenn er so mit ihm handelte, damit er ihm seine Gnade in diesem Leben und den Himmel in der andern Welt gäbe? Wollte er nicht lieber sagen, man müßte sterben, wenn man sich seines Kruges Bieres beraubete? Und wie machen es die Menschen, wo kein Bier gebrauet, und auch kein Wein gebauet wird? Sie trinken Wasser, und leben dabey viel länger und gesünder, als man hier lebet. Das Saufen benimmt die Kräfte und das Leben. Bey allem dem würde es mir ganz lieb seyn, wenn er alle Tage sein kleines Maaß tränke. Das kömmt auf ihn an, Thomas; er darf nur nicht schwören; ich werde selbst darüber erfreuet seyn.

Thomas.

Wissen sie wohl, Mademoiselle, daß sie eine rechte Verführerinn sind. Es ist wahr, ich habe es ihnen versprochen, und ich will ihnen auch mein Wort halten, wenigstens auf diese Woche. Ich werde zu mir sagen, damit ich mich aufmuntere, sie wird bald vorbey seyn; nach diesem wollen wir sehen, wie es mit der andern geht. Es kömmt mir aber ein Gedanken ein, ob ich einmal oder dreyßigmal schwöre, das wird alles einerley seyn; ich werde für dreyßigmal nicht mehr bezahlen, als für einmal. Ich fürchte, wenn mir einmal ein Schwur entwischet seyn wird, so werde ich Sattel und Zeug wegwerfen, da das Pferd verloren ist, wie man saget.

Madem. Gut.

Nein, Thomas, das wird er nicht thun; denn

er

er ist ein wackerer Mann, der ein gutes Herz hat. Er wird alsdann bey sich selbst sagen: sollte ich so elend seyn, und Gott misfallen wollen, bloß weil ich mich nicht ein wenig zwingen will? Er hat mich mit Gütern überhäufet; er liebet mich und das, was ich thue, das Vergnügen zu haben, einen Krug Bier zu trinken, wollte ich nicht thun, ihm ein kleines Merkmaal meiner Liebe und Erkenntlichkeit zu geben? Nein, ich werde nicht so undankbar seyn; mein Gott, gieb mir deine Gnade, daß ich nicht dergleichen Schändlichkeit begehe.

Der Pachter.

Bey meinem Barte, Mademoiselle; sie reden so gut, daß man kein Mittel hat, sich dawider zu halten; und ich glaube, sie werden mich am Ende noch bekehren. Ich will es wie Thomas machen; ich will Wasser saufen, wie ein Budel, wenn ich schwöre. Willst du mit uns einstimmen, Peter? Sehen sie nur, Mademoiselle, was er für ein Gesicht machet.

Peter.

Vielleicht werde ich mich eher bessern, als ihr; ich denke aber, ihr prediget für eure Pfarre. Wenn ich Wasser trinken werde, so werdet ihr euer Bier sparen.... Wartet, ich will einen Trunk in meinem Kruge lassen; ich will aber nicht, daß er euch zu Gute kommen solle; es soll für Liesen seyn. Sind sie zufrieden mit mir, Mademoiselle?

Madem. Gut.

Von einem bösen Bezahler muß man anneh-

men, was man bekommen kann. Es ist allezeit ein Anfang; das Uebrige wird am Ende kommen. Ihr fraget mich, ob ich mit euch zufrieden bin? Ohne Zweifel, mein lieber Peter, weil Gott zufrieden ist. Er ist so gütig, daß er uns auch das Wenige anrechnen will, was wir thun, ihm zu gefallen.

Der Pachter.

Wenn Peter sein Wort hält, so kann sich Liese alle Tage auf ein Glas Bier Rechnung machen; ich bin ihr gut dafür.

Peter

Sie würde dessen mehr, als viere, bekommen, wenn ihr ihr eures geben wolltet; ihr schwöret wenigstens eben so viel, als ich.

Der Pachter.

Liese möchte vielleicht in die Versuchung gerathen, zu wünschen, daß sich Peter nicht besserte, weil alsdann ihr Trunk Bier verloren seyn würde, so oft er einen Tag ohne Schwören vorbeygehen ließe. Ich will ihr diese Versuchung benehmen. Wenn du dich besserst, Peter, so will ich für dich bezahlen.

Madem Gut.

Das wird ein Werk der christlichen Liebe seyn, welches ihm die Gnade Gottes zuziehen wird, seine gute Entschließungen auszuführen. Vergesset es niemals, meine lieben Leute, daß wir ohne diese Gnade Gottes nichts können. Sie giebt uns die Begierde, Gutes zu thun, und sie ist es auch, welche uns die Kraft giebt, unsere guten

Ent-

Entschließungen auszuüben. Lebet wohl bis künftigen Sonntag, meine lieben Leute.

Marie.

Ich muß ihnen vorher noch einen Gedanken sagen, der mir einfällt. Wenn man sieht, was sie sich für Mühe geben, uns zu vermögen, daß wir uns bessern, so sollte man sagen, sie hätten einen großen Vortheil davon. Indessen ist es doch gewiß, sie werden für uns nicht verdammet werden, wenn wir nicht als Christen leben. Woher kömmt die große Begierde, die sie haben, uns besser zu sehen?

Madem. Gut.

Von dem Gebothe, welches mir Christus gegeben hat, meinen Nächsten, wie mich selbst, zu lieben, meine liebe Marie. Ich muß wünschen, daß Gott von allen seinen Geschöpfen geliebet, angebethet, und ihm gedienet werde; vornehmlich aber unter meinen Anverwandten, meinen Freunden und Bekannten. Nun sehe ich euch alle als meine Freunde an; und ich werde nichts vergessen, was auf mich ankommen wird, euch zu nöthigen, daß ihr den Weg zum Himmel betretet. Das wird so weit gehen, daß ich auf euch recht schmälen werde, wenn es nöthig seyn wird. Weil ihr aber alle überzeuget seyd, daß es zu eurem Besten geschieht, so hoffe ich, ihr werdet es mir verzeihen, und alles das gut aufnehmen, was ich euch in der Folge werde sagen können.

Besondere Unterredung.

Mademoiselle Gut, der Pachter.

Der Pachter.

Sie haben mir einen erschrecklichen Floh ins Ohr gesetzet, Mademoiselle, und wenn ich nicht versichert wäre, daß niemand etwas wissen könne, was ich niemals gesaget habe, so würde ich glauben sie hätten von mir geredet. Ich wollte sie wohl um einen guten Rath fragen: aber sie müssen wenigstens reinen Mund halten.

Madem. Gut.

Er kann sich auf meine Verschwiegenheit Rechnung machen, Nachbar Niklas, so wohl als auf meinen Rath, wenn er ihm nützlich seyn kann.

Der Pachter.

Ich würde ganz und gar zu Grunde gerichtet seyn, wenn man das erführe, was ich ihnen sagen will. Wissen sie wohl, Mademoiselle, daß sie beynahe meine Geschichte erzählet haben, ausgenommen, daß anstatt der zehn Thaler, die sie setzeten, daß ich sie geliehen hätte, es fünfzig gewesen sind? Ich hatte dieses Geld von einem meiner Gevattern verlanget, der es meiner Frau gegeben hatte. Dieser Mann starb; und da seine Kinder kamen, und das Geld von mir wiederforderten, so hatte ich es nicht wiederzugeben, und es brachte mir großen Vortheil, wo es war. Ich war jung; ich richtete nur noch erst meine Wirthschaft ein, und der Teufel ist schlimm; er rieth mir,

mir, ich sollte leugnen, daß ich das Geld bekommen hätte; und ich folgete diesem bösen Rathe. Ich kann sie indessen doch auf mein Gewissen versichern, daß ich nicht glaubete, einen falschen Eid zu thun, als ich vor dem Richter schwur; weil meine Frau das Geld empfangen hatte, und nicht ich.

Madem. Gut.

Vermuthlich hat er Mittel gesuchet und gefunden, dieses Geld den Kindern desjenigen wiederzugeben, dem es gehörete.

Der Pachter.

Nein, wahrhaftig; und das geht mir eben so im Kopfe herum. Sehen sie nur, Mademoiselle, das Heu war nicht gerathen, und ich hatte einen guten Vorrath desselben. Man gab das Vieh fast um nichts weg, weil man kein Futter für dasselbe hatte. Ich legte das Geld an, ein Dutzend Stück, halb auf Credit, halb für baares Geld, zu erkaufen. Das ist der Anfang zu meinem kleinen Vermögen; denn ich verkaufete sie das Jahr darauf dreymal so theuer wieder. Es ist gewiß, wenn man mir das Geld nicht eher abgefordert hätte, so würde ich es da wiedergegeben haben. Allein, ich hatte es abgeschworen; wie sollte ich es nun machen? und hernach, damit ich ihnen die Sachen sage, wie sie an sich sind, so kömmt der Appetit mit dem Essen. Ich fand das Mittel, dieses Geld zu vermehren, und ich verschob es von einem Tage zum andern, mich dessen zu entledigen. Endlich, nachdem eine lange Zeit vergangen war, so habe ich gedacht, ich könnte mich nie-

manden mehr anvertrauen, und da habe ich denn alles behalten.

Madem. Gut.

Ist das Geld lange in seinen Händen, Nachbar Niklas? Sind diejenigen, denen es gehöret, arm; haben sie aus Mangel dieser Summe Noth gelitten?

Der Pachter.

Das machet mir eben am meisten Kummer. Sie haben aus Mangel dieses Geldes alles verkaufet; und sie haben sich niemals wieder aufhelfen können; sie sind am Bettelstabe.

Madem. Gut.

Ich frage ihn dieses eben nicht aus Neugierde. Ich vermuthe, er verlanget meinen Rath zu vernehmen, was er thun müsse; und er sey nachdrücklich entschlossen, nichts zu sparen, die Verbrechen wieder gutzumachen, worein ihn dieser Diebstahl gezogen hat.

Der Pachter

Ja, Mademoiselle, mein Vorsatz ist, ich will ihnen die funzig Thaler zustellen, daß sie solche diesen Leuten wiedergeben, ohne daß sie wissen, woher sie kommen. Weil es schon lange her ist, daß solches vorgegangen, und sie in einem andern Dorfe dienen, so werden sie nicht auf mich denken, daß bin ich versichert. Es sind ihrer nur zween.

Madem. Gut.

Nun, wenn er einem jeden diese fünf und zwanzig Thaler hat wiedergeben lassen; glaubet er da, daß sein Gewissen wird frey seyn?

Der Pachter.

Ganz gewiß Mademoiselle; ihr Vater hatte mir nicht mehr geliehen. Wenn es fünfzig Luisdor gewesen wären, so würde ich es ihnen eben so gut gesagt haben, und ich würde sie eben so wiedergeben; denn Gott sey Dank, ich bin im Stande, solches zu thun. Als man sah, daß ich ein wenig vor mich gebracht hatte, so vertrauete man mir das große Gut an, das ich jetzo habe; und ich habe so gut darauf gewirthschaftet, daß kein Jahr hingeht, wo ich nicht ein Stückchen Feld ankaufe. Unter uns gesaget, Mademoiselle, ich ließe mich nicht wegen drey bis vier tausend Thaler aufhängen: ich kann sie innerhalb vier und zwanzig Stunden finden: aber kein Wort! Ich bin verbunden, mich wegen der Auflagen arm zu machen; und hernach so würden meine Faullenzer von Kindern nichts thun, wenn sie mich für reich hielten.

Madem. Gut.

Das Geld aber, welches er aufhebt, würde ihm mehr einbringen, wenn er es zu Ländereyen anlegte; jetzo ist es ein todtes Capital.

Der Pachter.

O gar nicht! das Capital liegt nicht todt da. Niklas ist nicht so dumm, daß er es so liegen, und nichts thun ließe. Ich kenne das ganze Land umher. Wenn ein Pachter kein Geld hat, seinen Herrn zu bezahlen, so schieße ich ihm dieses Geld auf drey bis vier Jahre vor, wobey ich meine Sicherheit nehme, versteht sich.

Madem. Gut.

Und was ist das für Sicherheit, die er nimmt, Nachbar Niklas?

Der Pachter.

Sie sehen wohl ein, daß man nur Leuten leiht, die zu bezahlen haben. Sie versetzen mir ein Stück Wiese, ein Viertel von einem Weinberge, und daß für sehr guten Preis, weil sie glauben, es in der Zeit wieder einzulösen, die ich ihnen gesetzet habe. Weil sie es nun nicht thun, so bleibt das Stück mein.

Madem. Gut.

Ich getraue mir nicht, ihm zu sagen, was ich von diesen fünfzig Thalern, und von der Anwendung seines Geldes denke. Er würde nur böse auf mich werden, Nachbar Niklas, das bin ich versichert.

Der Pachter.

Was für Einbildung! Und warum sollte ich böse werden, da ich selbst sie gebethen habe, zu reden? Sie sind gesonnen, mir Gutes zu thun; nicht wahr? und wie Marie saget, so haben sie keinen Vortheil davon, wenn ich besser werde.

Madem. Gut.

Ganz gewiß, mein guter Niklas; und das so gewiß, als sein Vermögen oder wenigstens ein gutes Theil seines Vermögens, ihm eben so wenig zugehöret, als mir. Es ist auch noch dabey höchst wahr, daß sein Reichthum ein Gut des Fluches ist, welches ihn in die Hölle ziehen wird. Sage er mir, mein lieber Nachbar: wenn er jetzo hangen sollte, ist es nicht wahr, er würde sein

gan-

ganzes Vermögen gern darum geben, damit er es verhinderte?

Der Pachter.

Eine schöne Frage! Ohne Zweifel würde ich es hingeben. Wozu würde mir mein Geld dienen, wenn ich todt wäre? Aber davon ist die Frage nicht.

Madem. Gut.

Nein, mein lieber Mann, sondern die Frage ist, daß man nicht in die Hölle komme. Er kann sie nicht vermeiden, ich versichere ihn, wenn er nicht einen guten Theil seines Vermögens wieder herausgiebt; denn es ist übel erworben. Nun ist es nicht möglich, mit dem Vermögen eines andern in den Himmel zu kommen.

Der Pachter.

Ich glaube, sie thun das nur, um mich toll zu machen. Habe ich ihnen nicht gesaget, ich wollte die fünfzig Thaler, die ich genommen habe, wieder ersetzen, und die Sünde beichten?

Madem. Gut.

Diese Ersetzung ist nicht hinlänglich: er muß außerdem auch den Schaden noch ersetzen, welchen er den Kindern desjenigen angethan hat, der es ihm geliehen hatte. Hat er mir nicht selbst gesaget, wenn sie das Geld gehabt hätten, so würden sie nicht von ihrem Herrn so heruntergebracht worden seyn? Sie würden noch ferner Pachter geblieben seyn, da sie jetzo dienen müssen. Auf sein Gewissen, er muß einen Theil dessen, was er mit ihrem Gelde gewonnen hat, mit ihnen theilen, oder sie wenigstens wieder in den Stand

setzen, worinnen sie waren, und aus welchem sie durch seine Schuld gekommen sind.

Der Pachter.

Ach! was das anbetrifft, so schwatzen sie mir das nur so vor! Welcher Thor wird ihnen glauben? Ich gewiß nicht. Wie! ich sollte Wasser und Blut geschwitzet haben, einige Groschen zu sammlen, und meine armen Kinder gut einzusetzen, und hernach sollte ich die Frucht meiner Arbeit mit Fremden theilen? Sie bedenken das nicht wohl, Mademoiselle.

Madem Gut.

Ich habe es ihm wohl gesaget, Nachbar Niklas, er würde auf mich böse werden. Indessen will ich ihm doch ganz und gar keinen Verdruß machen. Wenn er mich für zu streng hält, so ziehe er irgend einen Gelehrten zu Rathe. Er wird keinen Menschen finden, der ihm nicht saget, man könne nicht selig werden, wenn man nicht aus allen seinen Kräften das Unrecht wieder gutmachet, welches man seinem Nächsten gethan hat. Er muß nicht allein diese Kinder, die aus Pachtern Dienstbothen geworden sind, sondern auch alle diejenigen schadlos stellen, deren Güter er weit unter demjenigen Preis gekaufet hat, was sie werth gewesen sind.

Der Pachter.

Wenn man sie höret Mademoiselle, so sollte man sagen, es sey nicht erlaubet, sich einen guten Kauf zu Nutze zu machen, wenn man ihn findet?

Ma-

Madem. Gut.

Das sage ich nicht, Nachbar Niklas. Es ist erlaubet, ein Gut so wohlfeil zu kaufen, als man kann, wenn nur derjenige, der es verkaufet, seine Freyheit hat, und wenn man sich nicht seine Umstände zu Nutze machet, es um die Hälfte des Preises zu bekommen. Sage er mir aber auf sein Gewissen, wenn die Leute, welche Geld braucheten, ihm die Hälfte ihres Landes unter der Bedingung verkauften, es nach Verlaufe einiger Jahre um eben den Preis wieder einzulösen; ist es nicht wahr, so hoffeten sie, es um die Zeit wieder an sich zu bringen, und er hingegen wußte beynahe, daß sie es nicht wieder einlösen könnten?

Der Pachter.

Ohne Zweifel; ich dachte es einiger Maßen: ungeachtet dessen aber habe ich sie doch nicht genöthiget, es zu verkaufen. Sie konnten es behalten, und ich behielt mein Geld.

Madem. Gut.

Ich verstehe ihn wohl, er hat sie nicht genöthiget, mit der Pistole vor dem Kopfe: er wußte aber wohl, die Noth hielt ihnen diese Pistole vor. Wenn er ihr Gut hätte kaufen wollen, ohne daß sie seiner nöthig gehabt hätten, würde er ihnen nicht mehr gebothen haben?

Der Pachter.

Ich würde ihnen etwas mehr gegeben haben; und der Handel würde immer noch billig gewesen seyn. Ich brauchete aber ihre Felder nicht; ich würde sie auch nicht gekaufet haben, wenn ich

nicht die Gelegenheit gehabt hätte, sie für etwas weniges zu bekommen.

Madem. Gut.

Nun wohl, das was er würde mehr gegeben haben, wenn er auch noch für einen guten Preis gekaufet hätte, muß er nachzahlen. Gott befiehlt es ausdrücklich, und alle Menschen zusammen könnten ihn nicht lossprechen, dem Gesetze seines Schöpfers zu gehorchen.

Der Pachter.

Dieses Gesetz aber sollte billig seyn, und die Leute nicht erwürgen, wie sie thun.

Madem. Gut.

Damit er begreife, wie billig und gerecht dieses Gesetz sey, so setze er sich an die Stelle derjenigen, die er zu Grunde gerichtet hat. Wohlan, er ist der Sohn des Pachters, und ich habe ihm seine fünf und zwanzig Thaler wiedergebracht, wobey ich ihm sage, wie ich sie behalten, und was ich damit gemacht habe. Würde er da nicht bey sich selbst sagen: Ich bin doch von dem Gelde recht fett, das er mir jetzt wiedergiebt? Wenn er es uns den Augenblick bezahlet hätte, da wir es von ihm verlanget haben, so würden wir jetzt vielleicht eben so reich seyn, als er, anstatt, daß meine Schwester und ich verbunden sind, zu dienen. Ist es nicht wahr, wenn er dieser arme Bursche wäre, so würde er das Gesetz sehr billig finden, welches den andern verbände, ihn wieder in seinen vorigen Stand setzen?

Der Pachter.

Sie quälen mich mit ihrer Vergleichung. Ich gestehe es, wenn ich an der Stelle dieses Menschen wäre, ich würde das Gesetz sehr billig finden.

Madem. Gut.

Nun wohl mein Freund, Gott saget in der heiligen Schrift, er habe einen Gräuel an denen, die zweyerley Gewicht und Maaß führen, eines für sich, und das andere für ihren Nächsten; und Jesus wiederholet es uns in seinem Evangelio fast auf allen Seiten, daß wir den andern das nicht thun sollen, was wir nicht wollen, daß man es uns thun solle; daß uns mit dem Maaße, womit wir andern messen, wiederum werde eingemessen werden. Will er ihm ungehorsam seyn, und verdammet werden, damit er seinen Kindern nur ein Vermögen lasse, welches ihnen niemals gedeihen wird: das bin ich versichert? Höre er noch einen gesetzten Fall, der ohne Wunderwerk wirklich werden kann. Nehme er an, daß er diese Nacht sterben soll; wird er sein Geld in die andere Welt mitnehmen? Wird es ihn verhindern, auf alle Ewigkeit verdammt zu seyn?

Der Pachter.

Sie haben im Grunde Recht; und ich verspreche ihnen, in Zukunft alles zu thun, was sie mir rathen werden. Es ist aber unmöglich, daß ich jetzo mehr gebe, als die fünfzig Thaler. Ich stehe im Handel wegen eines Gutes, das sehr gutes Kaufes ist; ich gehe mit der Sache schon seit langer Zeit um; es muß baar Geld da seyn;

wenn

wenn ich meines weggebe, so wird es ein anderer kaufen.

Madem. Gut.

Schämet er sich nicht, mein armer Freund, daß er Gott und seine Seligkeit mit diesem Gute in Vergleichung stellet? Will er es auf Kosten seiner ewigen Seligkeit kaufen? Er saget, er wolle es in Zukunft wieder ersetzen; wer giebt ihm aber die Versicherung, daß er Zeit dazu haben werde? Gott, welcher dem Sünder Verzeihung verspricht, so oft er seine Sünde bereuen wird, hat ihm nicht die Zeit versprochen, sie zu bereuen; sondern er drohet denjenigen vielmehr, welche sich nicht die gegenwärtige Gnade zu Nutze machen, er wolle sie verlassen. Ihr werdet mich dereinst suchen, und nicht finden, sagete er zu den widerspänstigen Juden, und ihr werdet in euren Sünden sterben. Ich wiederhole ihm seine Worte, Nachbar Niklas; er dringt durch meinen Mund in ihn. Wenn er sich jetzt weigert, sich zu bekehren, und das ungerechte Gut zu ersetzen, so fürchte er, er möchte nicht mehr die Zeit haben, es zu thun, und in seinen Sünden sterben.

Der Pachter.

Wir wollen also sehen, Mademoiselle; wie viel glauben sie, daß ich würde herausgeben müssen, damit ich mein Gewissen ganz rein hätte?

Madem. Gut

Das muß er selbst untersuchen und entscheiden, mein lieber Nachbar. Er weis, in was für einem Zustande die Leute gewesen, und was sie durch seine Schuld verloren haben. Dieß muß

die

die Summe bestimmen, die er ihnen wiedergeben soll, oder in was für einen Stand er sie setzen soll. Was diejenigen anbetrifft, die ihm ihr Gut für einen Pfifferling verkaufet haben, wie man saget, so muß er ihnen so viel herausgeben, als er zu wenig bezahlet hat. Mit einem Worte, setze er sich an die Stelle, aller dieser Leute, und thue er für sie das, was er billiger Weise gern wollte, daß man für ihn in dergleichen Falle thun sollte. Das ist die große Regel, die ich ihm allezeit wiederholen werde: Thue er andern das, was er will, daß man ihm thun soll. Wenn ihm noch einiger Zweifel wegen meiner Entscheidung übrig bleibt, so erlaube er mir, daß ich einige Leute zu Rathe ziehe, ohne ihn zu nennen. Er kann lesen; er soll ihre Antwort geschrieben sehen.

Der Pachter.

Ziehen sie ja keinen zu Rathe, Mademoiselle. Vielleicht möchten sie sagen, ich müßte noch mehr Geld herausgeben. Ich bin schon recht unglücklich, daß ich ihnen alles das gesaget habe; und ich werde mich lange Zeit deswegen in die Finger beißen. Ich hätte nur meine fünzig Thaler dürfen wiedergeben, ohne einem Menschen ein Wort davon zu sagen; ich wäre weit besser weggekommen. Denn Gott würde mich nicht deswegen gestrafet haben, daß ich etwas nicht gewußt habe. Nun versichere ich sie, ich habe nicht die geringste Muthmaßung gehabt, daß man mehr wiedergeben müßte.

Madem. Gut.

Er glaubet also, Nachbar Niklas, man dürfe nur seine Pflichten nicht wissen, damit man nicht verbunden sey, sie zu erfüllen? Das würde sehr bequem seyn: aber es geht so nicht. Man wird auch verdammet, daß man verabsäumet hat, sich von der Art und Weise zu unterrichten, wie man die Gebothe Gottes halten soll. Ist das nicht unser Hauptwerk oder vielmehr unser einziges Geschäfft? Er denket doch, daß er seit zwanzig Jahren nichts als gottesräuberische Beichten und Communionen verrichtet hat, die wieder müssen gut gemacht werden: mit den übrigen Sünden muß er auch diese beichten; und er darf versichert seyn, daß ihm sein Pfarrer sowohl, als jeder anderer Beichtvater die Ledigsprechung versagen werde, wenn er das nicht thut, was ich ihm gerathen habe. Er wird doch nicht fortfahren wollen, die Sünden zu verschweigen?

Der Pachter.

Ich war fest entschlossen, solche zu beichten; ich hätte sie aber schon so verworren vorgebracht, daß der Beichtvater nicht viel davon wahrgenommen hätte.

Madem. Gut.

Das wäre eben so viel, als wenn er gar nichts gebeichtet hätte. Er will seinen Beichtvater betriegen, das ist zwar das leichteste von der Welt; denn er muß seinen Worten glauben: allein Gott kann er nicht betriegen. Denke er an das, was am jüngsten Gerichte geschehen wird, mein lieber Nachbar. Gott wird alsdann vor der ganzen

Welt

Welt zeigen, daß Nachbar Niklas, welcher den Ruhm eines ehrlichen Mannes hatte, ein Dieb, ein Geizhals, ein Wucherer, ein Gleißner, ein Gottesräuber war, welcher lieber hat verdammet werden, als wiedergeben wollen. Was für eine schöne Figur wird er alsdann machen?

Der Pachter.

Ich soll die Leute wieder in ihren vorigen Zustand setzen, das Uebrige von dem, was ich gekaufet habe, nachzahlen? dazu gehörete die Hälfte meines Vermögens. Wohlan, Mademoiselle, daran ist nicht mehr zu denken; es mag davon kommen, was da will. Uebrigens denke ich, sie sind eine rechtschaffene Person, und sie werden mein Geheimniß bey sich behalten.

Madem. Gut.

Lebe er wohl, armer unglückseliger Mann, der die Hölle so wohlfeil erkaufet hat. Sein Geheimniß ist in Sicherheit: er macht mich aber sehr betrübt.

Unterredung.

in der Woche

Karl, Mademoiselle Gut, und darauf auch der Pachter.

Karl.

Ach! Mademoiselle, erweisen sie uns doch die christliche Liebe, und kommen auf das Gut. Wir sind

sind diese Nacht so entsetzlich von den Schlossen getroffen worden, daß wir dieß Jahr nicht die Mühe haben werden, die Weinleser zu bezahlen; denn die Traube ist in Stücke zerhacket, und was noch ärger ist, der Weinstock ist abgeschnitten, recht als wenn es mit Fleiße von einem Messer geschehen wäre. Mein Vater war schon ganz verzweifelt darüber. Er riß sich die Haare aus dem Kopfe und weinete, daß es ein Jammer war. Auf einmal kam man, und meldete ihm auch, daß die schönste von unsern Kühen umgefallen wäre, und die andern krank zu seyn schienen. Das hat ihn närrisch gemacht, denke ich. Anfänglich fiel er in Ohnmacht, und gleich darauf bekam er ein starkes Fieber; denn das Gehirn ist ihm verrückt. Er redet mit ihnen nicht anders, als wenn sie da wären; er bittet sie alle Augenblicke um Verzeihung. Hat er ihnen etwan einen Verdruß gemacht? Zuletzt hat er mir gesaget, ich sollte hergehen, und sie bitten, sie möchten doch zu uns kommen; denn er will sich niederlegen.

Madem Gut.

Der arme Mann! Ich hoffe gleichwohl, es wird nichts seyn. Wohlan, gehet, mein Freund! ich komme mit.

Der Pachter.

Ach! Mademoiselle, der liebe Gott hat mich recht gestrafet, daß ich ihnen nicht habe glauben wollen. Ich habe über fünzig Luisdor diese Nacht verloren, ohne zu wissen, wie viel ich noch verlieren werde; denn alle mein Vieh ist krank. Ich bin ein verlorner, verdammter Mann.

Ma-

Madem. Gut.

Weder eins, noch das andere, mein armer Niklas! der liebe Gott hat ihn gezüchtiget, und das ist ein Zeichen, daß er ihn liebet, und selig machen will. Wohlan, verspreche er ihm, eine aufrichtige Beichte abzulegen, seinem Herrn Pfarrer alles zu sagen, und zu thun, was er befehlen wird.

Der Pachter.

Ja, ich verspreche es ihm. Man soll gleich den Herrn Pfarrer kommen lassen. Aber bitten sie den lieben Gott, daß er mir doch mein Vieh erhalten wolle.

Madem. Gut.

Gott hat wohl lange Arme, mein Freund, wenn wir ihm nicht gutwillig folgen wollen, so hat er Mittel genug, uns zu zwingen. Betrachte er nun das Unglück, so ihm begegnet ist, als eine Gnade; denn ohne diese würde sein Herz seyn verhärtet worden. Eines muß er wohl in Acht nehmen, und ja nicht etwan die Furcht, sein Vieh zu verlieren, den Antrieb seiner Bekehrung seyn lassen, dieses würde ihm nichts nutzen. Sage er vielmehr zu Gott: Herr, ich bin ein unglückseliger Geiziger, der an nichts denket, als an die Güter der Welt, und der diese mehr liebet, als dich: Ich danke dir dafür, daß du mich gestrafet hast: ich überlasse dir noch alle übrigen Güter, wenn du mir nur eine wahre Reue über meine Sünden, und einen ernstlichen Vorsatz mich zu bessern verleihest.... Aber nun kömmt der Herr Pfarrer, ich lasse ihn allein mit ihm.

Der fünfte Sonntag.

Madem. Gut.

Wir wollen heute von dem dritten Gebothe Gottes reden, welches uns verbindet, den Sonntag zu heiligen, und von unserer Arbeit zu ruhen. Gott wandte, wie ihr wisset, meine lieben Leute, sechs Tage an, die Welt zu erschaffen, und den siebenten ruhete er; und dieser Ruhe des Herrn zu Ehren, ruhen wir auch einen Tag in jeder Woche.

Karl.

Sie haben uns gesaget, Gott wäre allmächtig, und er dürfte nur etwas wollen, so wäre es da; warum wandte er denn sechs Tage an, die Welt zu erschaffen? Warum saget man, er habe geruhet? War er etwan müde?

Madem. Gut.

Wenn wir von den Werken Gottes reden, Karl, so sind wir gezwungen, niedrige Redensarten zu brauchen, die sich für seine Majestät gar nicht schicken, weil wir keine Wörter haben, welche Gott anständig sind. Wenn man saget, er habe geruhet, so bedeutet es nicht, er sey müde gewesen, sondern nur, er habe aufgehöret, neue Geschöpfe hervorzubringen. Als er das Licht erschaffen wollte, so sagete er: Es werde Licht; und es ward Licht. Es kostete ihm nicht mehr, den Himmel, die Erde und alle Geschöpfe hervorzubringen. Die heilige Schrift, welche saget, er habe alles, was da ist, in sechs Tagen gemacht,

macht, saget uns nicht, warum er nicht alles in einem Augenblicke gemacht habe; und das ist ein Zeichen, daß es nicht nöthig war, daß wir es wüßten.

Frau Pernotinn.

Ich habe ihnen noch eine andere Schwierigkeit zu machen, Mademoiselle. Wir machen nicht den siebenten Tag zum Ruhetage, sondern den achten; warum das?

Madem. Gut.

Gott, welcher den Juden befohlen hatte, den Tag seiner Ruhe zu feyern, hatte durch einen seiner Propheten gesaget, nach dem Tode und der Auferstehung seines Sohnes, würde es einen andern Tag der Ruhe geben; und das ist unter den Christen geschehen. Weil Jesus Christus an einem Sonntage auferstanden, und an diesem Tage in seine ewige Ruhe, nach dem Leiden seines sterblichen Lebens, eingegangen ist, so hat die Kirche diesen Tag zur Ruhe gewiedmet: aber das ist zu einer ganz geistlichen Ruhe. Wollte sie mir wohl sagen Mieke, was man thun muß, wenn man den Feyertag heiligen will?

Mieke.

Man muß eine Messe hören, und der Vesper beywohnen; hernach geht man spatzieren, oder belustiget sich. Ich versichere sie, Mademoiselle, ich habe den Sonntag recht gern. Ich stehe in aller Fruhe auf, fertige geschwind eine Messe ab, so bin ich den ganzen Tag frey, mit meinen Gefährtinnen spatzieren zu gehen.

Madem. Gut.

Sie geht also nicht alle Sonntage in das Amt und in die Predigt ihrer Pfarre?

Mieke

Nein, in Wahrheit nicht, Mademoiselle; es dauret so lange, daß ich vor lieber langer Weile sterben möchte. Ich schlafe auch stets unter der Predigt, und ich kann mich dessen nicht enthalten; es ist also nicht meine Schuld. Aber sagen sie mir doch, ich bitte sie, ist man denn verbunden, hineinzugehen?

Madem. Gut.

Ganz gewiß, mein Kind. Wenn es jedermann so machete, wie sie, so könnten die Herren Pfarrer sich weniger Mühe geben.

Mieke.

O Mademoiselle, es giebt bejahrte Personen, die sich nicht mehr lustig machen können, und Bethschwestern, die wohl den ganzen Tag in der Kirche bleiben möchten. Das ist gut für sie, und auch für die Reichen, welche die ganze Woche über mit ihren zehn Fingern nichts thun; es ist für sie alle Tage Feyertag. Für uns aber, die wir die ganze Woche sitzen und arbeiten, ist es sehr billig, daß wir den Sonntag spatzieren gehen.

Madem. Gut.

Ihr werdet sehen, ob Gott diesen Ruhetag zur Belustigung derjenigen verordnet hat, welche die ganze Woche arbeiten, wie Mieke. Ich habe das nicht geglaubet. Ich habe gedacht, er sey eingesetzt, ihm zu dienen, indem man von der Arbeit

beit ausruhete. Was machet ihr denn aber den Sonntag? Womit belustiget ihr euch?

Mieke

Ich habe es ihnen schon gesaget, Mademoiselle; wir gehen gleich in aller Fruhe in die Messe, hernach nehmen wir ein Stückchen Brod in unsere Tasche, und gehen spatzieren, bald dahin bald dorthin. Man ißt sein Stückchen Brod bey dem Spatzierengehen; man spielet zusammen kleine Spiele; man singt, man tanzet, zuweilen ißt man Milch. Ich denke, dabey ist nichts böses. O der Tag kömmt einem recht kurz vor.

Madem. Gut.

Vermuthlich sind eurer viel, und eine große Gesellschaft; denn man tanzet nicht ganz allein, das würde einem zu langweilig seyn; nicht wahr, Mieke?

Mieke.

Es sind itzt unser zehn, die bey der Nehterinn lernen; und darauf kommen oft noch alte Lehrschülerinnen dazu, die für sich arbeiten.

Madem. Gut.

Aber wenn Mägdchen ganz allein tanzen, das muß ihnen wohl langweilig vorkommen. Man muß wenigstens ein Paar Mannspersonen dabey haben; das erfreuet das Gesicht; und hernach, wenn man Milch ißt, und Mannspersonen dabey sind, so bezahlen die. Zuweilen lassen sie auch ein Paar Musikanten kommen.

Mieke.

Wie sie doch das alles wissen, Mademoiselle! Haben sie es so, wie wir gemacht, da sie in un-

serm Alter waren? Zwey von unsern Mägdchen haben Brüder; das sind recht vernünftige Bursche, ich versichere sie, ich habe sie niemals weder schwören, noch ein böses Wort sagen hören.

Madem. Gut.

Wir wollen von dem allen ein andersmal reden. Indessen aber erinnere sie sich, Miekchen, daß es kein anderes Paradies für die andächtigen Personen, als für die andern, giebt; und daß der Gottesdienst für die einen so gut, als für die andern, gehalten wird. Vergesse sie es auch eben so wenig, daß man nicht in den Himmel kommen kann, ohne die Gebothe Gottes zu beobachten. Es würde sie betriegen heißen, wenn man anders reden wollte. Nun ist es ein Geboth Gottes, welches uns verbindet, den Feyertag durch Gebeth, und andere gottselige Uebungen, mit einem Worte, durch gute Werke, zu heiligen.

Therese.

Das kann ich nicht glauben, Mademoiselle. Wenn man sie höret, so sollte man sagen, man müßte den ganzen Sonntag in der Kirche zubringen, ohne daß man die Freyheit hätte, sich ein wenig lustig zu machen.

Madem. Gut.

Ich bin nicht so strenge, als sie es wohl glaubet, meine liebe Therese. Gott ist so gütig, daß er keine unschuldige und ehrbare Lustbarkeit verbiethet; also verbiethe ich sie auch gar nicht. Man muß aber zu erst ihm dienen. Das ist das Hauptwerk; und hernach kann man sich von der Arbeit in der Woche auf eine erlaubete Art erholen,

len, welche keinen Anlaß giebt, eine Sünde zu begehen.

Karl.

Ist aber wohl etwas unschuldiger, als nach dem Gottesdienste zu tanzen, oder auch ein Spiel mit der Karte zu machen? Das thut niemanden Unrecht.

Madem. Gut.

Das Tanzen und das Kartenspielen sind zu allen Zeiten gefährlich: des Sonntages aber sind sie böse. Es wäre besser, daß man das Feld bauete, oder sonst eine Arbeit verrichtete, als daß man an dem Tage des Herrn tanzete. Ich habe diesen Ausspruch nicht gethan, meine lieben Leute; sondern die Kirche, welcher wir den Gehorsam schuldig sind. Die Mägdchen, welche keusch zu seyn, und ihren guten Ruf zu erhalten, verlangen, müssen auf diesen Artikel große Acht haben; denn er ist von der äußersten Wichtigkeit für sie.

Mieke.

Wie, Mademoiselle, kann man nicht das Tanzen lieben, ohne seinen guten Ruf zu verlieren? Wenn das ist, so giebt es kein einziges keusches Mägdchen; sie mögen alle gern tanzen.

Madem. Gut.

Ein keusches Mägdchen, welches seinen guten Namen erhalten will, muß die Gesellschaft junger Bursche fliehen, und sich nicht mit ihnen gemein machen. Als der Engel der seligsten Jungfrau Maria ankündigte, Gott hätte sie erwählet, die Mutter seines Sohnes zu werden,

so erschien er unter der Gestalt einer Mannsperson, und gab ihr Lobsprüche; denn er sagete zu ihr, sie wäre voll der Gnade. Die heilige Schrift belehret uns, Maria sey sehr erschrocken, und bestürzt gewesen, daß sie sich mit diesem seligen Geiste allein gesehen, ohne Zweifel wegen der Gestalt, die er angenommen hatte, und weil er sie lobete. Was soll man also von den jungen Mägdchen denken, welche nur gern tanzen, damit sie sich bey jungen Burschen befinden, die ihnen bey dem Tanzen dreust in das Gesicht sehen, welche sich bey der Hand nehmen lassen, welche allem ihrem Geschwätze mit Vergnügen zuhören? Ihr wisset alle, so viel eurer hier sind, besser, als ich, daß alle diese Dinge vorgehen, wenn man tanzet. Das Tanzen ist also zu allen Zeiten böse, und noch mehr an den Sonntagen, weil sie dem Herrn geweihete Tage sind, und es eine Art von Kirchenraube ist, wenn man ihm diesen Tag entziehet, der ihm gehöret.

Mieke.

Aber womit wollen sie denn, daß wir den Sonntag zubringen sollen? Es ist für Mägdchen von unserm Alter nicht möglich, daß sie den ganzen Tag bethen.

Madem. Gut.

Das fordere ich auch nicht, meine liebe Mieke; man ist aber verbunden, an solchen Tagen der Messe in der Pfarrkirche, oder dem Hochamte beyzuwohnen, wobey gemeiniglich auch das Weyhwasser ausgetheilet wird; man soll die Predigt anhören, Nachmittag in die Christenlehre,

und

und in die Vesper, oder Bethstunde gehen. Die guten Christinnen werden keinen Widerwillen haben, eine halbe Stunde in einem geistlichen Buche zu lesen: und weil auf dem Lande nicht jedermann lesen kann, so würde es gut seyn, daß man zusammenkäme, und diejenigen, welche lesen könnten, solches laut läsen. Wenn Kranke in dem Flecken sind, so ist es eine Arbeit des Sonntages, daß man hingeht, und sie besuchet, daß man ihnen einige kleine Dienste leistet. Nach diesem kann man in Gegenwart seiner Aeltern oder einiger andern vernünftigen Personen, eine anständige Ergötzung genießen. Auf den Abend endlich ist es gut, wenn man etwan noch einen heiligen Seegen zu bekommen trachtet, das heilige Altarssacrament besuchet, oder den Rosenkranz bethet, sodann den Tag mit Untersuchung seines Gewissens, und guten Vorsätzen beschließt.

Karl.

Was das Tanzen anbetrifft, so wird es mir nicht schwer werden, demselben zu entsagen; denn ich frage eben nicht viel darnach, und weil es etwas böses ist, so will ich nicht mehr tanzen. Ist es aber auch böse, wenn junge Bursche miteinander in der Karte spielen? Mann kann im Winter, oder wenn es regnet, nicht spatzieren gehen.

Madem. Gut.

Hier ist etwas Böses, das ihr nicht kennet, mein Sohn. Man gewöhnet sich dadurch, daß man das Spielen liebet: und wenn man einmal diese üble Gewohnheit angenommen hat, so behält man sie auf sein ganzes Lebenlang. Was

entsteht daraus? Dieß. Man verliert sein Geld, wenn man eines hat; man wünschet, eines zu haben, damit man spielen könne, wenn man keines hat. Man wird versuchet, solches seinen Aeltern wegzunehmen; man ärgert sich, wenn man verliert; man wird übel aufgeräumt; man schwört und fluchet wider diejenigen, die uns abgewinnen; man saget ihnen Grobheiten, Scheltworte, und das endiget sich mit Zänkereyen und Schlägereyen. Es ist sehr selten, daß sich dieses nicht nach einem Tanze oder Kartenspiele eräuget, Ihr wisset es. Es heißt also den Sonntag entheiligen, wenn man ihn anwendet, in der Karte zu spielen.

Eine Witwe.

Das Kartenspiel thut den Männern noch mehr Böses, als den jungen Burschen; ich weis, wie viel die Elle davon gilt. Ich habe einen Mann gehabt, welcher das Hemde vom Leibe würde verspielet haben, wie man saget; er hat mich um alles das Meinige gebracht. Wenn er alles verloren hatte, so kam er nach Hause, und nahm einiges Hausgeräth, meine und seine Kleider, sie zu verkaufen. Ich war genöthiget, alles, was ich hatte, bey den Nachbarn zu haben; denn er würde mir nichts gelassen haben.

Madem. Gut.

Sie ist nicht die einzige, welcher das begegnet ist, meine gute Frau; und daher wiederhole ich es, es ist von der äußersten Wichtigkeit, daß man das Spielen fliehe, wenn man jung ist.

Mieke.

Mieke.

Aber wenn man an Sonntagen wallfahrten gehet, wird es doch ein gutes Werk seyn?

Madem. Gut.

Darauf kann mit ja, und nein geantwortet werden, es kömmt nur darauf an, wie die Wallfahrt verrichtet wird. Wenn einige Mägdchen zusammenstehen, wozu sich wohl nicht selten auch junge Bursche gesellen, eine Wallfahrt zu verrichen, wenn sie dann unartig scherzen, lachen und schwätzen anstatt, daß alle Schritte und Tritte zu Gottes Ehre, und zu Abbüßung der Sünden, sollten aufgeopfert, und mit andächtigem Gebethe unterstützet werden: so könnet ihr wohl selbst ermessen, daß dergleichen Wallfahrten keineswegs für ein gutes Werk, sondern vielmehr für ziemlich ungezogene Lustreisen anzusehen seyn.

Mieke.

Sagen sie uns doch, wie denn eine Wallfahrt verrichtet werden soll; denn ich bin davon eine große Liebhaberinn.

Madem. Gut.

Ich aber eben nicht, am wenigsten sehe ichs gerne, wenn Mägdchen weit wallfahrten gehen. Man pflegt zu sagen, ein kluges Mägdchen ist lahm an Füßen, das ist, sie soll nicht gerne ausgehen. Ich wünschte also, daß niemand eine Wallfahrt ohne Erlaubniß des Pfarrherrn vornähme. Mit diesem Weggehen, wird der Pfarregottesdienst versäumet, man erhitzet und ermüdet sich, so daß alsdann wenig oder nichts, oder doch nur schlecht gebethet wird.

Frau

Frau Pernotinn.

Ey doch, und ich war entschlossen, unter einem Gelübde nach *** zu wallfahrten, welches zwo Meilen von hier entlegen, und ein großer Gnadenort ist.

Madem. Gut.

Sie können ja ihren Beichtvater zu Rathe ziehen, hauptsächlich bevor sie ein Gelübde machen. Erlaubt es dieser, so soll man in der Stille gehen, andächtig bethen, und eben so wieder zurückekehren. Was ein Gelübde sey, Frau Pernotinn! das werden sie ohne Zweifel wissen, weil sie eins machen wollen.

Frau Pernotinn.

Das ist, meines Gedünkens, ein Versprechen, welches Gott gethan wird, etwan zu fasten, etwas gewisses zu bethen, oder heilige Messen lesen zu lassen.

Madem. Gut.

Ein Gelübde ist eine der vortrefflichsten Handlungen der Religion; man kann aber kaum behutsam genug seyn, bevor man eins macht, weil es alle Aufmerksamkeit erfordert, um es nicht zu überteten, welches eine schwere Sünde ist. Man kann also nicht genug wiederholen, daß es ohne Erlaubniß des Bichtvaters nicht geschehen soll. Eine Tochter kann ohne Bewilligung der Aeltern ohnehin keines ablegen, und fast nie kann es eine Frau ohne Erlaubniß ihres Mannes thun. Man kann gute Vorsätze und Entschlüsse machen, aber keine Gelübde. Nun laßt uns auch vom Aberglauben handeln, und um euch das, meine

ne guten Leute! recht begreiflich zu machen, müsset ihr wohl merken, daß Niemand künftige Dinge wissen kann, als Gott, und einem dieß Niemand, als eben Gott offenbaren könne.

Der Müller.

Verzeihen sie, es giebt doch Leute, die man Zigeuner nennet, welche einem sein Glück oder Unglück vorsagen können. Mir weissageten sie, ich werde zwey Weiber haben; nun, meine erste ist todt, und itzt gedenke ich eine andere zu nehmen: sie haben es also gewußt.

Mutter Johanne.

Er ist wohl sehr dumm, wenn er diesen schlechten Leuten geglaubt hat. Ich war einmal eben bey seinem verstorbenem Weibe, als eine von jenen Leuten daherkam, uns wahrzusagen: ich war schon einmal betrogen worden, gab ihr also kein Gehör; seinem Weibe aber sagte sie, daß sie sich dreymal verheurathen, und sechs Kinder gebähren werde. Hat sie nicht entsetzlich gelogen, da sein Weib in dem ersten Kindbette starb?

Madem. Gut.

O es ist ein große Sünde, sich wahrsagen zu lassen: in etlichen Bischthümern kann kein Beichtvater davon lossprechen, nur der Bischof ist es im Stande. Es ist auch eine große Dummheit: denn gemeiniglich sind diese Wahrsager lüderliche Leute, Diebe und Straßenräuber, die nichts arbeiten wollen, und sich auf Unkosten einfätiger Leute zu ernähren suchen. Bekanntermaßen, stehlen sie, wo sie können: wie kann es

seyn,

seyn, daß Gott solchem Gesinde künftige Dinge entdecken soll? Man muß also keinem ein Gehör geben, und wenn mans gethan hat, solches beichten.

Marie.

Ich habe mir niemals wahrsagen lassen, weil ich merkte, diese Leute sagen jederman einerley Sachen vor; wir haben aber einen Tagwerker, der aus der Karte sagen kann, was geschehen wird, und uns alle Träume auszulegen weis: er will es aber nie thun, bevor er gefrühstücket hat; er sagt, sonst trifft mich das Unglück selbst.

Madem. Gut.

Schön, meine gute Marie, geh sie itzt nur hin, und beichte sie dem Bischofe, weil sie sich auf eine andere Art wahrsagen ließ. Es ist eine Sünde, wenn man auf Träume glaubt, und wenn man sich einbildet, aus der Karte wären künftige Dinge zu entdecken; vor dergleichen Thorheiten soll man sich überhaupt wohl hüten. Man sündiget auch wider das erste Geboth, dafern man Mittel anwendet, wobey gewisse Worte, müssen gesprochen werden, dieß ist eine Sünde, und eine Thorheit.

Mutter Johanne.

Bey allem dem bin ich doch auf eine solche Art geheilet worden. Ich hatte eine große Menge Warzen auf den Händen; und das war eckelhaft, weil ich das Essen in der Küche bereitete. Man hat mir gesaget, ich sollte ein Stück ganz rohes Rindfleisch nehmen, meine Warzen damit brav

reiben, und darauf dieses Stück Rindfleisch vergraben, und dabey sagen: Erde, nimm mein Uebel hin. Ich versichere sie, ich bin geheilet worden.

Madem. Gut.

Ich glaube es wohl, meine liebe Johanne; ich habe es auch vielen Personen auf eben die Art vertrieben. Da ich aber das Stück Rindfleisch vergrub, so sagete ich dabey nicht: Erde, nimm das Uebel hin. Darinnen besteht das Böse. Ich habe eine sehr gute Frau gekannt, welche eine Krankheit hatte, wovon alle Aerzte sie nicht curieren konnten. Man schlug ihr ein Mittel vor, wobey sie gewisse Worte sagen müßte, wie man vorgab. Sie wußte, daß man dadurch Gott beleidigte, und antwortete, sie wollte lieber sterben, als eine Sünde begehen. Ich befand mich von ungefähr daselbst, und sagete zu dieser Frau, man müßte das Mittel brauchen, ohne die Worte dabey zu sagen. Die Leute, welche es uns gelehret hatten, behaupteten, es würde nichts helfen. Wir ließen uns aber nicht irre machen. Die Kranke nahm das Hülfsmittel so bloß ein, ohne die Ceremonien dabey zu machen, die man verlangete, und wurde gesund.

Frau Pernotinn.

Aber, Mademoiselle, wenn die Worte, die man saget, ein Gebeth sind; wie ist es da eine Sünde, daß man sie saget? Bethet man da nicht zu Gott?

Madem. Gut.

Weil es nicht erlaubet ist, zu glauben, man

wer-

werde Gott zwingen, ein Wunder zu thun, so oft man sie sagen werde. Denn kurz, die Gebethe machen einen weder zu schwitzen, noch zu brechen, noch hinauszugehen. Sie können einen nicht abkühlen, wenn man gar zu erhitzt ist, noch einen Kranken erwärmen, wenn ihn friert. Gott muß also ein Wunder thun; und es ist nicht erlaubet, zu glauben, daß man ihn dazu zwingen werde; er würde der Dinge nicht nöthig haben, die man bey diesen Gebethen brauchet, die Leute zu curieren, wenn er es für dienlich hielte.

Ehe wir auf die Erklärung eines andern göttlichen Gebothes kommen, so bitte ich euch, auf eine Sache wohl Acht zu haben. Gott hat uns gebothen, wir sollen den Feyertag heiligen, und von unserer Arbeit an demselben ruhen. Er versteht also, daß wir uns durch die Arbeit die ganze Woche hindurch ermüden. Ich habe es euch schon gesaget, die Arbeit ist die Buße des Menschen; der Müßiggang ist also eine Sünde.

Peter.

Wie, sind diejenigen, denen ihr Brod schon vorher verdienet ist, noch verbunden, zu arbeiten? Das kann nicht seyn, Mademoiselle. Die Arbeit gehöret nur für die Armen; sonst würde die Hölle nicht groß genug seyn, alle diejenigen hineinzustürzen, die ihr Leben mit Nichtsthun zubringen.

Madem. Gut.

Es giebt vielerley Arbeiten, Peter, und ein jeder hat seine. Die Kopfarbeit ist schwerer, als die Handarbeit. Für seine Geschäffte, für sein

Gewerbe sorgen, sich befleißigen, seinen Kindern eine gute Erziehung zu geben, studieren, das ist die Arbeit der Hausväter, der Kaufleute, der Gelehrten. Diejenigen, welche durchaus nichts thun, sind verächtliche Leute. Sie beleidigen Gott durch ihre Trägheit; und dieses zieht sie nothwendiger Weise in eine große Anzahl Sünden.

Ein Bauer.

Ich bin gezwungen, zu arbeiten; denn man muß essen; denn ich arbeite nur, damit ich Brod habe. Ich hasse die Arbeit; und wenn ich glaubete, daß ich durch betteln so viel zusammenbringen könnte, mich zu nähren, so würde ich es herzlich gern thun: es giebt aber wenig mildthätige Leute.

Madem. Gut.

Ey! wenn es ihrer auch noch mehr gäbe, glaubet ihr, daß die Mildthätigkeit darinnen besteht, einen Faullenzer zu ernähren, der gute Arme hat, und sich wohl befindet? Nein, mein Freund, wenn ich auch dieß Haus voller Gold und Silber hätte, so wollte ich doch einem Faulen, der arbeiten kann, und nicht arbeiten will, nicht einen Pfenning geben. Ihr habet ein Sprüchwort unter euch, welches ein sehr wahres Wort ist. Man saget: Armuth ist nicht ohne Ursache. Ich rede nicht von denjenigen, welche das Spielen, das Saufen und die thörichten Ausgaben an den Bettelstab gebracht haben; ich werde davon zu seiner Zeit ein Wörtchen sagen: ich will jetzo nur von den Faulen reden. Wisset ihr wohl, daß derje-

nige, welcher arbeiten kann, und doch Almosen bettelt, ein Dieb ist? Wisset ihr wohl, daß ein Vater, der durch Faulheit sein Vermögen durchbringt, ein Dieb ist?

Der Bauer.

Das weis ich nicht; und ich glaube es auch eben so wenig. Man nimmt den Leuten das Almosen nicht aus der Tasche, das sie einem geben.

Madem. Gut.

Ihr stehlet auch ihnen das Almosen nicht, sondern den wirklichen Armen. Es giebt gebrechliche Leute, die gar keine Arbeit verrichten können, alte Leute, die ihr ganzes Lebenlang gearbeitet haben, ohne daß sie etwas haben vor sich bringen können, weil sie wenig Kräfte oder wenig Geschicklichkeit gehabt, oder weil sie einen Haufen Kinder zu ernähren gehabt. Dergleichen Armen gehöret das Almosen, und ihr stehlet es ihnen. Ueber dieses so betrieget ihr diejenigen, die es euch geben, indem ihr ihnen tausenderley Lügen vorsaget, damit ihr sie zum Mitleiden beweget.

Frau Pernotinn.

Es ist mir recht lieb, daß sie das sagen, Mademoiselle. Wir werden von einer Bande Armen geplündert, welche groß und stark sind; und wenn wir das Geringste zu thun haben, so lassen sie sich erst viel darum bitten. Ich hatte vor einiger Zeit einen Brief drey Viertel Meile weit von hier zu tragen. Ich both einem Bettler von sechzehn Jahren zween Groschen, daß er ihn hintragen sollte. Dieser Elende, der sich in der

Son-

Sonne wärmete, und ein Stück eingeweichetes Brod aß, schämete sich nicht, vier Groschen für diesen Gang von mir zu fordern, da unterdessen eines ehrlichen Pachters Sohn meinen Brief wegtrug, und sich noch wegen der zween Groschen sehr bedankete, welche dieser Bettler ausgeschlagen hatte.

Der Bauer.

Wie doch die Frau Pernotinn die Armen verachtet! Der Bettler, der Elende! das sind die schönen Namen, die sie ihnen giebt. Wahrhaftig, sie ist glücklich, daß sie einen Mann gefunden hat, der ihr ihr Brod schon gebacken gegeben hat; sonst würde sie nicht reicher seyn, als die andern.

Madem. Gut.

Ihr seyd ein unverschämter Mensch, mein lieber Freund, und ein fauler Mensch, weil euch das so sehr anstößig ist, was man wider sie saget.

Frau Pernotinn.

Es würde mir sehr Leid seyn, wenn ich die Armen verachten sollte. Ich habe diesen Jungen nicht deswegen, weil er um Almosen bath, einen Bettler und Elenden genannt, sondern weil er nicht einen kurzen Weg gehen wollte, zween Groschen zu verdienen. Uebrigens, mein lieber Freund, weis ich wohl, daß mein Mann mir mein Glück gemacht hat. So arm ich aber auch war, so sprach ich doch niemand um etwas an. Gott sey Dank, ich mag gern arbeiten.

Madem. Gut.

Die Liebe zur Arbeit, und die gute Aufführung sind fast eben so viel werth, als das Vermögen, und oft noch mehr. Ich sage, wie die Frau Pernotinn, die Trägheit ist eine abscheuliche, schändliche Sache; und wenn ich von Leuten reden will, die lieber betteln, als arbeiten wollen, so mache ich es noch ärger, wie ihr gehöret habet; weil ich sie Diebe nenne. Wahre Arme sind nur die Kranken und Schwachen, oder auch diejenigen, die mit einem Haufen kleiner Kinder beladen sind, welche noch nicht arbeiten können. Ich will euch aber doch auch noch zeigen, wenn ich von dem Gebothe Gottes rede, welches die Aeltern und Kinder angeht, daß man die Kinder gar zu lange herumlaufen, und nichts thun läßt.

Mutter Johanne.

Ich hatte wohl gehöret, daß es ein Geboth Gottes gäbe, welches den Kindern beföhle, ihren Vater und ihre Mutter zu ehren; ich wiederhole es ihnen auch alle Tage: ich habe aber nicht gewußt, daß es auch eines für die Aeltern gäbe.

Madem. Gut.

Eben das vierte Geboth erstrecket sich auch auf die Pflichten der Aeltern gegen ihre Kinder, der Herrschaften gegen ihre Dienstbothen, der Könige, der Fürsten, der Pfarrer gegen ihre Unterthanen und Gemeine; so wie es uns verbindet, unsere Obern, das ist alle diejenigen, welche ein Recht haben, uns zu befehlen, zu ehren,

zu lieben, und ihnen zu gehorchen. Gott will uns dergestalt verbinden, dieses Geboth zu halten, daß er denjenigen, die es beobachten, gleich in diesem Leben eine Belohnung versprochen hat, nämlich daß sie lange leben, und es ihnen wohl gehen solle. Könntet ihr mir wohl sagen, Aenne, was es für Pflichten sind, welche die Kinder ihren Aeltern erzeigen sollen?

Aenne.

Sie sollen sie, denke ich, ehren, ihnen gehorchen und beystehen, wenn sie alt sind, und solches in ihrer Macht steht.

Madem. Gut.

Das ist etwas, meine Tochter, aber es ist noch nicht genug; sie müssen sie auch noch lieben. Betrachtet nur, wie viel Uebel eine arme Mutter aussteht, ihre Kinder zu erziehen. Unterdessen daß der Vater wie ein Sclav arbeitet, das Brod zu gewinnen, und sie mit seinem Schweiße so zu sagen zu ernähren, ist die Mutter zu Hause angenagelt, Sorge für sie zu tragen. Oftmals beraubet sie sich ihrer Kleider, sie darein zu hüllen. Sie unterbricht vielmals ihren Schlaf, ihnen zu saugen zu geben, oder sie zu reinigen. Sie schleppet sie überall auf ihren Armen herum. Was für Unruhe und Mühe hat sie nicht währender ihrer Krankheiten! und das alles, ehe sie noch einmal erkennen können, was für Mühe sie machen.

Mutter Johanne.

Es ist noch ärger, wenn kein Vater da ist, der das Brod verdienet, und wenn alles von einer armen Mutter kommen muß, welcher ihr verstorbener Mann noch Schulden hinterlassen hat. Ach! Mademoiselle, nur Gott weis es, was sie in diesem Zustande auszustehen hat.

Madem. Gut.

Sie hat Recht, Mutter Johanne; ihre Kinder müssen sie daher auch doppelt lieben, und ihr den Antheil von Zärtlichkeit geben, den sie für ihren Vater würden gehabt haben. Es findet sich kein Kind, welches seiner Mutter nicht viele Thränen gekostet hat, bis es erzogen worden. Diejenige, welche fünf bis sechs Kinder hat, und ihre Pflicht thun will, ist wie ein Hund an der Kette: und wenn sie alle ihre Mühseligkeit, die sie aussteht, Gott darbrächte, so würde sie bald eine Heilige werden. Bald wird dieses von den Zähnen gemartert, welche durchbrechen; es schreyt, es jamert Tag und Nacht, und läßt seine arme Mutter nicht einen Augenblick das Auge zuthun. Jenes wird von einem heftigen Bauchgrimmen angegriffen; ein jedes Geschrey, das es erhebt, zerreißt das Herz seiner armen Mutter. Ein anderes fällt, und schlägt sich den Kopf auf; das vierte hat einen starken Husten, den Schnupfen, die Pocken, und was weis ichs? Sie muß jenes reinigen, welches voller Ungezieser ist, das andere verbinden, welches einen ekelhaften Ausschlag hat, oder seine Füße wieder zu

Rech-

Rechte bringen, die von dem Erfrieren ganz abgeschunden sind. Zuweilen sind sie alle zu gleicher Zeit krank, und die arme Mutter weis nicht, zu welchem sie laufen soll. Die sieben ersten Jahre eines Kindes sind Schmerzensjahre, vornehmlich für die Mutter, welche niemand hat, der ihr hilft. Im dreyßigsten Jahre findet sie sich alt, erschöpfet, krank, weil sie gar zu viel bey ihren Kindern ausgestanden hat. Liegt indessen diese arme Mutter zu Bette, muß sie es einen Sonntag hüten, so beklaget sich ihre undankbare Tochter, murret, ärgert sich, ist übel aufgeräumt, und dienet ihr nur mit Widerwillen, weil sie nicht weggehen, und sich belustigen kann, wie sie gern wollte. — Was ist ihnen aber, Frau Pernotinn, und auch ihr, Mutter Johanne? Sie weinen alle beyde?

Frau Pernotinn.

Ich weine, weil ich mich erinnere, daß ich meiner armen Mutter in einer Krankheit sehr hart begegnet bin, welche sie hatte, da ich nur erst sechzehn Jahre alt war. Ich blieb nur wider meinen Willen bey ihr, weil ich lieber herumlaufen mochte, und oftmals überließ ich sie bloß der Sorgfalt der Nachbarn. Der liebe Gott hat mich durch große Gewissensbisse dafür gestrafet, und sie haben solche wieder aufgewecket. Als ich Kinder bekommen, so habe ich aus dem Ungemache, welches ich bey ihnen ausgestanden habe, erkannt, wie viel ich meiner armen Mutter verursachet hatte; und mein Herz ist mir wegen

der Härte zerrissen, die ich gegen sie gehabt habe. Ich kann aber meine Fehler in diesem Stücke nicht wieder gutmachen; sie ist weit von mir entfernet, und hält sich bey einer von meinen Schwestern auf, die eben nicht gar zu viel übrig hat, die ihr aber so gut begegnet, daß sie nicht davon hören will, sie möchte doch zu mir ziehen.

Madem. Gut.

Es ist mir lieb, daß sie erkannt haben, wie gräulich es sey, derjenigen übel zu begegnen, welche sie auf der Welt gebracht hat. Diese Gewissensbisse sind eine große Gnade.

Frau Pernotinn.

Der liebe Gott hat mich noch auf eine schärfere Art dafür gestrafet; meine Kinder haben es ärger gegen mich gemacht, als ich es gegen meine Mutter gemacht hatte. Ich habe mich erschöpfet, sie zu erziehen, sie in einen guten Stand zu setzen; und nach dem Tode ihres Vaters haben sie mich verklaget, und alles gethan, was sie nur gekonnt haben, mich an den Bettelstab zu bringen. Dieß hat mich vermocht, daß ich mich wieder verheurathet habe; sonst würde ich nicht daran gedacht haben. Es ist sehr traurig, ihrer sieben verheurathet zu haben, und doch so seyn, als wenn man keines verheurathet hätte.

Madem. Gut.

Ihre Kinder müssen eine sehr böse Gemüthsart besitzen, oder sie müssen ihnen eine sehr schlechte Erziehung gegeben haben.

Frau

Frau Pernotinn.

Sie hatten keine schlechte Gemüthsart, dünkete mich, als sie klein waren. Aber, wie sie sagen, ich glaube, ich habe sie schlecht erzogen. Ich liebete sie in ihrer Kindheit so sehr, daß ich es nicht von mir erhalten konnte, ihnen zu widersprechen; ich habe sie niemals geschlagen, wofern ich nicht recht zornig gewesen bin. Alsdann schlug ich zur Rechten und Linken um mich, ohne viel daraufzusehen, wie und warum.

Madem. Gut.

Das machet jetzo ihr Unglück; wir wollen bald davon reden. Und sie, Mutter Johanne, warum weinet sie?

Mutter Johanne.

Ich habe es mir nicht vorzuwerfen, daß ich meine Kinder schlecht erzogen habe; es hat ihnen an Schlägen nicht gefehlet, ich versichere sie. Wenn ich aber auch gleich eine gute Mutter gewesen, so bin doch eine böse Tochter. Ich weine wegen meiner Mutter, die bey mir ist. Sie ist sehr alt, wie sie leicht denken können, und es ist oft sehr beschwerlich, ihr aufzuwarten. Ich begegne ihr so rauh, daß die gute Frau sich nicht getrauet, zu schnauben. Wenn ich sie recht verdrüßlich gemacht habe, so saget sie zu mir, was sie alle Weile erst gesaget haben: Ich hätte immer etwas zu piepen gehabt, als ich klein gewesen, und ich hätte ihr viel Ungemach verursachet; weil ich alle Jahre eine große Krankheit gehabt hätte. Ich liebe indessen doch meine Mutter sehr: aber

meine Gemüthsart ist auffahrisch, und ich merke, daß ich sie elend mache.

Madem. Gut.

Sie muß das wieder gutmachen, Mutter Johanne; und wenn sie meinem Rathe folgen will, so wird sie diese gute Frau, so bald sie von hier weggegangen ist, um Verzeihung bitten, daß sie ihr so hart begegnet ist; und sie wird solches in Gegenwart ihrer Kinder thun, damit sie ihnen ein gutes Beyspiel gebe. Ich bin versichert, sie haben es sehr an der Ehrerbiethung gegen diese arme Frau ermangeln lassen, da sie gesehen haben, daß sie es selbst daran gegen sie ermangeln ließ. Nach diesem muß sie alle ihre Aufmerksamkeit darauf wenden, ihr mit Sanftmuth aufzuwarten, und zu begegnen; und Gott wird zur Belohnung dafür zugeben, daß ihre Kinder, wenn sie in eben dem Stande seyn wird, worinnen sie ist, Sorge für sie tragen, und nicht erlauben werden, daß man es an Ehrerbiethung gegen sie in ihrem Hause ermangeln läßt.

Mieke.

Wenn sie wüßten, Mademoiselle, wie unerträglich diese alte Frau ist, sie würden sagen, man müßte Jobs Geduld haben, wenn man bey ihr sanftmüthig bleiben wollte. Sie ist stets übel aufgeräumet; sie ist so unreinlich, daß einem eckelt; sie redet albernes Zeug.

Madem. Gut.

Ich werde nicht von ihr erbauet, meine liebe Mieke; es wird ein Tag kommen, da sie auch

al-

albernes Zeug reden, und noch unreinlicher seyn wird, als ihre Großmutter, und Gott wird zur Bestrafung ihrer Härte gegen sie zulassen, daß man ihr eben so begegnet, als sie ihrer Großmutter begegnet. Höre sie eine Geschichte.

Es war ein Man, der nur einen Sohn hatte, welchen er sehr liebete. Er gab ihm, da er sich verheurathete all sein Vermögen, unter der Bedingung, er sollte sein übriges Leben hindurch für ihn sorgen. Dieser gute Mann hatte einen Husten, der ihn auf eine unangenehme Art ausspucken ließ. Eines Tages, da Gesellschaft da war, sagete die Schwiegertochter zu ihrem Manne, es wäre solches der ganzen Gesellschaft zuwider, und er sollte seinen Vater bitten, daß er in die Küche gienge, und sich da wärmete. Der alte gute Mann, den es verdroß, daß er sich zu dem Gesinde verwiesen sah, beklagete sich sehr; und ein kleiner Knabe, der nur erst sieben Jahre alt war, sagete zu seinem Vater, der Großvater wäre recht verdrüßlich, und wäre hingegangen, seine Bettdecke zu holen, und sich darein zu hüllen, damit er an die Ecke der Gasse gehen, und Almosen betteln könnte. Laß ihn gehen: antwortete der Vater auf eine rauhe Art. Geben sie ihm nur die Hälfte der Bettdecke, antwortete der Knabe, und heben sie die andere Hälfte für sich auf, wenn sie alt seyn, und ich sie hinaustreiben werde. Die Worte des Knaben vermochten den Vater, über seine Worte nachzudenken. Er dachte, sein Sohn möchte der-

einst

einst seinem bösen Beyspiele nachahmen. Er ließ also den Alten holen, bath ihn um Verzeihung, und begegnete ihm seine übrigen Tage hindurch mit Liebe und Ehrerbiethung.

Wenn sie also will, Mutter Johanne, daß ihre Kinder ihr in ihrem Alter wohl begegnen sollen, so gebe sie ihnen ein gutes Beyspiel dadurch, daß sie ihre Mutter ehret. Ertrage sie deren übel aufgeräumetes Wesen, deren Unreinlichkeit und andere Fehler, damit man auch ihre ertrage, wenn sie in deren Alter seyn wird.

Mutter Johanne.

Höret ihr es, Mieke, Therese? Wenn ihr so verwegen seyd, und es an Ehrerbiethung gegen meine Mutter ermangeln lasset, so könnet ihr versichert seyn, die Ohren sollen euch wichtig gerieben werden. Ich hoffe mit der Gnade Gottes, euch kein böses Beyspiel mehr darinnen zu geben. Wenn ihr sie unreinlich findet, so erinnert euch, daß sie euch hundertmal gereiniget und gesäubert hat, da ihr noch klein waret: denn sie hat diese Sorge so wohl für euch als für mich getragen.

Frau Pernotinn.

Und was kann ich thun, Mademoiselle, alle die Fehler wieder gutzumachen, die ich gegen meine arme Mutter begangen habe?

Madem. Gut.

Weil ihre Schwester eben nicht wohlhabend ist, so muß es dieser guten Frau an den kleinen Annehmlichkeiten fehlen, deren man in ihrem Alter

ter nöthig hat. Sie müssen also alles Geld, was ihnen ihr Mann zu ihren Vergnügungen giebt, bey Seite legen, damit sie es ihr schicken; und wenn ihre Umstände es erlauben, so müssen sie ihren Mann vermögen, daß er ihr auch etwas gebe. Ach! die Mütter würden sich den Bissen Brod aus dem Munde nehmen, und ihn ihren Kindern geben; und diese sind so grausam, und so übel geartet, daß sie es denjenigen an allem ermangeln lassen, welche ihnen das Leben gegeben haben, unterdessen daß sie sich nichts abbrechen. Das ist eine Unmenschlichkeit, wofür sie Gott in dem andern Leben scharf strafen wird; und oftmals wartet er nicht einmal so lange: denn, wie ich ihnen gesaget habe, er läßt es ihnen durch ihre Kinder wieder einbringen. Es ist selten, daß die bösen Kinder gedeihen.

Aenne.

Sie sagen nichts von Annen, Mademoiselle; sie ist eine gute Tochter. Sie hat ihre Mutter bey sich, die nicht aus ihrem Bette kann: und weil sie solche allein lassen müßte, wenn sie hingienge, und um Taglohn arbeitete, so bettelt sie lieber Almosen, damit sie nur Zeit habe, sie zu warten, und zu pflegen. Man sieht wohl, daß sie nicht aus Trägheit bettelt; denn sie stricket den ganzen Weg über, und diejenigen, welche sie kennen, sagen, sie arbeite viel.

Peter.

Sie sageten neulich, Mademoiselle, wenn man Gott liebete, und ihm recht dienete, so belohnete

er

er die Leute auch selbst noch in dieser Welt. Ich denke, das ist nicht wahr. Sehen sie nur eben die gute Mutter Anne, welche stets sehr andächtig gewesen ist, und wie eine Heilige lebet; indessen läßt Gott sie doch Almosen betteln; er sorget nicht für sie, sie ist elend.

Anne.

Ihr betrieget euch, Peter, wenn ihr glaubet, daß ich fromm sey. Weil ihr viel christliche Liebe habet, so machet solche, daß ihr von eurem Nächsten gut denket. Ich habe stets eine große Lust gehabt, dem lieben Gott zu dienen: ich habe es aber niemals gethan, und ich bin dabey geblieben. Ich bin eine große Sünderinn, ich versichere es euch: indessen ist doch Gott so gütig, daß er mir eben so begegnet, als ob ich etwas für ihn thäte. Ihr saget, ich sey elend, weil ich genöthiget bin, um Almosen zu bitten; ich finde nicht, daß das elend ist.

Peter.

Was wollet ihr uns da erzählen, Mutter Anne? Wolltet ihr uns wohl weiß machen, man sey nicht elend, wenn man sein Brod von Thüre zu Thüre suchen muß, und nicht einmal die Hälfte Zeit dazu hat? Ihr scherzet nur.

Anne.

Nun Nachbar Peter, setzet einmal, ich sey eine vornehme Frau, die viel Geld, schöne Felder Hausgeräth, Häuser, Scheunen, und was weis ich es? hätte. Ihr würdet alsdann sagen, ich wäre glücklich, weil ich reich wäre. Auf mein

Wort,

Wort, wenn ich alles das liebete, wenn ich mein Vertrauen darauf setzete, so würde ich mich viel ärmer finden, als ich jetzo bin; denn Gott würde nicht mein Schatz seyn. Ich würde mich an diesem Kothe vergnügen, und vielleicht würde Gott zu mir sagen: Du glaubest also, du könntest jetzo meiner überhoben seyn? Warte ein wenig, und ich will dir schon zeigen, daß du nur dumm bist. Die Diebe sollen dir dein Geld stehlen, das Feuer soll deine Häuser abbrennen, Processe sollen dich um deine Ländereyen bringen, und ich will dich wider deinen Willen arm machen. Ist es nicht wahr, Peter; ich würde alsdann weit gekommen seyn? Jetzo saget ihr, ich habe nichts; und ihr habet Recht: ich bin aber ein Kind eines guten Vaters. Er ist sehr reich; und wenn ich des Reichthumes benöthiget wäre, so würde er mir solchen schon geben können: ich frage aber eben so viel darnach, als nach einem Strohhalme. Er giebt mir Brod für meine liebe Mutter, und für mich; er hat meine Kinder wohl untergebracht; sie sind fromm; denn er hat ihnen die Gnade gegeben, daß sie ihn fürchten und lieben. Ich würde daher meinen Zustand gegen der vornehmsten Frau in dem Kirchspiele ihren nicht vertauschen; ich wünsche nichts, als ihn zu lieben; ich bin glücklich.

Karl.

Aber, meine liebe Mutter Anne, weil ihr Gott doch alles das giebt, was sie will; warum nimmt sie sich denn die Mühe, und spinnt vom

Morgen bis auf den Abend? Gott giebt ihr al- so ihr Brod nicht, sondern sie verdienet es sich.

Anne.

Nun, mein lieber Sohn? Ey! wer giebt mir denn die Gesundheit, daß ich arbeiten kann? Könnte ich nicht, lahm an meinen Gliedern, auf einer Landstraße liegen? Gesetzt nun, das wäre: glaubet ihr wohl, daß Gott sehr verlegen seyn würde, mir Brod zu geben? Er ernähret ja die kleinen Vögelchen; warum sollte er mich nicht ernähren? Seyd deswegen so ruhig, als ich bin; das hindert mich nicht zu schlafen. Dieser liebe Vater aber, der mir befohlen hat, ich solle in meiner Noth auf ihn vertrauen, hat mir auch gesaget: Hilf dir, so will ich dir helfen. Er liebet die Faulen nicht. Das ist es, warum ich arbeite, weil ich weis, daß ihm das gefällt; und ich weis, er ist es, der meine Arbeit segnet.

Madem. Gut.

Sie hat ganz recht, meine liebe Mutter. Das wahre Mittel, niemals Mangel zu haben, ist, daß wir so viel arbeiten, als wir können, und daß wir eine feste Hoffnung haben, seine Güte werde uns das geben, was er weis, das uns nöthig ist. Und was machen ihre Kinder?

Anne.

Sie sind in Diensten, Mademoiselle. Gott hat mich mit den besten Kindern auf der Welt gesegnet; und ich möchte immer vor Erkenntlichkeit weinen, wenn ich daran denke, was ich ihm für Verbindlichkeit habe, wenn er mir auch nur dieß ein-

einzige Gute erwiesen hätte. Man glaubet, ich ernähre meine arme Mutter: aber sie thun es; sie ersparen die Hälfte ihres Lohnes für sie und für mich. Es ist wahr, es ist wenig; denn sie verdienen nicht viel: es ist aber viel für sie; sie geben es aus gutem Herzen. Meine Tochter hat es so gar ausgeschlagen, sich zu verheurathen; denn es wird sehr um sie gefreyet, weil sie sich gut aufführet. Sie saget, sie wolle sich nicht verheurathen, wofern sie nicht einen Mann finde, der sie in den Stand setze, uns zu ernähren; weil sie sich die Freyheit benehmen würde, uns beyzustehen, wenn sie sich verheurathete.

Peter.

Sie wird also lange ledig bleiben. Die Mannspersonen heute zu Tage wollen Geld, und sich nicht dafür mit einer Mutter und Großmutter belasten.

Ein sechzigjäriger Pachter.

Nicht alle, mein lieber Peter; es giebt einige, welche die Gottesfurcht und Tugend allem Golde und Silber in der Welt vorziehen.

Madem. Gut.

Und das sind die vernünftigen Leute, welche wissen, daß eine Frau, die Gott fürchtet, und seine Gebothe hält, ein Schatz ist, und daß Gott besondere Sorge für diejenigen trägt, welche ihren Vater und ihre Mutter lieben, ehren, und ihnen beystehen. Sein Wort ist gut dafür; er läßt es ihnen auf Erden wohlgehen, und sie lange leben. Ihr sehet ein Beyspiel an Mutter Annen. Sie versichert euch, daß sie ungeachtet ih-

rer Armuth zufrieden und glücklich sey, daß sie ihr Schicksal nicht mit der größten Frau ihrem vertauschen wollte. Sie versichert euch auch, daß Gott ihr alle Freude an ihren Kindern erleben lasse. Ich wollte wohl wetten, daß sie ihren Vater, und auch ihre Mutter, selbst nach dem Tode ihres Vaters, in Ehren gehalten hat. Diese Glückseligkeit, welcher sie genießt, ist ihre Belohnung in diesem Leben.

Anne.

Aus Gottes Gnade habe ich mir nicht vorzuwerfen, daß ich ihnen vorsätzlich ungehorsam gewesen. Wie hätte ich nicht fortfahren sollen, meiner Mutter gehorsam zu seyn, da sie mir ein so gutes Beyspiel gegeben hatte? Sie ist stets eine sehr gute Tochter gegen ihre Mutter gewesen. Sie sagete gleichsam zu mir, da ich noch klein war: Siehst du, Anne, meine Mutter ist mir an Gottes Statt; er hat sich ihrer bedienet, mich zur Welt zu bringen, mich zu ernähren und zu erziehen: ich muß ihr also gehorchen, als dem lieben Gott. Was meine Mutter zu mir gesaget hat, das habe ich zu meinen Kindern gesaget; und ich hoffe, sie werden es auch zu ihren sagen, wofern es dem Herrn gefällt, ihnen welche zu geben; denn ich habe es ihnen so vielmal wiederholet, daß sie es nicht vergessen können.

Madem. Gut.

Gute Aeltern ziehen gute Kinder, wie ihr sehet. Man beklaget sich alle Tage über die Undankbarkeit der Kinder. Das geschieht, weil die Aeltern fast allezeit die Beobachtung des vierten Gebothes

vor

vor ihren Augen vernachläßiget haben. Ihr möget immerhin predigen, so viel ihr wollet, meine lieben Leute: eure Kinder werden stets das viel eher thun, was sie euch werden thun sehen, als was sie euch werden sagen hören. Schreibet alle Härtigkeiten, die ihr gegen eure Aeltern habet, in ein Buch, ihr werdet finden, daß sie eine Schuld sind, die euch eure Kinder sehr genau bezahlen. Sie sind euch die Pflichten schuldig, die ihr euren Aeltern schuldig seyd; ihr habet es daran ermangeln lassen, sie werden es auch daran ermangeln lassen.

Ich habe es euch gesaget, meine guten Leute, dieses Geboth Gottes, welches den Kindern gebiethet, alle Arten der Pflichten ihren Aeltern zu erzeigen, gebiethet den Aeltern auch, sich ihrer Pflichten gegen ihre Kinder zu entledigen, und das thun sie nicht.

Frau Pernotinn.

Was sagen sie, Mademoiselle? Man sieht wohl, daßsie niemals Kinder gehabt haben; sonst würden sie wissen, daß die Aeltern stets für ihre Kinder genug thäten. Die starke Zärtlichkeit, die sie gegen solche haben, erlaubet ihnen nicht, es daran ermangeln zu lassen: die Liebe aber steigt nicht von den Kindern zu den Aeltern wieder herauf, wie sie von den Aeltern zu den Kindern hinuntersteigt; das ist eine Sache, die jedermann weis.

Madem. Gut.

Ich bin nicht dieser Meynung, Frau Perno-

tinn; ich weis wohl, daß man ordentlicher Weise die Kinder ihren Aeltern nicht sehr ergeben sieht: ich werde es aber stets wiederholen; die Aeltern sind Schuld daran, welche denn eine scharfe Buße wegen der übeln Erziehung thun, die sie ihren Kindern gegeben haben.

Frau Pernotinn.

Ich habe meine Kinder nur gar zu sehr geliebet, Mademoiselle, und ich habe ihnen die beste Erziehung von der Welt gegeben, die nur in meinem Vermögen gestanden. Sie können lesen und schreiben; ihnen wurde nicht widersprochen, selten übel begegnet, wofern ich nicht recht böse war, welches selten geschah. Ich hatte nicht die Stärke, ihnen dasjenige zu versagen, was ihnen ein Vergnügen machete, und ich glaube, ich würde geweinet haben, wenn ich nicht in dem Stande gewesen wäre, es ihnen zu machen. Ich brach mir an allem ab, damit ich sie gut ernährete, und jedermann wird ihnen sagen, daß sie stets hübsch giengen. Konnte ich es besser machen?

Madem Gut.

Das ist gerade das, was ich eine übele Erziehung nenne, meine liebe Frau Pernotinn. Die Züchtigung ist den Kindern so nöthig, als das Brod. Wenn man nur darauf denket, ihren Einfällen zu willfahren, so ist es eben so viel, als wenn man ein Feld mit Dornen besäet, deren Stacheln man mit der Zeit empfindet.

Mutter Johanne.

Was mich anbetrifft, so habe ich mir, Gott

sey

sey Dank, in diesem Stücke nichts vorzuwerfen. Bey uns mochte man immerhin Einfälle haben; meine Kinder getraueten sich nicht, vor mir zu schnauben. Bey dem ersten Worte, das sie vernünftelten, lehrete ein Paar Ohrfeigen, ein Stoß vor den Hintern sie schweigen. Sie waren auch so geschmeidig, wie ein Handschuh; und das hinderte nicht, daß sie mich nicht liebeten. Fragen sie vielmehr Theresen und Mieken.

Madem. Gut.

Wenn sie ihnen Erlaubniß gäbe, alles zu sagen, und sie sich nicht scheueten, sie böse zu machen, so würde sie die schöne Wirkung dieser zur Unzeit, mit Unrechte, und alle Augenblicke gegebenen Ohrfeigen sehen. Ich habe gesaget, man müßte die Kinder züchtigen: züchtigen aber das heißt sie ziehen, in der Zucht halten, bessern, und nicht schlagen. Es ist eine sehr schlechte Erziehung, die durch Schläge geschieht. Nun, Mutter Johanne, bitte sie ihre Töchter, oder vielmehr befehl sie ihnen, daß sie uns sagen, was sie davon denken.

Mutter Johanne.

Ey! wie kann man die Kinder bessern oder züchtigen, ohne sie zu schlagen? Uebrigens mögen sie reden; ich verspreche es ihnen, ich will nicht böse werden.

Mieke.

Ach, meine liebe Mutter, ich traue darauf nicht. In vier Tagen werdet ihr vergessen, daß ihr uns diese Erlaubniß gegeben habet; und wir würden sehr glücklich seyn, wenn wir damit los-

kämen, daß ihr nur auf uns schmälet, und nicht auch einige Streiche gäbet.

Mutter Johanne.

Man sehe nur das unverschämte Mensch da, das nicht auf mein Wort trauet. Thäte es nicht die Ehrerbiethung, die ich für Mademoiselle habe, und wärest du zu Hause bey mir, du hättest schon ein Paar Maulschellen bekommen, wie es sich gehöret. Hältst du mich für eine Lügnerinn?

Madem. Gut.

Nein, Mutter Johanne, wir halten sie für keine Lügnerinn. Wenn wir sie aber für eine sehr hitzige heftige Frau hielten; würden wir uns irren?

Mutter Johanne.

Es ist wahr, ich bin ein wenig hastig: aber das kömmt nicht auf mich an; ich kann mich nicht umgießen. So bald man die Hand umdrehet, so ist es wieder weg.

Madem. Gut.

Das ist das ordentliche Liedchen aller auffahrischen Personen; ich würde wilden gesaget haben, wenn ich mich nicht gefürchtet hätte, sie böse zu machen. Wenn ihre Kinder, so bald es darauf ankömmt, sich von ihren Fehlern zu bessern, zu ihr sageten: Das ist viel stärker, als ich bin, würde sie mit dieser Entschuldigung zufrieden seyn?

Mutter Johanne.

Nein, Mademoiselle, sie sind jung, sie können sich bessern; ich aber, ich bin alt, ich gleiche dem

Kame-

Kamelote; ich habe meine Falten angenommen. Und hernach denke ich, es gehöre sich nicht für eine Mutter, daß sie sich ihrer Kinder wegen zwinge; da sie hingegen verbunden sind, sich unsertwegen zu zwingen.

Madem. Gut.

Das sind beyde schlechte Antworten, und sie haben sehr übele Folgen. Sie saget, es falle ihren Kindern leichter, sich zu biegen, als ihr, weil sie noch jung sind; das ist wahr: es ist aber auch wahr, daß sie mehr Verstand haben sollte, als sie, und daß sie besser einsehen sollte, als sie, von was für Wichtigkeit es sey, sich zu bessern. Sie werden es ihr nicht sagen, wie ich: aber sey sie versichert, sie werden es denken. Wie würde es gehen, wenn ein jeder sagete, ich kann mich nicht umgießen? Ueber dieses so ist es falsch, daß die Aeltern sich nicht ihrer Kinder wegen zwingen sollen. Wir müssen uns alle zwingen, damit wir ein gutes Beyspiel geben, und diejenigen glücklich machen, mit denen wir leben. Sage sie mir, meine gute Anne, wie hat sie es gemacht, da sie ihre Kinder erzogen? Hat sie solche gewöhnet, allen ihren Einfällen zu folgen, sie mochten gut oder böse seyn? Oder schlug sie solche, damit sie dieselben zwänge, ihr zu gehorchen?

Anne.

Ach! Mademoiselle, eine arme unwissende Frau, so wie ich, wußte wenig, wie sie es anfangen sollte, ihre Kinder gut zu erziehen: der liebe

Gott aber hat mir die Gnade gethan, zu erkennen, daß ich nur geschickt wäre, sie zu verderben, und dieß hat sie gerettet, denke ich.

Eine Frau.

Ich weis es eben so gut, als Mutter Anne, daß ich nicht Verstand genug habe, meine Kinder zu erziehen: das hilft mir aber nichts.

Madem. Gut.

Sie wird uns sagen, wie ihre Unwissenheit ihren Kindern habe nützlich werden können.

Anne.

Das ist ganz leicht. Wenn man etwas nicht zu machen weis, was man doch durchaus thun muß, so bittet man diejenigen, die geschickter sind, als wir, daß sie uns es lehren, und uns beystehen. Gerade eben so habe ich es gemacht. Ich bath alle Augenblicke den lieben Gott um das, was ich meinen Kindern sagen sollte, wie ich mich gegen sie aufführen sollte; und er gab mir seinen Beystand.

Madem. Gut.

Ich bitte sie, Mutter Anne, sage sie uns doch, was der liebe Gott ihr eingegeben hat, daß sie thun sollte, ihre Kinder gut zu erziehen.

Anne.

Ach! Mademoiselle, vielleicht bin ich den guten Regungen schlecht nachgekommen, die er mir gegeben hat; weil ich meine Kinder ein wenig gar zu sehr liebete. Ich ließ ihnen zum Beyspiele kleine Dinge hingehen, ohne daß ich that, als ob ich sie sähe, damit ich ihnen nicht stets mit der

Be=

Bestrafung auf dem Nacken wäre; denn ich befürchtete, sie möchten sich angewöhnen, mich schmälen zu hören. Ich behielt die Züchtigungen bis zu den großen Fehlern auf, als wenn sie sich nicht ehrerbiethig in der Kirche aufführeten, wenn sie trotzig zu den Leuten redeten, wenn sie Angaben oder Zeitungen trugen. O diese Fehler verzieh ich ihnen niemals. Sie wußten es wohl; daher besserten sie sich geschwind davon.

Madem. Gut.

Und was that sie, Mutter Anne, diese ansehnlichen Fehler zu verbessern? Geschah es dadurch, daß sie solche schlug, mit der Ruthe stäupete?

Anne.

Ich hatte vielmals Lust, sie zu stäupen, wenn ich voller Ungeduld war: ich hatte aber sagen hören, es mache die Kinder noch schlimmer, wenn man sie im Zorne züchtigte. Ich gieng also alsdann aus dem Hause, und fiel in einem Winkel des Gartens auf meine Knie, wie es mir ein sehr geschickter Mann gerathen hatte. Ich blieb daselbst ruhig, wobey ich die Augen und Hände gen Himmel erhob, wenn ich mich gar zu sehr aufgebracht fühlete, als daß ich bethen konnte; und wenn meine Ungeduld ganz vergangen war, so kam ich wieder in das Haus, sie zu züchtigen.

Frau Pernotinn.

Das hätte ich niemals das Herz gehabt zu thun. Man kann wohl in der Heftigkeit ein Kind stäupen oder schlagen; und das ist mir viel-

mals begegnet: man muß aber ein barbarisches Herz haben; wenn man es mit kaltem Blute schlagen will.

Anne.

Ich schlug meine Kinder aber nicht, Frau Pernotinn; ich ließ sie Buße thun; und das besserte sie eben so wohl, als die Schläge.

Madem. Gut.

Die Bußen, welche sie ihnen auflegete, waren also wohl fürchterlich, weil sie eben die Wirkung thaten, als die Schläge?

Anne.

Sie kamen meinen Kindern fürchterlich vor; und das war eben so viel, als wenn sie Schläge bekommen hätten. Sie liebeten mich sehr, und ich liebete sie auch. Meine Mutter hatte mir indessen angerahen, ich sollte sie nicht vor Liebkosungen auffressen, wie die jungen Mütter thun; und ich gestehe es ihnen, es kostete mir anfänglich viel, ihr zu gehorchen. Ich küssete sie des Morgens und des Abends. Wenn sie aber einen großen Fehler begangen hatten, so umarmete ich sie nicht, und ihre Großmutter wollte sie auch nicht umarmen; und wir waren alle beyde stets einerley Meynung. Dieses brachte sie zur Verzweifelung. Sie weineten, als wenn man sie umgebracht hatte: die Thränen aber waren vergebens. Wenn ich etwas gesagt hatte, und mir einbildete, es wäre recht, so gieng ich nicht davon ab; es war, als wenn es gerichtlich wäre bestätiget worden.

Madem.

Madem. Gut.

Unter den großen Fehlern, die sie an ihren Kindern bestrafete, hat sie von den Lügen nichts gesaget.

Anne.

Das machet, weil sie keine vorbrachten, Mademoiselle. Ey! warum hätten sie lügen sollen? Sie wußten wohl, daß sie niemals ausgescholten wurden, wenn sie die Wahrheit sageten. Glauben sie aber nicht, daß ich meine Kinder so folgsam und gelehrig gemacht habe. Ich erkenne es gar wohl, daß ich ohne meine Mutter nichts würde gethan haben, was getauget hätte. Sie ist eine fromme Frau; sie bethete zu Gott Nacht und Tag für mich und für meine Kinder.

Madem. Gut.

Nun wohl, meine lieben Leute, Mutter Anne hat uns von Punkte zu Punkte gesaget, wie man es machen müsse, wenn man die Kinder gut erziehen wolle. Sie hat nach allem ihrem Vermögen das vierte Geboth Gottes erfüllet. Muß man sich darüber verwundern? Sie hatte Gott gebethen, er möchte sie von ihren Pflichten unterrichten. Er ist ein großer Lehrmeister, und er machet in einer Minute diejenigen gelehrt, die ihm vertrauen. Wir wollen sehen, was er den Vätern und Müttern besiehlt. Er gebiethet ihnen, ihre Kinder zu lieben, für ihre Gesundheit zu wachen, sie zu ernähren, sie zu kleiden, sich zu bemühen, daß sie etwas für sie auf die Seite legen, damit sie solche können ein Handwerk lernen lassen, wenn

sie durchaus eines lernen wollen. Das Beste aber ist, daß man sie von Kindheit auf zur Feldarbeit gewöhne.

Der Pachter.

Was sagen sie, wenn sie durchaus eines lernen wollen? Muß man ihren Einfällen Gehör geben? Sind sie nicht da, zu gehorchen?

Madem. Gut.

Man muß ihren Einfällen nicht Gehör geben, Nachbar Niklas: man muß sich aber auch sehr in Acht nehmen, daß man ihren Beruf nicht erzwinge, wofern man sie nicht verderben will.

Niklas.

Und was heißt der Beruf der Kinder, den man nicht erzwingen muß? Ich verstehe das Wort nicht.

Madem. Gut.

Wenn Gott den Menschen auf die Welt setzet, so bestimmet er ihn, etwas zu seyn, als ein Ackersmann, ein Beamter, ein Soldat, ein Kaufmann, ein Handwerksmann oder sonst etwas; dieß nennet man Beruf. Da er ihn also zu einem Gewerbe beruft, so giebt er ihm nicht nur eine große Neigung zu diesem Stande, sondern er giebt ihm auch die Gabe, darinnen gut fortzukommen; so daß er nichts taugliches verrichtet, wenn man ihn zwingt, einen andern Stand anzunehmen.

Der Pachter.

Ich habe an dergleichen niemals gedacht. Meine Kinder waren noch ganz klein, da ich den Ausspruch that, was sie werden sollten. Ich lasse

mei-

meinen Aeltesten studieren; und er studieret seit seinem achten Jahre auf einer Schule, woselbst er mir viel Geld kostet.

Madem. Gut.

Hat er bemerket, daß sein Sohn eine Neigung zur Frömmigkeit und zum Studieren hatte?

Der Pachter.

Was die Frömmigkeit betrifft, so glaube ich eben nicht, daß sie ihn ersticket: aber halt, das kömmt schon. Wenn man bey den Wölfen heulen lernet, so wird man auch andächtig, wenn man mit Geistlichen umgeht. Ich weis nicht, ob er Lust zum Studieren hat, und darum bekümmere ich mich auch wenig. Man saget, daß man einem auf den Schulen schon durch Schläge die Lust dazu mache; er wird deren so viel bekommen, bis er es gut machet, und wenn Gott hilft, so wird er bald Priester werden.

Madem. Gut.

Wollte er mir wohl sagen, Nachbar Niklas, aus was für Ursache er dieses Kind vielmehr, als ein anderes, gewählet hat, ein Geistlicher zu werden?

Der Pachter.

Weil der Aelteste war, Mademoiselle. Es könnte mir fehl schlagen; und wenn dieser Sohn gut angebracht worden, so könnte er seinen Brüdern forthelfen. Ueber dieses so machet es einer Familie Ehre, wenn man einen Sohn in dem geistlichen Stande hat; man ist seinetwegen ruhig; ihm ist sein Brod gebacken.

Madem.

Madem. Gut.

Das sind doch schöne Bewegunsgründe, ein Kind in einen Stand zu setzen, der einen ganz besondern Beruf erfordert, der einen zu einem weit vollkommenern Leben verpflichtet, als die gemeinen Christen. Vielleicht wird sein Sohn, der einen vortrefflichen Pachter abgegeben hätte, ein sehr schlechter Geistlicher werden, wenn er ihm ähnlich ist, und keine reinere, das ist bessere Absichten hat, als seine sind. Folge er mir, Nachbar Niklas, gebe er nicht zu, daß sein Sohn den geistlichen Stand annimmt. Und was hat er aus seinen andern Kindern gemacht?

Der Pachter.

Ich habe sie Handwerke lernen lassen; ich will sie von dem Pfluge wegnehmen; das ist eine gar zu beschwerliche Arbeit.

Ein Knabe.

Das sage ich meinem Vater alle Tage, und ich würde ihnen sehr verbunden seyn, Mademoiselle, wenn sie mit ihm deswegen reden wollten. Er hat es in seinem Kopfe, ich solle ein Ackersmann werden; ich wollte aber eben so gern ein Pferd seyn; es ist eine Hundearbeit.

Madem Gut.

Weil ihr nicht gern den Pflug führen wollet, so habet ihr ohne Zweifel Lust, etwas anders zu zu thun?

Der Knabe.

Ja, Mademoiselle; ihr habe einen Kameraden, der nach der Stadt gegangen ist. Er hat

das

das Glück gehabt, in ein gutes Haus zu kommen, und Lackey zu werden; er sagete zu mir, er sey so glücklich als ein König. Er wird gut gespeiset mit schönem weißen Roggenbrode; er ißt bey allen seinen Mahlzeiten Fleisch, hat ein gutes Kleid, ein gutes Bette, und alle Tage sind, als wenn es Sonntag wäre; den er hat fast nichts zu thun. Ich habe Lust, es so zu machen, wie er. Er wird mich unterbringen.

Marie.

Er ist sehr bemühet, sich selbst wieder anzubringen, mein guter Matthies. Er war ein gefräßiger Mensch, ein Faullenzer. Sein Herr hat ihn weggejaget, nachdem er ihm hundert Prügel geben lassen. Das letztemal, da ich in der Stadt war, bath er mich, ich möchte ihm doch mit etwas helfen; denn er hatte um sechs Uhr des Abends noch nicht zu Mittage gegessen.

Madem. Gut.

Ich glaube, ich würde ihn auf der Straße vor Hunger sterben sehen, und nicht gereizet werden, ihm einen Pfenning zu geben; er erhält nur, was er verdienet hat.

Thomas.

Er muß etwas sehr böses gethan haben, weil sie ihn nicht beklagen, sie, die sie sonst so liebreich sind. Hat er etwas gestohlen?

Madem. Gut.

Ich kenne ihn nicht, mein lieber Freund: ich habe aber eine übele Meynung von ihm, und von allen denjenigen, welche das Land verlassen, und

in die Städte ziehen, daselbst zu dienen. Wisset ihr wohl, meine lieben Leute, daß ein guter Ackersmann dem Staate nützlicher ist, als dreyßig Lackeyen? Die Feldarbeit ist eine sehr edle Beschäfftigung; wie kann man die verlassen, und dafür ein Diener werden? O das ist schlecht und niederträchtig!

Der Pachter.

Ich weis nicht, ob unsere Handthierung edel und ehrwürdigi st: ich weis aber, daß wir von den schönen Leuten sehr verachtet werden, die nicht wissen, wie das Brod entsteht, das sie essen. Sie sagen, wir sind unsern Thieren ähnlich.

Madem. Gut.

Diejenigen, welche dergleichen Reden führen, und die Ackersleute verachten, sind selbst den dummen Thieren gleich. Einer von Adel, der kein Vermögen hat, verunehret sich nicht, wenn er das Feld bauet: man würde ihn aber sehr verachten, wenn er ein Lackey würde.

Gottfried.

Bey Gott, Mademoiselle, es giebt rechtschaffene Leute unter den Lackeyen. Wie sie solche doch verachten! Wenn jeder ein Ackersmann würde, so würden derer mehr seyn, als Felder zu bauen wären; und wenn es keine Lackeyen gäbe, so müßten sich die vornehmen und reichen Leute selbst bedienen.

Madem. Gut.

Es thut mir recht Leid, mein guter Gottfried, daß ich wider seinen Stand rede; sage er mir doch, ist er auf dem Lande gebohren?

Gott-

Gottfried.

Nein, Mademoiselle, mein Vater ist Koch bey der Mutter meines Herrn gewesen; er hat ihr dreyßig Jahre gedienet.

Madem. Gut.

Es geht ihn also, mein lieber Freund, das, was ich sage, auch nichts an. Ich rede nur von Bauern, welche den Ackerbau verlassen, und in die Städte kommen, zu faullenzen. Die reichen Leute müssen schon, wie er saget, Bediente haben: es giebt deren aber genug in den Städten, daß sie nicht erst die Ackersleute verführen dürfen, welche sie ernähren. Diejenigen, welche auf den Handwerken arbeiten, können sehr rechtschaffene Leute seyn, und indessen schätze ich sie doch nicht so hoch, als Petern, ob er gleich nur eines Pachters Knecht ist.

Der Leinweber.

Das ist lustig, daß sie einen Knecht höher schätzen, als einen Leinweber, der in der Stadt ein Bürger ist.

Madem. Gut.

Ich schätze die Leute nur nach den Diensten, die sie der Gesellschaft leisten. Es ist eine angenehme Sache, Hemden, Servietten und Tücher zu haben: es ist aber eine nothwendige Sache, zu essen. Man könnte ohne Leinwand leben; man müßte aber vor Hunger sterben, wenn man nicht das Feld bauete. Die Ackersleute sind also die nothwendigsten Leute eines Staates: und wenn sie wollten, so würden sie hochgeschätzet, und sehr hochgeschätzet werden.

Der Pachter.

Jedermann verlanget, hochgeschätzet zu werden, und sie dürfen es nur sagen, Mademoiselle, was man deswegen thun muß; wir werden ihnen von Herzen gern gehorchen, denke ich.

Madem. Gut.

Das sollte wenigstens geschehen: es werden ihrer aber viele seyn, die es nicht werden thun wollen. Ich habe es gesaget, ein Mensch verdienete nach dem Maaße der Dienste hochgeschätzet zu werden, die er der Gesellschaft leistet. Wenn man nun der Gesellschaft etwas dienen will, so muß man die Arbeit lieben; und es giebt viele unter euch, welche faul sind, welche nicht gern arbeiten. Ihr sehet wohl, daß diese nicht verdienen, daß man sie hochschätze.

Ein Bauer.

Ey! was geht das die Leute an, ob wir gern oder nicht gern arbeiten? Was wissen sie davon? Wenn nur die Arbeit geschieht, was ist ihnen daran gelegen? Mischen wir uns denn wohl in das, was sie thun? In Wahrheit, das sind drollichte Leute.

Madem. Gut.

Saget mir, mein Freund, wenn ihr nöthig habet, ein Kleid zu kaufen, und ihr findet einen Kaufmann, der übel aufgeräumet ist, der euch anfährt, der darüber murret, wenn ihr ihn euch viele Stücken Zeug weisen lasset, ohne daß ihr eines nehmet; was denket ihr von diesem Kaufmanne?

Der

Der Bauer.

Das ist mir zuweilen begegnet; und ich dachte, das wäre ein schlechter Kaufman, der sein Gewerbe nicht verstünde, oder der es ungern thäte; ich gehe auch niemals zu solchen Leuten, als wenn ich keine andere finde; ich will auch lieber in einem andern Laden mehr geben.

Madem. Gut.

Und wenn ihr einen Proceß habet, und der Advocat und Richter vernachläßigen es, eure Papiere durchzusehen; sie lassen euch warten; sie versäumen, euch zu dienen, weil sie bey großen Gastmahlen an der Tafel sind, weil sie spielen, oder weil sie bis um zehn Uhr wollen im Bette bleiben; was denket ihr von ihnen?

Der Bauer.

Daß sie ihre Sachen schlecht treiben, daß sie sich nicht damit abgeben sollten: und wenn ich einen Proces hätte, so würde ich mich nicht an sie wenden.

Madem. Gut.

Ich auch nicht, mein lieber Freund; sie möchten immerhin zu mir sagen: Aber was thut ihnen das, wenn ich ihnen nur gute Zeuge gebe, und für ihren Proceß sorge, und wenn ich sie nach der Gerechtigkeit richte; es ist ihnen nichts daran gelegen, ob ich es gern oder ungern thue. Ich würde ihnen antworten: Man thut dasjenige allezeit sehr schlecht, was man nicht mit guter Art thut. Man muß Lust zu einer Sache hagen, wenn man sie so thun will, wie es sich ge-

höret. Ich sage eben das zu einem Gärtner, der sich anbiethet, meinen Garten zu bestellen, zu einem Winzer, und zu einem Pachter, die meinen Weinberg, mein Gut besorgen wollen. Wenn sie es nicht mit Lust und gern thun, so denke ich, sie sind faul, und sie werden meine Arbeit schlecht thun. Ich werde also wider meinen Willen, schlechte Gedanken von diesen Leuten haben; ich werde sie nicht hochschätzen; und ich werde mich ihrer nur bedienen, wenn es mir nicht möglich seyn wird andere zu finden.

Der Bauer.

Wenn aber derjenige, welcher die Arbeit nicht liebet, sie eben so gut machet, als derjenige, der sie liebet, so werden sie ihm nichts zu sagen haben.

Madem. Gut

Das ist unmöglich, mein lieber Freund. Wenn ich ein Landgut, einen Meyerhof sehe, so werde ich gleich erkennen, ob der Pachter die Arbeit liebet, oder nicht. Derjenige, welcher kein Vergnügen an seiner Arbeit findet, thut nur das, was er für unumgänglich nothwendig hält. Derjenige welcher sie liebet, würde viellieber zehn unnütze Dinge verrichten, als es an einem nothwendigen ermangeln lassen. Die Erde ist nicht undankbar; er weis, jemehr man sich bey ihr Mühe giebt, desto mehr bringt sie hervor; und er ermüdet nicht, alle Tage eine neue Arbeit dabey zu thun, wovon er weis, daß sie zur Zeit der Aernde und der Weinlese wird bezahlet werden.

Der

Der Bauer.

Was sie da sagen, ist wahr, Mademoiselle: gesetzt aber, daß ein Mensch die Arbeit nicht liebet; was kann er dabey thun? Es ist nicht seine Schuld; er hat sich nicht selbst gemacht.

Madem. Gut.

Diese Abneigung vor der Arbeit ist eine böse Gewohnheit, die man zu bessern sich bemühen muß. Man muß damit anfangen, daß man Gott um die Liebe zur Arbeit bittet. Wenn man ihn darum, so wie es seyn muß, und oft bittet, so ist es gewiß, er wird sie bewilligen. Man muß darauf denken, daß die Arbeit großen Nutzen schaffe. Sie erhält die Gesundheit, verjaget die Armuth, welche ein großes Uebel ist, wenn sie von der Faulheit kömmt. Eine von den Sachen, die ihr bey der Einrichtung eurer Familie am meisten beobachten müsset, meinen lieben Leute, ist, daß ihr eure Kinder zur Arbeit gewöhnet, so bald sie solche werden thun können, und das ist viel eher, als man es glaubet. Vom vierten oder fünften Jahre an muß man bedacht seyn, sie stets beschäfftiget zu halten. Dieß ist eine gute Gewohnheit, die sie ihr Lebenlang behalten werden.

Der Bauer.

Und wozu wollen sie, daß man die Kinder von fünf Jahren brauchen soll? Sie sind da nur zum Spielen, und ihre Mutter zu verhindern fähig. Man läßt sie da auch in dem ganzen Dorfe herumlaufen, und sich mit den andern Kindern

die Zeit vertreiben. Man sieht sie nicht eher im Hause, als wenn sie hungert; und alsdann hat man so viel Ruhe gewonnen.

Madem. Gut.

Man bezahlet in der Folge diese vermeynte Ruhe sehr theuer. Die Kinder, welche so herumlaufen, verderben einander, und werden böse, wie die Teufel.

Anne.

Mademoiselle redet eben so, wie meine gute Mutter. Meine Tochter strickete von ihrem fünften Jahre an, und der Knabe wurde im Garten gebrauchet. Unser Garten war ziemlich groß: es waren aber viel Steine darinnen: er bekam nichts eher zu essen, als bis er eine gewisse Anzahl derselben aufgelesen hatte, die er in einen Winkel trug. Ob er nun gleich in einem Tage nicht viel machete, so war doch, nach Verlaufe einiger Jahre, kein einziger mehr da. Als er ein wenig größer war, so brauchete man ihn, das Unkraut auszujäten; darnach sammelte er in einem kleinen Korbe den Mist auf der Landstraße; und wenn keiner da war, brachte er Erde von einem Gemeinfelde, das sehr fett war, und streuete sie in unserm Garten umher, der sehr steinicht war.

Der Bauer.

Ich will wohl wetten, daß er in einem Monate nicht das Viertel eines Karren voll gebracht hat; das war wohl recht seine Zeit verloren.

Anne.

Eine kleine Arbeit, die man alle Tage thut, rü-

rücket weiter, als ihr es wohl denket, mein guter Mann. Allein, man ließ ihn solches nicht des Vortheiles wegen thun, der davon herauskam, sondern deswegen, damit man ihn zur Arbeit gewöhnte. Meine Mutter sagete, man müßte ihn viel eher das Wasser mit einem Stocke schlagen, als herumlaufen, und die Arme übereinanderlegen lassen. Er ist nicht immer klein geblieben, und die Zeit kam, da er gute Lasten trug. So viel ist gewiß, er brachte unsern Garten zu Rechte, er bekam Lust zur Arbeit, und ist jetzo bey einem Herrn, welcher saget, er sey so gut, als zween Kerl, seinen Garten zu bearbeiten, der eben so schlecht war, als unserer, und anfängt, ein gutes Ansehen zu bekommen. Indessen ist der Bursche doch noch schwach, und nur erst sechzehn Jahre alt.

Madem. Gut.

Mutter Anne erinnert mich an etwas, welches mir ein Schweizerofficier erzählet hat. Es war in der Schweitz ein Dorf, dessen Einwohner insgesammt sehr arm waren, weil das Erdreich umher so fett und stark war, daß es wenig oder fast gar nichts hervorbrachte. Man sagete zwar den Bauern dieses Dorfes, sie könnten ihre Felder verbessern: sie antworteten aber, nach der schönen Gewohnheit: Mein Vater und mein Großvater haben es nicht gethan, ich will es auch nicht thun. Einer unter ihnen, der mehr Vernunft hatte, als die andern, entschloß sich, das zu versuchen, was man ihm sagete. Zwo Meilen von

da war ein kleiner Sandberg. Er stund früh auf, und holete alle Tage mit seinen Ochsen einen Karren voll Sand, den er auf sein Feld streuete. Er that diese Reise so oft, daß sein Feld einen halben Fuß hoch damit bedecket war. Seine Nachbarn hielten sich die ganze Zieit über ihn auf, und frageten ihn, ob er nach Verlaufe des Jahres Sand ärnden wollte. Er ließ sie reden, und gieng stets seinen Weg fort. Als die Zeit kam, das Feld zu bestellen, so verdoppelte er seine Arbeit, diesen Sand unter das Erdreich zu mengen, und das Jahr darauf hatte er eine reichliche Aernde. Nunmehr sahen diejenigen, welche sich über ihn aufgehalten hatten, daß er mehr Verstand hatte, als sie alle. Sie folgeten seinem Beyspiele; und diese Gegend ist gegenwärtig die beste in der Schweiz.

Der Pachter.

Ich würde es eben so gemacht haben, wie die Leute in diesem Dorfe. Man ist es gewohnt, eine Sache so zu machen, wie man sie immer gemacht hat; will man mehr Verstand haben, als diejenigen, die vor uns gewesen sind? Diese neuen Methoden sind meistentheils nur dienlich, die Felder zu verderben, und seine Zeit zu verlieren.

Madem. Gut.

Das ist der zweyte Fehler die Landleute, der ihnen eben so vielen Schaden thut, als die Faulheit, und welcher verhindert, daß man sie nicht so hochhält, als man es gern wollte. Sie sind von

ei-

einer erschrecklichen Halsstarrigkeit, und was sie sich einmal in den Kopf gesetzet haben, das kann man ihnen nicht wieder herausbringen. Höret mich recht an, meine lieben Leute. Im Anfange der Welt war die Erde viel besser, als sie jetzt ist; weil sie noch ganz neu war. Sie machete also nicht so viel Mühe, sie zu bearbeiten, und man machete nicht so viel Umstände damit.

Der Pachter.

Man mußte sie aber doch ackern, besäen, das Korn abmähen, es ausdreschen. Ich fordere einen auf, ob man ohne dieß sonst wohl Getraide haben kann; nicht zu gedenken, daß man das Erdreich düngen muß.

Madem. Gut.

Er weis es nicht, mein lieber Nachbar, daß über tausend Jahre vergangen sind, ehe man den Pflug erfunden hat, und er kann denken, was für Mühe man gehabt, das Erdreich umzuwühlen. Wenn die Bauren zu der Zeit gesaget hätten: Unsere Väter haben sich dieser Maschinen niemals bedienet; wir wollen es, wie sie machen: so würde jetzt noch kein Pflug da seyn; und urtheile er nur, was für Beschwerlichkeit er haben würde, das Feld zu bauen.

Ein Bauer.

Ich hätte große Lust, neue Methoden anzunehmen. Da sich aber mein Nachbar damit zu Grunde gerichtet hat, so habe ich gedacht, es wäre besser, wenn man der alten Art folgete.

Madem. Gut.

Ohne Zweifel hatte er es übel damit angestellet. Man muß aber, wenn man etwas thun will, was man noch nicht gethan hat, die geschickten Leute zu Rathe ziehen, und seine Versuche im Kleinen machen. Zum Beyspiele, an vielen Orten läßt man das Getraide einweichen. Nun wohl, ich würde eine Metze oder eine halbe Metze nehmen, und sie so zubereiten, als es seyn muß, und aus dieser kleinen Menge sehen, was sie hervorbringen würde. — Wir wollen aber wieder auf unsere Materie kommen.

Karl.

Ich bitte sie um Verzeihung, Mademoiselle: ich wollte ihnen aber wohl ein Wörtchen sagen. Mein Vater hat mich auf ein Handwerk gethan, welches ich nicht leiden kann. Ich möchte verzweifeln, wenn ich den ganzen Tag so auf einer Banke hucken muß. Ich habe das Gewirr auf einem Meyerhofe lieber. Er soll zufrieden mit mir seyn, wenn er mich wieder zu sich nehmen will.

Der Pachter.

Was für eine Grille! Willst du, ich soll das Lehrgeld einbüßen, das ich deinem Meister für dich gegeben habe?

Karl.

Es wird stets eben so gut verloren seyn; denn ich werde niemals ein Leinweber werden; ich wollte lieber unter die Soldaten gehen; und hernach, mein lieber Vater, so weis ich jetzo schon so viel,

als

als mein Meister; und wenn er diese Gütigkeit hätte, und mir erlaubete, wieder nach Hause zu kommen, so verspreche ich ihm, ich will den ganzen Winter arbeiten, wenn man nicht wird auf das Feld gehen können, die Erde zu bearbeiten. Bitten sie ihn für mich, Mademoiselle, ich bitte sie.

Madem. Gut.

Euer Vater ist vernünftig, Karl, wir wollen miteinander davon reden: und wenn es wahr ist, daß ihr einen guten Willen habet, eure Zeit recht anzuwenden, so bin ich überzeuget, er wird eure Neigung nicht zwingen. Aber vielleicht hasset ihr euren Meister mehr, als das Handwerk.

Karl.

Ich würde lügen, wenn ich sagete, daß ich meinen Meister liebete. Er hat mir aber nicht den Ekel vor dem Handwerke beygebracht; mein Vater weis es, wie sehr ich geweinet habe, da ich es lernen sollte.

Der Pachter.

Du hast geweint, wie alle Kinder weinen, die etwas lernen sollen, und nicht gern in einem arbeiten mögen: du würdest dich aber dazu gewöhnen, wenn du wolltest. Sehen sie, Mademoiselle, ob ich diesem das bewillige, was er von mir verlanget. Er hat zween Brüder, die auf ein Handwerk gehen sollen, und die eben so wenig gern arbeiten mögen, als er. Ich werde sie zu Hause behalten müssen; ich werde ihnen hier eine Wirthschaft anrichten müssen, und mein Gut

wird keine große Sache seyn, wenn es unter viere getheilet worden. Ich habe meinem Aeltesten versprochen, er sollte den größten Theil davon haben, wenn er studieren wollte. Wenn er sieht, daß ich ihm nicht Wort halte, so wird er kein Geistlicher mehr werden wollen.

Madem. Gut.

Desto besser, Nachbar Niklas. Wenn er keinen andern Beruf hat, als seine Brüder zu berauben, so wird er ein sehr schlechter Priester werden. Eure Kinder müssen einander gleich seyn, meine Lieben Leute; es ist eine Sünde, wenn ihr mehr Liebe für das eine, als für das andere, habet, wofern nicht diese Liebe auf ihre gute Aufführung gegründet ist. Er hat seine Knaben, Nachbar Niklas, wider ihren Beruf angebracht; er muß sie ihrer Neigung folgen lassen; der Staat wird dabey vier Ackersleute gewinnen; und es finden sich Leute genug in den Städten, die Handwerke zu treiben.

Wir wollen dasjenige endigen, was die Pflichten der Aeltern gegen ihre Kinder betrifft. Es ist eine Pflicht, sie zu ernähren, und zu kleiden, wie ich gesagt habe: es ist aber auch eine wenigstens eben so wichtige Pflicht, sie von ihren Fehlern zu bessern, und ihnen ein gutes Beyspiel zu geben. Die Frau Pernotinn, welche sich über die Undankbarkeit ihrer Kinder beklaget, weis nicht, daß sie vor den Augen Gottes deswegen eben so schuldig ist, als wegen ihrer andern Fehler, die sie in ihrem übrigen Leben begehen werden.

den. O! wie viele Väter und Mütter werden deswegen verdammet werden, daß sie nicht alles gethan haben, was auf sie ankam, ihre Kinder zu verbessern. Der liebe Gott hatte ihnen diese Kinder anvertrauet, welche ihm zugehöreten, ehe sie ihre waren; und sie haben solche vernachläßiget, übel gehalten, dem Teufel überlassen; indem sie dieselben den Lastern überlassen. Wenn euch der König seine Kinder anvertrauet hätte, so würdet ihr für dieselben Sorge getragen haben; und die Kinder Gottes haben eure Aufmerksamkeit nicht erwecken können? Was für Schande! was für ein Verbrechen!

Frau Pernotinn.

Wird Gott aber nicht mit unserer Unwissenheit Mitleiden haben? Ich versichere sie, ich hielt mich für eine recht gute Mutter. Ich sagete zu ihnen, man müßte fromm seyn; ich empfahl der Magd, sie bethen zu lassen, sie in die Kirche zu führen, ihren Katechismus hersagen zu lassen.

Madem. Gut.

Ja meine liebe Frau, der gütige Gott wird ihnen auch ihre Fehler verzeihen; und sie haben ein gutes Mittel, diejenigen wieder auszusöhnen, die sie in diesem Stücke begangen haben. Dieß ist, daß sie mit bußfertigem Geiste das Herzeleid annehmen, welche ihnen ihre Kinder verursachen, und sie würden vermieden haben, wenn solche eine gute Erziehung erhalten hätten. Sie werden dieses Herzeleid die ganze Zeit ihres Lebens empfinden.

Frau

Frau Pernotinn.

Es ist sehr hart, Mademoiselle, ich habe bis jetzo recht darüber gemurret, ich werde aber ihrem Rathe folgen, und es Gott mit bußfertigem Geiste darbringen.

Madem. Gut.

Höret mich wohl an, meine lieben Leute. Wenn Gott euch auch nicht befohlen hätte, euren Kindern eine christliche Erziehung zu geben, so würde doch euer eigenes Bestes euch dazu verbinden. Da ihr meisten Theiles arm seyd, so habet ihr kein anderes Hülfsmittel, als eure Arbeit; und sie ist kaum hinlänglich, eure Familie zu ernähren. Ihr werdet aber nicht immer im Stande seyn, diese Arbeit zu thun; das Alter erfordert einige Ruhe.

Ein Greis.

Nicht immer, Mademoiselle. Ich habe mäßig gelebet; ich bin achtzigen nahe, und ich arbeite noch, als wenn ich nur erst fünfzig wäre.

Madem. Gut.

Das ist eine große Gnade, die ihm Gott erweist, vielleicht zur Belohnung seiner Mäßigkeit: er thut es aber nicht einem jeden. Oftmals, wenn ein Alter auch gern arbeiten wollte, würde er es doch nicht können. Das Gesicht nimmt ab, die Hände und Füße zittern. In diesem Falle haben die Reichen ihre Diensthothen, die ihnen dienen; und hernach dienen ihnen ihre Kinder, wenn nicht aus Freundschaft, doch in der Hoffnung, ihr Vermögen zu erhalten. Bey euch, die ihr nur von einem Tage auf den andern zu le-

ben habet, wird kein Gedräng um eure Erbschaft seyn. Es ist also für euch kein Beystand, keine Erquickung und kein Trost zu hoffen, als in dem guten Herzen eurer Kinder. Ihr könnet euch gewiß nur in so weit Rechnung darauf machen, als sie die Furcht Gottes haben werden; denn alsdann werden sie seine Gebothe erfüllen, und aus Liebe zu ihm die Beschwerlichkeiten eures Alters ertragen; denn dieser Zustand hat deren sehr viel. Die alten Leute sind unreinlich, ekelhaft, übel aufgeräumet. Ein Kind wird in der Länge vor den Sorgen, die es im Anfange mit Vergnügen übernommen hat, wenn es von einem guten Naturelle ist, einen Ekel haben, dabey ermüden, wofern die Gnade Gottes und die Begierde, ihm zu gehorchen, seinen guten Willen nicht unterstützen.

Eine Neuverheurathete.

Haben sie also die Gütigkeit, Mademoiselle, und sagen uns alles, was man thun muß, die Kinder wohl zu erziehen. Ich verspreche es ihnen, ich will es von Herzen gern thun.

Madem. Gut.

Anfänglich muß man sie Gott darbringen, ehe sie noch einmal auf der Welt sind. So bald eine Frau merket, daß sie schwanger ist, so muß sie es ihrem Manne melden, und alle beyde zusammen müssen auf ihre Knie fallen, und dieses Kind Gott darbringen. Sie müssen den Herrn wegen dieses Kindes anbethen, lieben und ihm danken, welches das Kind noch selbst nicht thun kann. Sie müssen für solches die Gnade, daß es getaufet wer-

werde, und alle andere Gnadenbezeugungen erbitten, die es in seinem Leben nöthig haben wird. Diese Darbiethung muß alle Morgen, alle Abende, und so oft, als es den Tag über wird angehen können, wiederholet werden. Wenn die Frau niedergekommen ist, und man ihr das Kind aus der Kirche wiederbringt, so muß sie Gott wegen dessen Taufe noch mehr, als wegen dessen Geburt, danken, und Gott für dieses Kind um die Gnade bitten, daß es viel eher sterbe, als ihn beleidige. Sie muß es oft bey sich wiederholen, daß Gott ihr aufgetragen hat, das Kind in dem weißen Kleide der Unschuld zu erhalten, das es in der Taufe bekommen hat, und daß sie Gott werde Rede und Antwort dafür geben müssen, wenn es solches durch ihre Schuld verlieret.

Ein Tagelöhner.

Und was muß man thun, wenn nun die Kinder größer werden?

Madem. Gut.

Das erste ist, daß man ihnen sage, so bald sie es werden begreifen können, sie seyn Gott wegen alles des Guten verbunden, das ihr ihnen thut. Wenn ihr ihnen ein Stückchen Brod, ein Spielzeug, ein Kleid u. d. g. gebet, so müsset ihr zu ihnen sagen, meine lieben Kinder, ich gebe euch das nicht, sondern der liebe Gott, welcher mir befohlen hat, ich solle es euch geben, und mir die Gnade thut, daß ich es verdiene.

Der Tagelöhner.

Ich habe fast eben so etwas meinem kleinen Jun=

Jungen gesaget, und seit der Zeit plaget er mich und weinet, ich solle ihm den lieben Gott weisen, der ihm so viel Gutes thut. Das machet mich verlegen; ich weis nicht, was ich ihm antworten soll.

Madem. Gut.

Man muß ihm antworten, Gott sey überall, und auch selbst in eurer Stube, aber es sey nicht möglich, ihn zu sehen. Führet ihn auf die Gasse, und saget zu ihm, er soll die Sonne ansehen: er wird die Augen bald wegwenden, und sagen, sie thun ihm davon weh. Alsdann könnet ihr zu ihm sagen: wie seine Augen nicht fähig seyn, die Sonne anzusehen, weil sie gar zu glänzend ist, eben so könne er auch Gott nicht sehen, der unendlich glänzender ist, als die Sonne. Setzet aber hinzu, er werde ihn nach seinem Tode zu sehen bekommen, wenn er fromm seyn werde

Anne.

Ich erinnere mich, als ich klein war, so fragete ich meine Mutter, was Gott in unserer Kammer machete? Sie antwortete mir, er wäre da, uns alle billige Dinge zu geben, um die wir ihn bäthen; er habe auf all unser Thun und Lassen Acht, damit er uns belohnete, wenn wir Gutes thäten, und bestrafete, wenn wir Böses thäten. Wenn ich ungehorsam seyn, oder sonst einen Fehler begehen wollte, so durfte sie nur zu mir sagen: Anne, Gott wird diesen Ungehorsam aufschreiben, und er wird sehr böse auf dich werden. Dieß machete sogleich, daß ich um Verzeihung bath, und meine gute Laune wiederum annahm.

Madem. Gut.

Das ist ein vortreffliches Mittel, die Kinder zu verbessern. Weil es indessen doch einige giebt, die nicht so folgsam sind, so muß man sie in einen Winkel allein stellen, oder sonst eine andere Buße ihnen auflegen, und dabey zu ihnen sagen, wenn ich euch nicht strafete, so würde der liebe Gott mich selbst strafen.

Mutter Johanne.

Das wäre recht gut, wenn man nur nicht ungeduldig würde, und wenn man Zeit hätte. Man wird aber von der Arbeit getrieben; es ist viel eher gethan, daß man ihnen einen Taps giebt; darauf geht man anderswohin, und läßt sie weinen, so lange sie wollen.

Eine Frau.

Es giebt so boshafte Kinder, daß man Schläge bey ihen brauchen muß. Sie würden über eine Buße nur spotten, die ihnen nicht weh thäte.

Madem. Gut.

Weis sie wohl, woher das kömmt, meine liebe Mutter? Daher, weil sie solche von ihrer ersten Jugend an gewöhnet, sie auffahrisch reden zu hören, Scheltworte zu bekommen. Diese Züchtigung machet wegen der Gewohnheit keinen Eindruck mehr bey ihnen. Das ist nicht zu verwundern, weil sie auch der Schläge gewohnt werden, wenn sie solche oftmals bekommen. Man sieht Kinder, die sich darüber aufhalten, wie über das Uebrige. Man saget gemeiniglich, es sind gute Trompeterpferde, die vor dem Schalle nicht erschrecken.

Ein

Ein Bauer.

Hören sie, ich begreife das. Die Kinder sind wie mein Pferd. Ich wohne neben dem Schlosse, und weil man hinter demselben oft jaget, so hatte mein Pferd allemal eine unsinnige Furcht, wenn es einen Flintenschuß hörete, und sprang, wie ein Ziegenbock, so daß es auch einmal meine Frau herunterschmiß. Einer von unsers Herrn Junkern wollte es von seiner Furcht bessern; er schoß alle Tage vielmal zwischen seinen Ohren ein Pistol los; endlich hat sich das Thier dergestalt dazu gewöhnet, daß ein Stückschuß es nicht mehr erschrecken würde, glaube ich.

Madem. Gut.

Eure Vergleichung ist vortrefflich, mein Freund. Ein Kind, das mit Sanftmuth erzogen wird, hat eben so viel Furcht vor einem rauhen Worte, als euer Pferd vor einem Flintenschusse hatte. Wenn es solches aber oft hörete, so würde es keinen Eindruck mehr bey ihm machen; man würde zu den Schlägen kommen müssen.

Der Pachter.

Wieder auf das zu kommen, was sie uns nur erst sageten, so sagete ich neulich zu meinem kleinsten Jungen, Gott ist überall. Der kleine Schurk, der nur erst acht Jahre alt ist, antwortete mir, ich machete ihm nur etwas weiß; er glaubete es nicht.

Madem. Gut.

Ohne Zweifel gab ihm dieses Kind eine Ursache an, warum es das nicht glauben wollte, was er ihm davon sagete.

Der Pachter.

Nur gar zu wohl, Mademoiselle; denn er ist sehr boshaft. Er sagete zu mir, wenn ich glaubete, daß Gott überall wäre, so würde ich nicht so oft in seiner Gegenwart schwören.

Madem. Gut.

Dieses Kind hat ihm eine vortreffliche Lehre gegeben, Nachbar Niklas. Ich hatte schon den Mund eröffnet, euch zu sagen, meine lieben Leute, daß ihr es euren Kindern vergebens wiederholen werdet, Gott sey überall, und er werde uns von unserm Thun Rechenschaft geben lassen, wenn ihr dasjenige durch eure bösen Beyspiele zernichtet, was ihr ihnen durch eure Reden saget. Wollet ihr, daß eure Kinder gute Christen werden: seyd selbst dergleichen. Die größte Pflicht der Aeltern gegen ihre Kinder ist, daß sie ihnen ein gutes Beyspiel geben. Wenn sie sehen, daß ihr auf alles euer Thun und Lassen Acht habet, damit ihr nichts wider das Gesetz Gottes thut, und daß ihr darauf zu ihnen saget: Ich hätte große Lust, zornig zu werden, faul, gefräßig zu seyn: aus Ehrerbiethung und aus Liebe gegen meinen Gott aber, der hier gegenwärtig ist, und mich sieht, will ich es nicht thun. O! sie werden alsdann das schon glauben, was ihr ihnen in diesem Stücke sagen werdet. Behaltet es wohl, ich wiederhole es euch, eure Kinder werden das thun, was sie euch werden thun sehen. Ihr gerathet in Zorn, und ihr gebet eurem Kinde eine Maulschelle; ihr lehret es dadurch seine

Brü-

Brüder und Schwestern schlagen, wenn sie ihm widersprechen, und so oft in Grimm zu gerathen, als man es hindern wird, seine Einfälle auszuführen. Eine andere Pflicht der Aeltern ist, daß sie ihre Kinder recht zu Gott bethen lehren: sie lehren sie aber nur gar zu oft übel, und ohne Ehrerbiethung bethen.

Mutter Johanne.

Was sagen sie, Mademoiselle? Giebt es wohl so unglückliche Aeltern, die ihre Kinder übel zu Gott bethen lehren? Man saget es ihnen genug, daß sie es gut machen müssen.

Madem. Gut.

Ich versichere sie, Mutter Johanne, ich sage nichts, was ich nicht alle Tage sehe. Eine Mutter hat ihr Kind auf den Knien vor sich, und läßt es sein Gebeth herbethen. Währender dieser Zeit läßt sie zu, daß es seinen Kopf bald auf die eine, bald auf die andere Seite hinumdrehet; daß es auf allen Seiten herumsieht; daß es mit den Bändern an seiner Schürtze spielet, sie machet kein Bedenken, zu reden, und zu antworten, und unterbricht sein Gebeth deswegen; mit einem Worte, sie läßt es ohne Ehrerbiethung, und Aufmerksamkeit ein Gebeth hersagen, welches es auf eben die Art wiederholet. Heißt das nicht, ihm eine Gewohnheit übel zu bethen beybringen?

Frau Pernotinn.

Setzen sie sich an unsere Stelle, Mademoiselle; man muß seyn Brod verdienen; man hat einer oder mehr Personen etwas zu befehlen. Unterdessen daß man seine Kinder bethen läßt, saget

der eine dieß, der andere das; ein Mann thut eine Frage; man muß ihm darauf antworten; es fällt einem etwas ein, das man zu vergessen befürchtet; man hat noch einem Dienstbothen einen Befehl zu geben; man eilet, es ihm zu sagen, und darauf vollendet man sein Gebeth.

Madem. Gut.

Sie sagen mir, man müsse sein Brod verdienen, und ich antwortete ihnen, meine liebe Frau Pernotinn, sie haben auch ihre Seligkeit zu besorgen; man müsse lieber zu Grunde gehen, das Almosen betteln, dahin gebracht werden, auf einem Misthaufen vor Hunger zu sterben, als in die Hölle kommen. Allein, man geht gar nicht zu Grunde, wenn man dem lieben Gott dienet; sondern ich versichere sie vielmehr, man verrichtet seine Geschäffte viel besser, weil dieses seinen Segen zuzieht. Wie? sie opfern die Tage und Nächte auf, ihr kleines Glück zu machen, oder sich wenigstens die Nahrung des Leibes zu verschaffen; und sie können nicht eine Viertelstunde finden, ihre Kinder so bethen zu lehren, als es sich gehöret? In Wahrheit, das ist entsetzlich.

Mutter Johanne.

Ich muß ihnen wider meinen Willen dasjenige wiederholen, was ihnen Peter schon gesagt hat. Sehen sie nur, wie schön der Segen Gottes über die arme Anne ausgebreitet ist, über sie, die sie ihre Kinder so gut erzogen hat. Sie bittet um Almosen ist sie nicht weit gekommen?

Madem. Gut.

Man ist stets reich, wenn man zufrieden ist, und wenn man nichts mehr wünschet, als was man hat. Bemerket, meine lieben Leute, daß man nur wünschet, reich zu seyn, damit man zufrieden sey, wenn man seine Einfälle befriediget. Diejenige aber, die keine hat, kann die deswegen nicht auch zufrieden seyn? Hat sie euch nicht selbst gesaget, sie befinde sich bey ihrem Zustande glücklich; sie wollte ihn nicht gegen einer vornehmen Dame ihren vertauschen; sie beunruhige sich nicht wegen des Künftigen, weil Gott ihr Vater Sorge für sie tragen werde? Wer von euch würde so viel sagen können.

Anne.

Und warum sollte es mir an Vertrauen auf diesen so lieben Gott fehlen, der mir stets alles dasjenige bewilliget hat, warum ich ihn gebethen habe? Ich bin niemals viel reicher gewesen, als itzo, ausgenommen, daß ich mehr verdienete, da meine Mutter nicht unvermögend war: zu der Zeit aber, wie itzo, habe ich niemals mehr, als zwo Sachen, gewünschet, wie ich schon gesaget habe, glaube ich; nämlich daß ich meine Kinder erziehen, und meine Mutter ernähren möchte.

Peter.

Und wenn ihr unvermögend wäret, wie diese gute Frau; würdet ihr da auch noch sagen, ihr wäret zufrieden? Wer würde sie, und auch euch ernähren?

Anne.

Ich habe es euch schon gesaget, Peter, derjenige der die kleinen Vögel ernähret, und der den reichsten Menschen an den Betelstab bringen kann, wenn er will. Meine Tochter würde ihren Dienst verlassen, und uns warten, das bin ich versichert; und wenn ich weder Tochter, noch Anverwandte, noch Freunde hätte, so würde ich mich deswegen nicht beunruhigen. Ich habe einen guten Herrn.

Der Greis.

Und sehet, was der Herr der guten Anne ihr aufgehoben hat. Es ist ein Mann für ihre Tochter, der ihre Mutter, und auch sie ernähren will. Ja, gute Muter Anne, von diesem Tage an sollet ihr nicht mehr um Almosen bitten. Ich will euch Brod geben, und eure Tochter verheurathen.

Anne.

Und der liebe Gott wird es ihm vergelten, ihm rechtschaffenen ehrlichen Manne; denn wenn ich ihm sagete, ich wäre ihm sehr verbunden, so würde solches nicht viel heißen.

Madem. Gut.

Ja, mein lieber Freund, er thut ein recht gutes Werk. Hat er keine Kinder?

Der Greis

Ich bin niemals verheurathet gewesen, Mademoiselle; und wenn ich nicht gar zu alt wäre, so würde ich mich selbst bey der Tochter der Mutter Anne angebothen haben. Ich habe stets gesaget, ich würde unverheurathet sterben, weil ich

keine

keine Frau nach meinem Kopfe finden könnte. Es ist Schade, daß diese gar zu spät, und ich gar zu früh gekommen bin; denn so wie sie mich sehen, nähere ich mich den sechzigen. Wenn ich sie aber selbst nicht heurathen kann, so will ich sie doch gut verheurathen.

Madem. Gut.

Kennet er die Tochter der Mutter Anne schon lange?

Der Greis.

Was ihre Person anbetrifft, so weis ich nicht, ob sie klein oder groß, braun oder weiß, schön oder häßlich ist: darnach frage ich aber wenig. Weil sie Gottesfurcht hat, so hat sie alles, was ich verlange. Wenn ich hinfällig werde, so werden sie und ihr Mann, den sie nehmen wird, Sorge für mich tragen, als wenn sie meine Kinder wären. Diese Familie ist ein Haus des Segens, welches mich in den Himmel bringen wird, und ich will ihm lieber mein Vermögen hinterlassen, als weitläufigen Anverwandten, welche vor Verdrusse sterben möchten, so oft sie sagen hören, daß ich mich besser befinde, als ein Mann von zwanzig Jahren, und die etwas dawider zu sagen haben, daß ich noch alt werden will.

Madem. Gut.

Wir wollen nach der Stunde besonders davon reden. Was euch auch immer begegnen mag, meine lieben Leute, so lasset euch solches lehren, man müsse zuerst Gott dienen, und sein Vertrauen auf ihn setzen. Wenn er euch nicht stets Gutes ertheilet, wie er der guten Anne gethan

hat,

hat, so wird er euch die Glückseligkeit geben, die besser ist, weil ihr doch alle Tage vielmals saget, Zufriedenheit übertrifft Reichthum. Lebet wohl, künftigen Sonntag wollen wir einander wieder sehen.

Besondere Unterredung.

Mademoiselle Gut, Anne, der Greis.

Madem. Gut.

Ich habe ihn da bleiben lassen, mein wackerer und rechtschaffener Mann, damit ich ihm für Mutter Annen und ihre Familie ein Compliment abstatte, und Dank sage; und damit ich ihn fragen könne, ob er sich im Ernste zu verheurathen denke.

Der Greis.

Das geschieht, weil sie es für lächerlich halten, daß man sich in meinem Alter verheurathet; nicht wahr, Mademoiselle? Ich habe auch noch nicht recht den Entschluß gefasset; es würde mir Leid thun, wenn das junge Mägdchen unglücklich seyn sollte; und ich wollte um aller Welt willen sie nicht zwingen.

Madem.

Madem. Gut.

Er hat Recht, mein lieber Freund; was denket sie dazu, Muttet Anne?

Anne.

Ich denke, wie Nachbar Paul, und ich wollte um nichts in der Welt willen die Neigung meiner Tochter zwingen: ich wollte viel lieber noch ärmer bleiben, als ich bin. Allein, Mademoiselle, sie hat ein gutes Herz, und einen gesunden Verstand, und dabey denke ich, es werde ihr nicht sauer ankommen, diesen ehrlichen Mann zu heurathen.

Madem. Gut.

Man wird also die Neigung der Tochter zu Rathe ziehen müssen. Lasse sie doch solche auf den nächsten Sonntag hieher kommen, Mutter Anne: aber sage sie ihr nicht, warum, und ehe die andern zum gewöhnlichen Unterrichte da sind, bringe sie solche mit Paulen zu mir. Was ihn anbetrifft, mein lieber Freund, so kann ich ihn noch nicht gar zu alt finden, sich zu verheurathen; und das um so vielmehr, weil es nicht aus verliebter Begierde, sondern aus Vernunft, geschieht. Gott wird nicht dadurch beleidiget, daß er sich eine Gesellschaft und einigen Trost in seinen letzten Jahren zu verschaffen suchet: wir wollen das aber weitläuftiger untersuchen.

Ende des ersten Theils.